

Karl Lenz

Die vielen Gesichter der Jugend

*Jugendliche
Handlungstypen in
biographischen
Portraits*

Aussagen über »die Jugend« werden der Vielfältigkeit und Differenziertheit jugendlicher Lebensstile nicht gerecht. Denn Jugend ist nur im Plural zu verstehen: was herkömmlich als »die Jugend« bezeichnet wird, umfaßt vielmehr vier deutlich voneinander zu unterscheidende Handlungstypen. Dieses Buch stellt in den Porträts von acht Jugendlichen, je vier Mädchen und Jungen, diese jugendlichen Handlungstypen anschaulich dar: den familienorientierten, den hedonistisch-orientierten, den maskulin-orientierten (den es auch bei Mädchen gibt) und den subjekt-orientierten Typus. Eine kurzweilige Lektüre garantiert die Darstellungsweise: die Jugendlichen kommen selbst ausführlich zu Wort.

Campus

Die vielen Gesichter der Jugend

Karl Lenz

Die vielen Gesichter der Jugend

Jugendliche Handlungstypen
in biographischen Portraits

KARL LENZ, Dr. phil., ist Akademischer Rat am Institut für Soziologie der Universität Regensburg. Er verfügt über langjährige Erfahrungen in der freien und verbandlichen Jugendarbeit. 1986 ist bei Campus *Alltagswelten von Jugendlichen* erschienen.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Inhalt

Vorwort	7
1. Alltagswelten von Jugendlichen – zur Theorie und Empirie des Forschungsprojekts	9
1.1. Korrektur des Subjektmodells	9
1.2. Die phänomenologische Sozialtheorie von Alfred Schütz als theoretische Grundlage	10
1.3. Zur Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen	12
1.4. Verarbeitung und Bewältigung der Basisstruktur durch die Jugendlichen	20
1.5. Zum Konzept der jugendlichen Handlungstypen	22
1.6. Zum Ablauf des Forschungsprojekts	26
1.7. Zum weiteren Verlauf der Darstellung	27
2. »Wenn ich zu Liebe fähig bin, dann liebe ich am meisten meine Mutter«	30
2.1. Grundmuster des familienorientierten Handlungstypus	30
2.2. Susanne	36
2.3. Ernst	46
3. »Wenn ich weggeh, dann bin ich der, der was erleben will«	58
3.1. Grundmuster des hedonistisch-orientierten Handlungstypus	58
3.2. Jürgen	62
3.3. Konstanze	74

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lenz, Karl:

Die vielen Gesichter der Jugend : jugendl. Handlungstypen in
biograph. Port. / Karl Lenz. – Frankfurt/Main ; New York :

Campus Verlag, 1988

ISBN 3-593-34003-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 1988 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen

Satz: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda

Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

Printed in Germany

4. »Kumpels und so, die braucht man heutzutage«	86
4.1. Grundmuster des maskulin-orientierten Handlungstypus	86
4.2. Hartmut	90
4.3. Theresa	102
5. »Ich will das machen, was mir was bringt«	113
5.1. Grundmuster des subjektorientierten Handlungstypus	113
5.2. Yvonne	118
5.3. Wilfried	130
6. Jugendliche Handlungstypen als wissenschaftliches Konzept	143
6.1. Zur Konstruktion der Handlungstypen	144
6.2. Handlungstypen und biographische Portraits	147
6.3. Jugendliche Handlungstypen statt »Jugend«	155
Anhang: Aufenthaltsorte von Jugendlichen	159
Bibliographie	161

Vorwort

Diese Arbeit baut auf einem Forschungsprojekt über alltägliche Lebenswelten von Jugendlichen in einer Stadt in Nordbayern auf. Über einen Zeitraum von knapp zwei Jahren wurden mit offenen Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmender Beobachtung die Alltagswelten von Jugendlichen aus dieser Stadt exploriert. Als zentrales Ergebnis dieser Studie zeigte sich, daß »Jugend« keine Einheit ist, sondern daß sich vier unterschiedliche jugendliche Handlungstypen deutlich voneinander unterscheiden lassen (vgl. Lenz 1986). Auch in dieser neuen Arbeit stehen diese vier jugendlichen Handlungstypen im Vordergrund. Die vier jugendlichen Handlungstypen sollen durch Portraits von acht Jugendlichen dargestellt und veranschaulicht werden. Für jeden Handlungstypus wurde ein Portrait von einem Jungen und einem Mädchen erstellt. Zur Gewährleistung eines hohen Maßes an Authentizität werden die Jugendlichen ausführlich selbst zu Wort kommen. Diese acht Portraits, eingeleitet durch eine kurze Beschreibung des jeweiligen Handlungstypus, bilden den Hauptteil der Arbeit. Im ersten Kapitel werden zunächst die theoretischen Grundlagen der Studie vorgestellt und die empirische Durchführung beschrieben. Im Schlußkapitel, das wie das erste stärker theoretisch gehalten ist, wird das Konzept der Handlungstypen genauer betrachtet und auf das Verhältnis von Handlungstypus und biographischen Portraits eingegangen.

Besonderes möchte ich allen Jugendlichen danken, die am Forschungsprojekt mitgewirkt haben, bereit waren, viel Zeit für meine »Neugier« aufzubringen, und mir die Möglichkeit gegeben haben, viel über die Mannigfaltigkeit ihrer Lebenszusammenhänge zu lernen. Mein Dank gilt im weiteren Prof. Hettlage, der die umfangreiche Forschungsarbeit ermöglichte und die Studie mit einem hohen Interesse und mit zahlreichen Anregungen begleitete. Auch danke ich Ulrike Gräßel, die durch stundenlange Gespräche und durch ihre kritische Unterstützung wesentlich zum fertigen Produkt beigetragen hat; auch hat sie mit unübertreffba-

rer Geduld die Endredaktion des Manuskripts ausgeführt. Ohne ausdrückliche Namensnennung möchte ich auch all denjenigen Dank sagen, die diese Forschungsarbeit auf vielfältige Weise unterstützt haben.

Regensburg, März 1988

1. Alltagswelten von Jugendlichen – zur Theorie und Empirie des Forschungsprojekts

1.1. Korrektur des Subjektmodells

Eine Hinwendung zu einem »produktiv realitätsverarbeitenden Subjekt« (Hurrelmann 1983, Hurrelmann u.a. 1986) ist in neueren Arbeiten zur Jugendforschung – wie überhaupt in der Sozialisationsforschung – unverkennbar. Jugendliche sind keineswegs nur passive Objekte, die den von außen vorgegebenen und unabhängig von ihnen vorhandenen Bedingungskonstellationen ausgeliefert sind, von diesen determiniert werden und lediglich auf diese reagieren können. Dieses lange Zeit dominante Subjektmodell wird als eine unzulässige Verkürzung kritisiert und zugunsten einer Modellvorstellung von Jugendlichen als kompetent und aktiv handelnde Subjekte verworfen. Diese Korrektur des zugrundeliegenden Subjektmodells findet sich nicht nur in theoretischen Vorüberlegungen und meist kleineren qualitativ orientierten Jugendstudien, sondern zumindest als Anspruch auch in repräsentativen Jugendstudien, wie z.B. in den letzten beiden von Arthur Fischer, Werner Fuchs und Jürgen Zinnecker geleiteten Shell-Studien (Jugend '81, Jugendliche + Erwachsene '85).

Jugendliche als aktiv Handelnde aufzufassen, diese neue Sichtweise hat in der Jugendforschung durch die Rezeption der Forschungsarbeiten des Birminghamer Centres for Contemporary Cultural Studies an Boden gewonnen (vgl. Clarke u.a. 1979). Für die soziologisch orientierte Jugendforschung steht diese Neuorientierung zudem in Verbindung mit dem starken Aufschwung des »interpretativen Paradigmas« (Wilson 1973; als Überblick vgl. Douglas 1980) in der soziologischen Theoriediskussion innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte. Das neue Subjektmodell findet sich auch in der psychologisch orientierten Jugendforschung, und zwar im Gefolge einer Kritik an der traditionellen Entwicklungspsychologie: Rainer K. Silbereisen u.a. (1986a, 1986b) sprechen von »Entwicklung als Handlung im Kontext«, um auf eine Revision des Entwicklungsmodells hinzuweisen, in dem

der Verlauf und das Ergebnis der Entwicklung von der Person selbst beträchtlich beeinflusst wird. Mit der Einführung von »Coping« als zentrales Konzept wird von Erhard Olbrich (1983, 1985) das »Störreizmodell« der Entwicklung kritisiert. Anstelle von »Störreizen« wird der Begriff »Entwicklungsreize« vorgeschlagen, mit denen sich die Jugendlichen aktiv auseinandersetzen, wobei die Möglichkeit einer produktiven Verarbeitung gegeben ist*.

Die vollauf berechtigte und unerlässliche Korrektur des Subjektmodells darf allerdings nicht zu einem Pendelausschlag in die entgegengesetzte Richtung führen, nämlich zu einer Vernachlässigung sozialer Strukturen. Auch wenn diese Gefahr gegeben ist, scheint sie durchaus vermeidbar. Für eine angemessene Konzeptualisierung als Grundlage für die Jugendforschung kommt es darauf an, die aktive Auseinandersetzung der Jugendlichen mit den vorgegebenen sozialen und materiellen Lebensbedingungen zu betonen.

1.2. Die phänomenologische Sozialtheorie von Alfred Schütz als theoretische Grundlage

Für diese Aufgabenstellung kann die Jugendforschung auf die phänomenologische Sozialtheorie von Alfred Schütz aufbauen, in deren Mittelpunkt das Konzept der Lebenswelt steht (vgl. Schütz/Luckmann 1975; als kurzer Überblick vgl. Lenz 1986:86ff). Schütz hat das Lebenswelt-Konzept aus der Phänomenologie von Edmund Husserl entnommen. Doch im Unterschied zu Husserl, der in einem egologischen Ansatz verharrte, ist für Schütz die Intersubjektivität »eine Gegebenheit der Lebenswelt (...). Sie ist die ontologische Grundkategorie des menschlichen Seins in der Welt und somit aller philosophischen Anthropologie. Solange Menschen von Müttern geboren werden, fundiert Intersubjektivität und Wirbeziehung alle anderen Kategorien des Menschseins.« (Schütz 1971b:116f) Die alltägliche Lebenswelt oder Alltagswelt ist diejenige Wirklichkeitsregion, an der »der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt« und in die er

* Als aktuelle Tendenz zeigt sich deutlich eine Annäherung von soziologisch und psychologisch orientierter Jugendforschung, die sich über eine lange Zeit weitgehend ignorierten. Eine enge Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen, der Soziologie und Psychologie und auch der Pädagogik, ist ein zentrales Anliegen des neuerrichteten DFG-Sonderforschungsbereichs »Prävention und Intervention im Kindes- und Jugendalter« an der Universität Bielefeld. Diese Annäherung kommt auch im Sammelband »Interdisziplinäre Jugendforschung«, herausgegeben von Wilhelm Heitmeier (1986), zum Ausdruck.

»eingreifen und die er verändern kann« (Schütz/Luckmann 1975:23). Zugleich aber werden »seine freien Handlungsmöglichkeiten« in dieser Wirklichkeitsregion durch die »Gegenständlichkeiten und Ergebnisse, einschließlich des Handelns und Handlungsergebnisse anderer Menschen« (Schütz/Luckmann 1975:23) begrenzt. Die Alltagswelt ist Kulturwelt, »die Welt des täglichen Lebens (ist) von allem Anfang an für uns ein Universum von Bedeutungen (...), also ein Sinnzusammenhang, den wir interpretieren müssen.« (Schütz 1971a:11) Alle Interpretationen bauen auf dem Wissensvorrat auf, der dem handelnden Subjekt in seiner biographisch bestimmten Situation verfügbar ist. Der Wissensvorrat ist das Ergebnis der Sedimentierung subjektiver Erfahrungen. Schütz weist ausdrücklich darauf hin, daß der größte Teil des Wissensvorrats »sozial abgeleitet« ist. Die Wissens Elemente werden aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat, »den sozial objektivierten Resultaten der Erfahrungen und Auslegungen anderer« (Schütz/Luckmann 1975:245) übernommen. Nur ein kleiner Teil des Wissens resultiert aus eigenen Auslegungsprozessen, die zudem immer auf der Folie des verfügbaren Wissensvorrats erfolgen. Die Alltagswelt ist also immer schon vorinterpretiert, sie hat Bedeutung unabhängig vom Handelnden, und sie ist ebenso eine intersubjektive, mit anderen geteilte Welt. Die Alltagswelt ist nicht eine »private Welt«, sondern sie besitzt immer auch eine vom handelnden Subjekt unabhängige und mit anderen geteilte »objektive Faktizität« (Berger/Luckmann 1980:64).

In der phänomenologischen Sozialtheorie von Schütz werden universelle und invariante Strukturen, vor allem der alltäglichen Lebenswelt, aufgezeigt und beschrieben, die in allen kulturell bestimmten Alltagswelten wiederkehren (vgl. Luckmann 1979). Es wird eine allgemeine Matrix für Sozialwissenschaften bereitgestellt, auf die sich auch die Jugendforschung stützen kann, deren Gegenstand – allgemein formuliert – konkrete Alltagswelten von Jugendlichen sind. Für die Erforschung der Alltagswelten von Jugendlichen müssen zunächst die vorgegebenen Strukturen aufgezeigt werden, die für die einzelnen Jugendlichen den Charakter einer objektiven Faktizität haben. Die Jugendlichen werden als aktiv und kreativ handelnde Individuen aufgefaßt, denen es möglich ist, ihren Wissensvorrat reflexiv, methodisch und situationsbezogen zu gebrauchen, um sich erfolgreich mit den vorgegebenen Strukturen auseinanderzusetzen.

Die Anwendung der phänomenologischen Sozialtheorie hat auch wichtige methodologische Implikationen. Da die Alltagswelt Kulturwelt ist, vor und unabhängig von dem theoretischen Zugriff des Sozialwissenschaftlers, ist es unerlässlich, die Sinnsetzungs- und Sinndeutungsprozesse, die Typisierungen der Gesellschaftsmitglieder zum Ausgangspunkt zu nehmen. Eine sozialwissenschaftliche Analyse »verweist notwendig auf den subjektiven Standpunkt, das heißt auf die

Interpretation des Handelns und seines Situationsrahmens, so wie diese vom Handelnden selbst erfaßt werden.« (Schütz 1971a:39) In der Wissenschaft wiederholen sich zum großen Teil die Probleme, die sich auch für das Fremdverstehen im Alltag stellen. Auch wissenschaftliche Aussagen sind Typisierungen, die auf die Konstruktionen der Alltagshandelnden aufbauen. Schütz (1971a:7) spricht deshalb von wissenschaftlichen Aussagen als »Konstruktionen zweiten Grades«, die – im Unterschied zu den Konstruktionen der Alltagshandelnden – methodisch kontrolliert erfolgen. Im Unterschied zum Alltagsleben werden in der Wissenschaft die bis auf weiteres angenommenen Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten suspendiert und durch einen partiell ausgerichteten, theoretisch motivierten Zweifel ersetzt. Der Wissenschaftler ist auch an den alltäglichen Handlungsabläufen nicht unmittelbar beteiligt, sondern nimmt als Beobachter teil, ausgestattet mit dem angehäuften Fachwissen als Wissensvorrat.

1.3. Zur Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen

Die Alltagswelten von Jugendlichen umfassen präexistente Gegebenheiten und vorgegebene Anforderungen, mit denen alle Jugendlichen konfrontiert sind, die sie bewältigen und verarbeiten müssen und die im folgenden als *Basisstruktur* bezeichnet werden sollen. Diese Basisstruktur verweist zwar auf Handlungen und Definitionsprozesse der Gesellschaftsmitglieder, durch die sie hergestellt und aufrechterhalten wird, aber für den einzelnen Jugendlichen hat diese einen objektiven Wirklichkeitsstatus. Die Basisstruktur besitzt auch eine hohe Stabilität, was allerdings Veränderungen in der Abfolge der historischen Zeit – wenngleich in einem vergleichbar geringen Maße – nicht ausschließt, ebenso wie auch interkulturelle Unterschiede bestehen können. Aus Befragungen von Jugendlichen läßt sich die Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen nicht unmittelbar rekonstruieren. Es handelt sich um Gegebenheiten, mit denen sie tagtäglich konfrontiert sind, und um Anforderungen, die sich den Jugendlichen ständig stellen, doch müssen diese keineswegs bewußter und abfragbarer Teil ihres individuellen Wissensvorrats sein. Aussagen über die Basisstruktur setzen immer schon einen »theoretischen Blick«, eine Loslösung von den praktischen Belangen und Notwendigkeiten des Alltagslebens voraus. Um Aufschluß über die Basisstruktur zu gewinnen, muß deshalb auf den wissenschaftlichen Wissensvorrat zurückgegriffen werden. Die umfangreich vorhandene Literatur zur Jugendforschung kann als Dokument zutreffender Beschreibung gesellschaftlich verfaßter Bedingungen,

gesellschaftlich formulierter Erwartungen und Ansprüche an Jugendliche aufgefaßt werden. Es lassen sich drei zentrale Elemente der Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen unterscheiden:

- (1) Alltagswelten von Jugendlichen sind Zwischenwelten
- (2) Alltagswelten von Jugendlichen umfassen Handlungsfelder
- (3) Alltagswelten von Jugendlichen beinhalten Handlungsaufgaben

(1) Der in der Jugendforschung immer wiederkehrende Topos, Jugend als Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter zu bestimmen (vgl. z.B. Hollingshead 1949), macht auf ein erstes Element der gesellschaftlichen Organisiertheit der Jugendphase aufmerksam. Die Jugendlichen »leben« nicht mehr in der Welt der Kinder und noch nicht in der Welt der Erwachsenen; sie leben »zwischen den Welten«. In der Bildung einer »Zwischenwelt« (Hettlage-Varjas/Hettlage 1984:378) wird von den Jugendlichen der Spannungsgegensatz verarbeitet zwischen einer Kinderwelt, der sie nicht mehr angehören (möchten), die subjektiv Realitätscharakter verloren hat, und einer Erwachsenenwelt, deren Mitglied sie noch nicht sind, zumindest nicht in Fremddefinitionen. Die Bildung einer Zwischenwelt ist eine fortlaufend und immer wieder neu sich stellende Aufgabe; dabei können sich die Jugendlichen unterschiedlich weit von den Kinderwelten entfernen und sich auch in unterschiedlichem Maße Erwachsenenwelten annähern.

(2) Jugendliche Alltagswelten umfassen unterschiedliche Handlungsfelder; dabei werden vor allem vier Handlungsfelder immer wieder genannt (vgl. z.B. Gecas 1981, Hurrelmann u.a. 1985:62ff):

– Herkunftsfamilie:

Unter der Herkunftsfamilie wird diejenige Familie verstanden, in der der/die Jugendliche die Kind-Position innehat. Die Erwachsenengeneration der Herkunftsfamilie kann zwei Personen umfassen, die natürlichen Eltern oder Adoptiveltern (vollständige Familie) bzw. einen Elternteil und eine weitere Person (Stieffamilie). Die Erwachsenengeneration kann aber auch nur aus einer Person (Ein-Eltern-Familie) bestehen. Weitere wichtige strukturelle Variationen der Herkunftsfamilie ergeben sich aus der Anzahl und dem Geschlecht der Geschwister und der Anwesenheit von anderen Erwachsenen (z.B. Großmutter) (vgl. Gecas 1981).

Die überwiegende Mehrzahl von Jugendlichen lebt in der Herkunftsfamilie. Klaus Allerbeck/Wendy Hoag (1985) stellten in ihrer repräsentativen Jugendstudie fest, daß 1983 von 16–18jährigen 80% bei beiden Eltern, knapp 5% in Stieffamilien und knapp 12% in Ein-Eltern-Familien lebten. Durch verlängerte Ausbildungszeiten sind viele Jugendliche länger materiell von ihren Eltern abhängig.

Von den Eltern wird Hilfe und Unterstützung erwartet und auch – in unterschiedlichem Ausmaß – erhalten (vgl. Pettinger 1985). Sehr oft besteht die Solidarbeziehung auch nach der räumlichen Trennung fort (vgl. Fuchs 1981:345ff). Für Jugendliche ist die Herkunftsfamilie auch ein wichtiger Raum für Freizeitaktivitäten, die sie alleine oder mit Familienmitgliedern ausführen (vgl. Friebel u.a. 1983:89ff). Die Herkunftsfamilie ist auch in einem hohen Maße Ort der Medienutzung (vgl. Breckner 1987). Die familiäre Sozialisation hat auch in der Jugendphase weiterhin eine zentrale Bedeutung für die Personengenes (vgl. Conger 1979). Eltern und Jugendliche verbindet in aller Regel eine wechselseitige emotionale Bindung (vgl. Rosenmayr 1976:98ff). Der Eltern-Kind-Beziehung liegt ein elterlicher Machtvorsprung zugrunde, dessen *Handhabung* einen zentralen Aspekt der innerfamiliären Interaktion darstellt (vgl. auch Zinnecker 1985, Fuchs 1983). In der Herkunftsfamilie erwerben die Jugendlichen ein normatives Bezugssystem sowie Handlungsmodelle und Beziehungsmuster, die in unterschiedlichem Umfang übernommen, modifiziert oder verworfen werden (vgl. auch Friebel u.a. 1983:89ff).

– Peer-Relationen:

Als Peers werden Gleichaltrige und Gleichgesinnte bezeichnet, zu denen Jugendliche in relevanter Beziehung stehen. Der vielfach gebräuchliche Begriff des Gleichaltrigen* soll nicht verwendet werden, da das entscheidende Kriterium nicht die Altersgleichheit ist, sondern die Zugehörigkeit zur selben Altersstufe, und daß der Partner oder die Partnerin als gleichwertig hinsichtlich bestimmter sozialer Attribute wahrgenommen wird (vgl. Hartup 1983). Auch wird auf »peer group« als Oberbegriff verzichtet, da dieser von vornherein unterstellt, daß Peer-Interaktionen in Primärgruppen stattfinden. Aber Peer-Interaktionen kommen auch in Form von Paarbeziehungen und in loserer Verbindungen vor. In Anschluß an Willard W. Hartup (1983) erscheint es daher angebracht, »Peer-Relationen« als Oberbegriff zu gebrauchen, um nicht vorab die möglichen Formen der Peer-Beziehungen einzuschränken.

Im Unterschied zu Eltern-Kind-Beziehungen weisen Peer-Relationen eine »symmetrische Reziprozität« (Youniss 1982) auf. Zwar gibt es zwischen Peers sehr wohl Statusunterschiede, diese sind aber im Vergleich zu anderen Handlungsfeldern weniger fest und verweisen in stärkerem Umfang auf Aushandlungsprozesse. Von Peers geht ein erheblicher Sozialisationseinfluß aus, Peer-Relationen sind ein

* Der Begriff der Gleichaltrigen kommt allerdings in den nachfolgenden Portraits von Jugendlichen an einigen Stellen vor, da dieser Begriff von mir in den Interviews und auch von den Jugendlichen selbst zur alltagsprachlichen Benennung von Peers verwendet wurde.

wichtiger Erfahrungsraum und vermitteln den Jugendlichen Wissen, über das Erwachsene nicht verfügen bzw. dessen Vermittlung sie vermeiden (vgl. Gecas 1981). Eltern und Peers als Orientierungssysteme stehen keineswegs notwendigerweise in einem Gegensatz zueinander. Es ist durchaus möglich, daß die Interaktion mit Peers, zumindest in bestimmten Bereichen, den Einfluß der Eltern unterstützt (vgl. Kandel/Lesser 1972, Oswald 1980).

– Schule:

Im Unterschied zu Herkunftsfamilie und Peer-Relationen ist die »Schule eine Institution, deren gesellschaftlicher Auftrag und organisatorische Struktur direkt auf die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen abzielt.« (Hurrelmann u.a. 1985:80) Aufgabe der Schule ist es, Kenntnisse, Fähigkeiten und Erfahrungen zu vermitteln, die auf (außerfamiliäre) Lebenszusammenhänge und Arbeitsprozesse vorbereiten. Das Schulsystem ist in unserer Gesellschaft das zentrale Selektionssystem. In sehr vielen Fällen ist die Berufslaufbahn formell an schulische Abschlüsse gebunden, und durch den Schulerfolg werden Lebenschancen in hohem Maße festgeschrieben. Der Besuch weiterführender Schulen hat in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen. Der Anteil der 15–20jährigen Schüler/innen an der gleichaltrigen Wohnbevölkerung ist von 22,9% im Jahre 1965 auf 50,4% im Jahr 1982 gestiegen (vgl. Bertram 1987: 21, 64). Das heißt, erheblich mehr Jugendliche verbringen heute mehr Lebensjahre im Schulsystem als noch in den 60er Jahren.

Von den Schülern und Schülerinnen wird eine auf Lehrinhalte ausgerichtete Aufmerksamkeit erwartet, was eine hohe Verhaltensdisziplinierung zur Voraussetzung hat (vgl. Hurrelmann u.a. 1985). Die Beziehung zu den Lehrkräften ist affektiv neutral, spezifisch, universalistisch und auf Leistung ausgerichtet. Auch weist diese Beziehung eine Machtdifferenz zugunsten der Lehrkräfte auf (vgl. Ulich 1980). Trotz des formalen Auftrags ist die Schule für die Jugendlichen nicht nur eine Lernstätte, sondern auch wichtige Möglichkeit für Kontakte zu Peers (vgl. auch Furtner-Kallmünzer/Sardei-Biermann 1982).

– Arbeitswelt:

Der Eintritt in die Arbeitswelt erfolgt bei einem Teil der Jugendlichen unmittelbar nach Abschluß der allgemeinen Schulpflicht. Bei einem größeren Teil ist der Übergang zeitlich verzögert und kann bis zum Ende des 3. Lebensjahrzehnts und länger dauern. Zwei von drei Jugendlichen machen ihre ersten Erfahrungen mit der Arbeitswelt in der betrieblichen Ausbildung, die je nach gewähltem Beruf zwischen zwei bis dreieinhalb Jahren dauert (vgl. Keddi/Otto 1985). Die verbleibenden Jugendlichen treten entweder durch die Aufnahme einer ungelerten Tätigkeit (Jungarbeiter/innen) oder in Anschluß an das Studium unmittelbar in

die Arbeitswelt ein. Der Übergang ins Berufsleben, sowohl die Lehrstellensuche (»1. Schwelle«) wie auch die Aufnahme der vollen Erwerbstätigkeit (»2. Schwelle«), ist mit einem hohen Risiko einer mehr oder weniger langen Arbeitslosigkeit verbunden (vgl. als massenstatistischen Überblick: Schober 1985; als qualitative Studie zu arbeitslosen Jugendlichen: Alheit/Glaß 1986; speziell zu Berufseintrittsschwierigkeiten von Hauptschüler/inne/n: Heinz u.a. 1985).

Der Eintritt ins Berufsleben hat starke Veränderungen in der Organisation des Alltags der Jugendlichen zur Folge. Zugleich ist der Berufseintritt eine wichtige Voraussetzung für die materielle Unabhängigkeit von den Eltern. Auch hat die Arbeitswelt erhebliche sozialisatorische Wirkung auf die Jugendlichen (vgl. Kärtnner u.a. 1984, Schallberger u.a. 1984). Die betriebliche Ausbildung wird meist in den Arbeitsprozeß integriert; lediglich Großbetriebe haben spezielle Lehrwerkstätten. Die Arbeitswelt ist deutlich stärker als die Schule altersheterogen und hierarchisch strukturiert (vgl. Dittmann-Kohli u.a. 1982, Mühlfeld 1987). Mit dem Wegfall bzw. Nicht-Vorhandensein von Qualifikationsunterschieden kann zwar die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Altersstufen fortbestehen, jedoch ist damit eine wichtige Basis für die Zuerkennung des Erwachsenenstatus in der Arbeitswelt gegeben.

Meistens erstrecken sich Alltagswelten von Jugendlichen auf drei Handlungsfelder (Herkunftsfamilie, Peer-Relationen, Schule oder Arbeitswelt); sie können auch alle vier Bereiche oder – in Ausnahmefällen – nur ein Handlungsfeld (z.B. Peer-Relationen) umfassen. Bei einer Analyse ist zu beachten, daß dieselben Handlungsfelder für verschiedene Jugendliche große Unterschiede aufweisen können. Die Handlungsfelder dürfen nicht als hermetisch abgeschlossen aufgefaßt werden. Dies gilt in besonderer Weise für die Peer-Relationen, die durchaus auch in den Kontext der Herkunftsfamilie, Schule oder Arbeitswelt eingebettet sind bzw. zumindest sein können. Auch die drei anderen Handlungsfelder sind durch wechselseitige Einflüsse eng miteinander verbunden.

(3) Wie für jede Altersstufe sind auch für die Lebensphase Jugend altersstufen-spezifische Anforderungen und Aufgaben von zentraler Bedeutung, die an die Jugendlichen gestellt werden und von ihnen bewältigt werden müssen. In diesem Zusammenhang kann auf das aus der Entwicklungspsychologie stammende Konzept der »developmental tasks« von Robert J. Havighurst (1972) zurückgegriffen werden (zur Weiterentwicklung dieses Konzepts in der Entwicklungspsychologie vgl. Dreher/Dreher 1985, Oerter 1986, 1987). Durch die Umbenennung in Handlungsaufgaben soll verdeutlicht werden, daß diese altersstufen-spezifischen Anforderungen und Aufgaben für eine soziologische Analyse einer Reformulierung

bedürfen (vgl. als einen früheren Versuch Döbert/Nunner-Winkler 1975). Vor allem sind die mit dem psychologischen Konzept der Entwicklung immer auch verbundenen endogenistischen Assoziationen zu vermeiden, wonach Entwicklung als biologisch sachimmanent determinierter Werdegang der Persönlichkeit aufgefaßt wird (vgl. zur Kritik an endogenen Erklärungsmodellen aus historischer Perspektive Mitterauer 1986:15ff). Für eine soziologische Analyse ist die Wechselwirkung von Person und sozialer Umwelt von primärem Interesse. Für die Jugendphase lassen sich folgende zentrale Handlungsaufgaben nennen:

– Umstrukturierung des sozialen Netzwerkes:

Als eine zentrale Aufgabe, die von Jugendlichen zu bewältigen ist, wird in der Jugendforschung immer die Ablösung und Distanzierung von der Herkunftsfamilie, primär von den Eltern, und eine Intensivierung der Beziehungen zu den Peers genannt (vgl. z.B. Reimann 1987). Dieser Prozeß der Umstrukturierung erfolgt nicht abrupt, sondern in vielen kleinen Schritten. Die emotionale Bindung an die Eltern wird nach und nach gelockert und in einer neuen Qualität auf ausgewählte Peers transformiert. Ausmaß und Intensität der Interaktionen zwischen Eltern und Jugendlichen nehmen zugunsten von Peers ab. Auch für die normativen Orientierungen verlieren die Eltern an Gewicht (vgl. Hornstein u.a. 1975:84ff). Dieser Prozeß der Umstrukturierung des sozialen Netzwerkes kann innerfamilial zu Konflikten führen. Konfliktstoff ist vor allem die Ausübung und das Ausmaß elterlicher Kontrolle, die sich auf folgende Bereiche erstreckt: Häufigkeit und Dauer des Weggehens, Umgang mit Peers, Orte der Peer-Relationen, Kleidung und Aussehen sowie Verwendung des Geldes (vgl. auch Projektgruppe Jugendbüro 1975:253ff). Mädchen werden im allgemeinen von ihren Eltern stärker kontrolliert als Jungen (vgl. Bruder-Bezzel/Bruder 1984:112ff).

– Übernahme der Geschlechtsidentität und Aufnahme heterosexueller Beziehungen:

Auch wenn die geschlechtsspezifische Sozialisation schon frühzeitig beginnt, erfolgt in der Pubertät und im Jugendalter »ein weiterer massiver Sozialisations-schub (...), der wesentlich stärker geschlechtstypisch orientiert ist als die ersten grundlegenden Lektionen.« (Schmerl 1982:30) Der Druck der Eltern in Richtung auf geschlechtsidentitäts-adäquates Verhalten nimmt zu; auch die Jugendlichen selbst sind verstärkt auf die Stereotype von Männlichkeit/Weiblichkeit orientiert und schaffen sich gegenseitig als Peers einen starken Anpassungsdruck (vgl. Bilden 1980:803ff). Durch den Beginn der Menstruation und dadurch, daß ihr bislang desexualisierter Körper als Zentrum der Aufmerksamkeit und auch der Belästigung erlebt wird, ergibt sich vor allem für Mädchen ein massiver Einschnitt (vgl.

6. Jugendbericht 1984:30ff, Bruder-Bezzel/Bruder 1984:95f). Auch erste sexuelle Erfahrungen haben für Mädchen und Jungen massive Auswirkungen auf die Übernahme der Geschlechtsidentität.

Der Aufbau heterosexueller Beziehungen ist eine Handlungsaufgabe, mit denen Jugendliche konfrontiert werden – zumindest von Seiten der Peers, zum Teil jedoch auch von Seiten der Erwachsenen – und die sie zu bewältigen haben. Dies gilt für alle Jugendlichen, auch wenn die ersten Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zeitlich stark gestreut sind: Aufschub ist eine der möglichen Bewältigungsformen (vgl. Oerter 1987:290ff). Es ist zu beachten, daß heterosexuelle Beziehungen von Jugendlichen eine Formenvielfalt aufweisen: heterosexuelle Beziehungen dürfen nicht mit genitaler Sexualität gleichgesetzt werden (vgl. Sielert 1987). Dies gilt, obwohl die erotisch-sexuellen Möglichkeiten und Freiräume der Jugendlichen in den letzten drei Jahrzehnten erheblich zugenommen haben (vgl. Fuchs 1983, 1985). Der Aufbau heterosexueller Beziehungen ist für Jugendliche in erster Linie eine Suche nach einem Partner/einer Partnerin (vgl. auch Straver 1984, Oerter 1987: 291ff).

– Erwerb von Qualifikationen:

Jugend wird in starkem Maße als eine Vorbereitung auf das Leben später aufgefaßt; in der Jugend soll der Grundstein für das Erwachsenen-Dasein gelegt werden: eine zentrale Aufgabe ist es, schulische und berufliche Qualifikationen zu erwerben, eine berufliche Laufbahn vorzubereiten und/oder aufzunehmen (vgl. Beck u.a. 1980:223ff, Mühlfeld 1987). Durch den Erwerb von Qualifikationen wird der Lebensplan nachhaltig festgelegt. Der Erwerb beruflicher Qualifikationen ist inzwischen für Jungen und Mädchen weitgehend gleichermaßen selbstverständlich, auch wenn Mädchen ihre beruflichen Ziele häufiger über einen höheren Schulabschluß und/oder eine berufliche Vollzeitschule zu erreichen versuchen (vgl. Seidenspinner/Burger 1982:12). Die Qualifikation hat auch eine zentrale Bedeutung für die Stellung im gesellschaftlichen Raum. In Anschluß an Bourdieu bezeichnet Jürgen Zinnecker (1987:314) Jugend als die »Hauptphase des Erwerbs kulturellen Kapitals«, das zunehmend wichtiger wird als die soziale Herkunft für die Stellung im System sozialer Ungleichheit.

– Ausformung eines relativ stabilen Selbstkonzepts:

Als »die« zentrale Aufgabe des Jugendalters wird in Anschluß an Erik H. Erikson (1981) der Erwerb und die Festigung der Identität bezeichnet (vgl. Hornstein u.a. 1975:367ff, Oerter 1987:295ff). Da im Identitätsbegriff häufig das Bild, das andere sich über ein Individuum machen, und die Vorstellungen, die das Individuum über sich selbst hat, vermengt werden (vgl. auch Frey/Haußer

1987), wird dieser Begriff nicht verwendet. Stattdessen soll für das Bild, das ein Handelnder von sich selbst hat, der aus der Psychologie entlehnte Begriff des Selbstkonzepts (vgl. Filipp 1979) eingeführt werden. Aufgabe der Jugendlichen ist es, die in der Kindheit erworbenen bzw. zugeschriebenen Selbstdefinitionen aufzugeben, sich selbst als einmalige, unverwechselbare Person zu definieren und zu erleben, in verschiedenen Handlungsfeldern und unter sich verändernden Umweltbedingungen in der Lage zu sein, eine Vorstellung einer biographischen Kontinuität aufrecht zu erhalten; kurzum: ein relativ stabiles Selbstkonzept auszuformen.

– Entwurf eines Lebensplans:

Es wird von Jugendlichen erwartet, daß sie Vorstellungen über ihr *künftiges Leben* entwickeln, das in eigener Regie geführt werden soll. Der Lebensplan ist kein Drehbuch, das dann Stück für Stück verwirklicht wird, vielmehr umfaßt ein Lebensplan eine Vielzahl von Einzelplänen, die z.T. nur in groben Grundzügen mehr oder weniger bestimmt definiert und zudem auch revidierbar sind. Lebenspläne können sich auf unterschiedlich lange Zeiträume erstrecken. Lebenspläne bauen auf institutionalisierten Ablaufmustern von Lebensläufen (vgl. Schütze 1981:67ff) auf. Berufs- und Ausbildungslaufbahnen z.B. weisen eine feste Abfolge von Schritten auf – wer studieren will, muß zunächst das Abitur erwerben – und das Wissen über Ablaufmuster liefert eine Grundlage für die eigene Planung (vgl. Berger u.a. 1987:64ff, Fuchs 1984:46ff).

Ein zentraler Bestandteil des Lebensentwurfs Jugendlicher ist der Beruf. Ein zweiter wichtiger Komplex sind – allgemein formuliert – Pläne über Lebensformen. Hierzu zählen – soweit noch nicht erfolgt – die räumliche Trennung von der Herkunftsfamilie, Heirat, nichteheliches Zusammenleben mit Freund/in oder andere Zusammenlebensformen, einschließlich des Alleinlebens. Dazu gehören auch der Kinderwunsch und die Vorstellungen über die inhaltliche Gestaltung der Partnerschaft. Da die Familienaufgaben weithin unverändert als Domäne der Frauen begriffen werden, stellt sich vor allem für sie auch das Problem, wie sie Familie und Beruf in der Zukunft verbinden wollen. Lebenspläne können sich auch auf die Beteiligung an gesellschaftlichen und politischen Entscheidungsprozessen beziehen; sie umfassen eine Definition von Lebenszielen und eine Einbettung des eigenen Lebens in globale Sinnzusammenhänge.

1.4. Verarbeitung und Bewältigung der Basisstruktur durch die Jugendlichen

Als kompetent handelnde Subjekte setzen sich die Jugendlichen mit der gesellschaftlich konstruierten und vorgegebenen Basisstruktur aktiv auseinander. Im Spannungszustand zwischen Nicht-mehr-Kind und Noch-nicht-Erwachsener konstruieren sie Zwischenwelten. Ausgestattet mit umfangreichem Wissensvorrat agieren sie in ihren Handlungsfeldern; sie entwerfen Handlungspläne, die sie durchführen, wieder verwerfen oder die an Widerständen scheitern; und in Interaktionen mit anderen beeinflussen und gestalten sie diese Handlungsfelder. Auch die Handlungsaufgaben, die oftmals – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – als Belastung erfahren werden, transformieren die Jugendlichen in mehr oder weniger erfolgreiche Lösungen; sie erfüllen, verändern oder lehnen damit in Verbindung stehende Ansprüche ab und lösen oder verschieben daraus resultierende Probleme. Die Jugendforschung hat zwar mittlerweile weitgehend von der Vorstellung Abschied genommen, die Jugendphase sei »eine Zeit der heftigen Krise, emotionalen Labilität und akuten Gefährdung« (Oerter 1987:275), dennoch können sich in der aktiven Auseinandersetzung mit der Basisstruktur Risikokonstellationen ergeben, die Problemverhalten und über Etikettierungsprozesse dann auch »deviante« Karrieren hervorrufen (vgl. Hurrelmann 1987).

Im vorliegenden Forschungsprojekt über Alltagswelten von Jugendlichen wurde die Hypothese aufgestellt, daß den Jugendlichen bei der Auseinandersetzung mit den Teilelementen der Basisstruktur, z.B. der Aufgabe der Umstrukturierung des sozialen Netzwerks, nicht nur ein Weg offen steht, sondern daß die Bandbreite möglicher Verarbeitung und Bewältigung groß ist. Diese Hypothese konnte durch die Ergebnisse der Studie überzeugend bestätigt werden. Auch ist die Verarbeitung und Bewältigung der präexistenten Gegebenheiten und vorgegebenen Anforderungen nicht individuell willkürlich und beliebig, sondern es zeigen sich gewisse Regelmäßigkeiten, die es erlauben, von *Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern* der Teilelemente der Basisstruktur zu sprechen. Die in Erscheinung tretenden Formen der Verarbeitung und Bewältigung sind offensichtlich institutionalisiert. Im kulturellen System sind Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster vorhanden, auf die Jugendliche in ihrer aktiven Auseinandersetzung mit der vorgegebenen Basisstruktur zurückgreifen. Es ist anzunehmen, daß diese Aneignung, die immer auch eine Modifikation aufgrund der biographisch bestimmten Situation ist, auf der Grundlage der aus dem individuellen Wissensvorrat sich ergebenden individuellen Präferenzen und der in der vorgegebenen sozialen Lage verfügbaren sozialen Ressourcen erfolgt.

Das Ergebnis, daß die Bandbreite möglicher Verarbeitung und Bewältigung groß ist und daß sich dabei unterschiedliche Muster identifizieren lassen, kann sich – als weitere Untermauerung – auf eine Reihe anderer Studien stützen. Peter Alheit und Christian Glaß (1986) kamen z.B. bei einer biographischen Studie über arbeitslose Jugendliche zu der »Entdeckung«, »daß von einheitlichen Verarbeitungsmustern nicht die Rede sein konnte. Was immer Jugendarbeitslosigkeit objektiv bedeuten mochte, unsere Informanten gingen höchst unterschiedlich damit um.« (Alheit/Glaß 1986:50) Im Hauptteil ihrer Arbeit werden fünf unterschiedliche Verarbeitungsmuster der Arbeitslosigkeit vorgestellt. Auch in der Studie »Jugend und Krise« von Martin Baethge u.a. (1987) wurden für die untersuchten Bereiche – das Verhältnis von Jugendlichen zu ihrer aktuellen Arbeitssituation, der Stellenwert von Arbeit in den Lebenskonzepten von Jugendlichen und die Lebensgestaltung außerhalb der Arbeit – unterschiedliche Formen festgestellt. Zu der Freizeitgestaltung merken Baethge u.a. (1987:487) an: »Zu unterschiedlich sind die Orientierungen, als daß man ein homogenes, für alle Jugendlichen gültiges Freizeitkonzept unterstellen könnte: Von der Freizeit der Jugendlichen kann heute – wahrscheinlich weniger denn je – die Rede sein. Der Freizeitbereich erweist sich vielmehr als Sphäre pluraler Lebensstile und Verhaltensmuster.«

Auch wenn diese Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster eine zeitliche Kontinuität aufweisen, die nicht unterschätzt werden sollte, haben diese im Vergleich zu der Basisstruktur sowohl in historischer Zeit wie auch im interkulturellen Vergleich eine deutlich höhere Variabilität. Noch erheblich stärker dem Wandel unterworfen sind – als 3. Ebene – die *Ausdrucksmittel* für diese Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster. Auf dieser Ebene sind die »expressiven Stilrichtungen« oder »Jugendkulturen« anzusiedeln, mit denen sich in der deutschsprachigen Jugendforschung ausführlich Jürgen Zinnecker (1987) und Dieter Baacke (1987) befassen. Zur Verdeutlichung dieser drei Ebenen und deren unterschiedlicher Variabilität ein Beispiel: Als eine Handlungsaufgabe wurde die Ausformung eines relativ stabilen Selbstkonzepts genannt. Zumindest seit den 60er Jahren lassen sich Jugendliche finden, für die bei der Verarbeitung und Bewältigung dieser Handlungsaufgabe offensichtlich die Popmusik, die sie intensiv konsumieren oder z.T. auch selbst produzieren, eine große Bedeutung hat. Die dritte Ebene würde dann den Musikstil als Ausdrucksmittel dieses Verarbeitungs- und Bewältigungsmusters betreffen. Verschiedene Musikstile kommen gleichzeitig vor, wobei von Jugendlichen nur ein Stil bevorzugt und die anderen oftmals vehement abgelehnt werden. In den 60er Jahren z.B. bestanden selbst bei den beiden Liverpooler Bands »Beatles« und »Rolling Stones« Fangruppen, die die Musik der jeweils anderen Band ablehnten. Auch weisen gerade Musikstile bekanntlich eine hohe Kurz-

lebigkeit auf. Der »Beat« der 60er, die »West-Coast-Musik« der frühen 70er und der »Punk« und »New Wave« der frühen 80er Jahre sind nur vier Beispiele, die leicht zu erweitern wären. Es wäre nun aber falsch, schon aufgrund dieser variierenden Musikpräferenzen auf Unterschiede in der Lebensbewältigung zwischen den Jugendlichen zu schließen. Egal welcher Musikstil bevorzugt wird, kann die Musik für die Bewältigung der Aufgabe, ein relativ stabiles Selbstkonzept auszuformen, einen Beitrag leisten. Von den zugrundeliegenden Handlungsaufgaben ganz zu schweigen, handelt es sich trotz aller Unterschiede in den Musikstilen um ein und dasselbe Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster.

1.5. Zum Konzept der jugendlichen Handlungstypen

Als ein weiteres zentrales Ergebnis der Forschungsstudie zeigte sich, daß die Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster, die bei einem Jugendlichen anzutreffen sind, nicht beliebig-zufällig kombiniert sind, sondern daß sich bestimmte, wiederkehrende Konstellationen von Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern feststellen lassen. Für typische Kombinationen von Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern der Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen wird der Begriff der *jugendlichen Handlungstypen* eingeführt. Insgesamt konnten vier typische Konstellationen von Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern, also jugendliche Handlungstypen, ermittelt werden:

- der familienorientierte Handlungstypus,
- der hedonistisch-orientierte Handlungstypus,
- der maskulin-orientierte Handlungstypus und
- der subjektorientierte Handlungstypus.

Diese vier jugendlichen Handlungstypen, deren inhaltliche Beschreibung in den nachfolgenden Kapiteln erfolgen wird, erwiesen sich gegenüber Differenzierungen aufgrund der Variablen Alter, Geschlecht, soziale Herkunft und Schulausbildung als dominant. Aus dem Vergleich der aufgrund dieser Differenzierungen sich ergebenden Teilgruppen miteinander – also »jüngere« vs. »ältere« Jugendliche, Mädchen vs. Jungen, Jugendliche aus Herkunftsfamilien mit höherem vs. solche mit niedrigerem Sozialstatus, Jugendliche mit Hauptschulabschluß vs. Schüler/innen weiterführender Schulen – ergaben sich keine auch nur einigermaßen einheitliche Profile von Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern. Diese Teilgruppen (z.B. die Teilgruppe der Mädchen) weisen also intern große Unterschiede auf;

sie haben – im Unterschied zu den Handlungstypen – keine einheiten-diskriminierende und unterschiedskonstituierende Wirkung. Damit wird nicht generell die Relevanz dieser Variablen sozialer Differenzierung negiert. Vielmehr zeigte sich, daß mit Geschlecht und Alter Variationen *innerhalb* der Handlungstypen in Verbindung stehen; auch lassen sich Besonderheiten der Verortung der einzelnen Handlungstypen im System sozialer Ungleichheit feststellen. Diese Ergebnisse im einzelnen sind Teil der nachfolgenden Darstellung der Handlungstypen*.

Durch diese Differenzierung von Jugend in jugendliche Handlungstypen wird die in der Jugendforschung weitverbreitete, oftmals implizit unterstellte Grundprämisse von »der« Jugend als Einheit falsifiziert (vgl. Lenz 1986:29ff). Damit soll nicht bestritten werden, daß unter bestimmten Fragestellungen die Differenzierung von Jugend außer acht gelassen werden kann. Für eine Beschreibung von Jugend in der Gegenwart scheint aber ein solcher Verzicht nicht zulässig. In den Gesamtbildern von »der« Jugend, die in einem hohen Maße produziert werden, kommt nicht ein »Durchschnittstypus« zum Ausdruck, es wird vielmehr ein Teil der Jugend als »die« Jugend ausgegeben (vgl. auch Ferchhoff 1985). Aber auch ein Durchschnittstypus wäre angesichts der Differenziertheit weitgehend ein leerer Begriff. Max Weber hat schon in den »Soziologischen Grundbegriffen« (1921) darauf hingewiesen, daß sich »Durchschnitte« oder »Durchschnittstypen« nur bilden lassen, »wo es sich nur um Gradunterschiede qualitativ gleichartigen sinnhaft bestimmten Verhaltens handelt.« (Weber 1976:10) Bei »qualitativ heterogenen« Phänomenen ist das dagegen nicht möglich.

Unverkennbar haben in letzter Zeit die Beiträge zugenommen, die auf die Unterschiede *zwischen* Jugendlichen hinweisen. Thomas Olk (1985:300) stellt fest, die »Jugendphase repräsentiert äußerst differenzierte jugendspezifische Lebenslagen« und faßt dies in die These der »Entstrukturierung der Jugendphase«. Martin Baethge (1985:301) betont, daß »weniger als je zuvor von der Jugend als einer sozialen Einheit« gesprochen werden kann. Hans Oswald (1980:1) stellt einleitend die »Inhomogenität dieser Altersstufe« als zentrales Kennzeichen heraus. Nach

* Region als eine weitere wichtige Variable sozialer Differenzierung konnte aufgrund des Forschungsdesigns – die Alltagswelten von Jugendlichen wurden in einer Stadt erforscht – nicht berücksichtigt werden. Dennoch sollen hier spekulative Aussagen gewagt werden: Region dürfte vor allem Einfluß auf die verfügbaren Ausdrucksmittel haben. Distanz zur Erwachsenenwelt z.B. kann in einem Großstadtmilieu sicherlich mit »drastischeren Mitteln« als in einer ländlichen Kleingemeinde mit hoher Sozialkontrolle zum Ausdruck gebracht werden. Es wäre aber ein Irrtum zu glauben, daß Distanz nicht auch im ländlichen Kontext vorkommen kann. Auch ist zu vermuten, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Handlungstypen zueinander in verschiedenen Regionen variieren kann.

Franz Pöggeler (1984) muß Jugend »im Plural« behandelt werden, und Wilfried Ferchhoff (1985) betitelt einen Beitrag »Zur Pluralisierung und Differenzierung von Lebenszusammenhängen bei Jugendlichen«. Diese Belegstellen sollen genügen.

Bei einigen Autoren läßt sich allerdings feststellen, daß die Hinweise auf die Differenzierung und Pluralisierung weitgehend Programm bleiben und diese Unterschiedlichkeit zwischen den Jugendlichen nicht in die weitere Argumentation einbezogen wird. Auch scheint es mir nicht angebracht, die Unterschiede an den Selbstetikettierungen der Jugendlichen festzumachen und dann von »Punks«, »Poppers«, »Rockern«, »Skinheads« u.a. als Formen von Jugend zu sprechen. Selbstetikettierungen sind lediglich Ausdrucksmittel, und unterschiedliche Jugendstile schließen nicht aus, daß identische Kombinationen von Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern vorliegen.

Zu einer ähnlichen Typologie wie die vorliegende Studie kommt das Forschungsprojekt der Arbeitsgruppe Jugendforschung zum Raumbezug von Jugendlichen (vgl. Becker u.a. 1984, 1985). Statt Handlungstypus verwenden die Autoren den Begriff des »sozialen Milieus« und unterscheiden zwischen dem Milieu der Institutionell-Integrierten, dem Milieu manieristischer Strömungen, dem subkulturellen Milieu und dem gegenkulturellen Milieu. Da der Raumbezug der Gegenstand des Projekts war, haben sich Helmut Becker u.a. weitgehend auf den Peer-Kontext und zusätzlich auf Aussagen zum Selbstkonzept beschränkt. Die Charakterisierung der sozialen Milieus stimmt für diese Themenbereiche weitgehend mit den aufgefundenen Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern der vier Handlungstypen überein. Diese Übereinstimmung – und weitere Einzelbelege finden sich in Studien zu einzelnen Gruppen von Jugendlichen (vgl. Lenz 1986:428f) – läßt mich zu der These kommen, daß die vier jugendlichen Handlungstypen keine Besonderheit der untersuchten Stadt darstellen, sondern daß es sich dabei um zentrale Differenzierungen von Jugendlichen in der Gegenwart handelt.

Das Konzept des Handlungstypus muß noch im Verhältnis zu dem Generationenkonzept behandelt werden, das maßgeblich durch Karl Mannheim grundgelegt wurde. Mannheim unterscheidet zwischen Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheiten. Eine verwandte Generationslagerung konstituiert sich durch die aus der relativen Altersgleichheit sich ergebende Möglichkeit, an denselben Ereignissen und Lebensgehalten teilzuhaben; ein Generationszusammenhang entsteht durch die »Partizipation an gemeinsamen Schicksalen«. Und ein Generationszusammenhang umfaßt nach Mannheim mehrere Generationseinheiten: »Dieselbe Jugend, die an derselben historisch-aktuellen

Problematik orientiert ist, lebt in einem *Generationszusammenhang*, diejenigen Gruppen, die innerhalb desselben Generationszusammenhanges in jeweils verschiedener Weise diese Erlebnisse verarbeiten, bilden jeweils verschiedene *Generationseinheiten* im Rahmen desselben Generationszusammenhanges.« (Mannheim 1968:544) Die Differenzierung in Generationseinheiten ergibt sich bei Mannheim durch die Einbeziehung der subjektiven Verarbeitung der dominanten Lebensereignisse. Dies trifft auch für die jugendlichen Handlungstypen zu, die als typische Kombination der Bewältigungs- und Verarbeitungsmuster der Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen bestimmt wurden. Auch wenn Handlungstypen und Generationseinheiten erst durch die Erfassung der subjektiven Verarbeitung ins Blickfeld kommen, also eine Korrektur des Subjektmodells notwendig voraussetzen, sind die Handlungstypen nicht mit Generationseinheiten gleichzusetzen. Die vorliegende Forschungsstudie erfaßte lediglich Jugendliche aus einer Generation; aus Beschreibungen und Berichten über Jugendliche aus früheren Zeiten, z.B. aus den 50er Jahren, aus denen eine Reihe von Jugendstudien vorliegen und die in den letzten Jahren wieder verstärkt ins Interesse der Jugendforschung gerückt sind, erscheint es naheliegend, die Hypothese zu formulieren, daß die Handlungstypen generationenübergreifend sind. Unbestritten haben die besonderen Erfahrungen, die Jugendliche durch ihre Zugehörigkeit zu ihrer Generation machen – wie z.B. die »Erfahrung der großen Zahl« (Bertram 1987:9) in der Jugendgeneration der Gegenwart – Variationen und Modifikationen im Handlungstypus zur Folge. Aber diese Variationen und Modifikationen betreffen meist nur die Ausdrucksebene; daß im Wechsel der Generationen neue Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster im kulturellen Repertoire entstehen, scheint dagegen relativ selten zu sein.

Für die Handlungstypen als generationenübergreifende Phänomene stellt sich im weiteren die Frage nach der sozialhistorischen Konstitution. Auch hierfür lassen sich lediglich erste Hypothesen formulieren, die einer systematischen Erforschung bedürfen: Die Genese des subjektorientierten Handlungstypus scheint mit dem kulturellen Umbruch der Studentenbewegung in Verbindung zu stehen; es ist auch zu vermuten, daß dessen Ausbreitung eng mit der Bildungsexpansion verbunden ist. Der hedonistisch-orientierte Handlungstypus dürfte ein »Produkt« der 50er Jahre sein. Obwohl die sich seit den 50er Jahren ausbreitende Freizeit- und Kulturindustrie für nahezu alle Jugendlichen Ausdrucksmittel zur Verfügung stellt, scheint diese für den hedonistisch-orientierten Handlungstypus in einem besonderen Maße konstitutiv. Der familienorientierte und maskulin-orientierte Handlungstypus dagegen weist allem Anschein nach eine längere Vorgeschichte auf. Sie scheinen dem zu entsprechen, was in Anschluß an Siegfried Bernfeld und

Paul F. Lazarsfeld häufig als »verlängerte« bzw. »verkürzte Jugend« bezeichnet wird (vgl. Rosenmayr 1976:223ff).

1.6. Zum Ablauf des Forschungsprojekts

Das Forschungsprojekt wurde in einer Stadt mit über 40 000 Einwohnern im Nordosten Bayerns durchgeführt. Die Stadt gehört zum Regierungsbezirk Oberpfalz. Das Projekt wurde auf eine Stadt begrenzt, da es nur so möglich schien, einen möglichst umfangreichen Überblick über die Vielfalt der Aktivitäten der Jugendlichen zu gewinnen. Das Forschungsprojekt umfaßte drei aufeinander aufbauende Phasen (ausführlich Lenz 1986:132ff). Die erste Phase diente der Felderkundung: Ich führte Expertengespräche mit Vertretern und Vertreterinnen des Jugendzentrums, des Stadtjugendrings, der Stadtverwaltung, von Jugendvereinen und – verbänden sowie mit Lehrern und Lehrerinnen. Als teilnehmender Beobachter war ich so oft wie möglich an den verschiedensten Treffpunkten Jugendlicher und sammelte alle als relevant erscheinenden Materialien über die Stadt und die Situation der Jugendlichen in dieser Stadt. Hauptbestandteil der zweiten Phase waren 25 Gruppendiskussionen mit 165 Teilnehmern und Teilnehmerinnen, für deren Auswahl drei Ansatzpunkte, nämlich Schule, Jugendverbände und -vereine sowie Treffpunkte von Jugendlichen gewählt wurden. Die Gruppendiskussionen wurden in »Realgruppen« veranstaltet, die Teilnehmer/innen kannten sich untereinander und standen auch im Alltag in mehr oder minder engem Kontakt. Den Gruppendiskussionen lag ein Leitfaden zugrunde. Die auf Tonband aufgezeichneten Diskussionen wurden dann in Form von Inhaltsprotokollen (vgl. Wahl u.a. 1982:148ff) transkribiert.

Diese beiden Phasen dienten vor allem der Vorbereitung der dritten Phase, in der offene Interviews mit 34 Jugendlichen (im Alter zwischen 15 und 20 Jahren) durchgeführt wurden. Auch für die offenen Interviews wurde ein Leitfaden ausgearbeitet, der die folgenden Themenkomplexe umfaßte: Organisation des Alltags, Selbstverortung im Lebenslauf, Peer-Relationen, heterosexuelle Beziehungen und Geschlechtsrolle, Herkunftsfamilie, Umgang mit familienfremden Erwachsenen, Schule und Arbeitswelt, materielle Lage, Selbstkonzept sowie Lebensplan. Die Interviews dauerten zwischen zwei und dreieinhalb Stunden und wurden anschließend vollständig transkribiert. Um die Interviewprotokolle besser lesbar zu machen, wurde die gesprochene Sprache unter weitgehendem Verzicht auf eine Wiedergabe des Dialekts einer gesprochenen Standardsprache angenähert.

Für die Auswertung der Interviewprotokolle wurde ein themenzentriert-komparatives Auswertungsverfahren entwickelt und angewandt, das fünf Arbeitsschritte umfaßt:

- (1) Kontrolle des Wortprotokolls anhand der Tonbandaufnahme
- (2) Identifizieren von Themenkomplexen im Interviewprotokoll
- (3) Themenanalyse: Erstellung eines Substrats zu jedem Themenkomplex
Für die Themenanalyse wird die dokumentarische Methode der Interpretation (vgl. Garfinkel 1967), die auch für das Fremdverstehen im Alltag grundlegend ist, methodisch kontrolliert und zeitintensiv angewandt.
- (4) Bestimmung von Grundmustern auf der Basis thematisch geordneter Substrate
Auf dieser Stufe der Auswertung wird die bislang durchgängige Orientierung am Einzelfall aufgegeben; die Verknüpfung wird bewerkstelligt, indem die Substrate zu einzelnen Themenkomplexen über alle ausgewerteten Interviews hinweg miteinander verglichen werden. Das Ergebnis auf dieser Stufe sind die vorkommenden Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster (Grundmuster).
- (5) Konstruktion der deskriptiven Modelle
Auf dieser Stufe wurde geprüft, ob zwischen den unterschiedlichen Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern regelmäßig wiederkehrende Zusammenhänge bestehen; als Ergebnis dieser Prüfung konnten vier Handlungstypen konstruiert werden. In diesem Arbeitsschritt wurden auch die Grundmuster und schließlich die sich daraus konstituierenden Handlungstypen in Verbindung mit den Variablen Alter, Geschlecht, soziale Herkunft und Schul- und Berufsstatus kontrolliert.

1.7. Zum weiteren Verlauf der Darstellung

Jedes der nachfolgenden vier Kapitel befaßt sich mit einem Handlungstypus. Zunächst werden jeweils die konstitutiven Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster – fortan kurz als Grundmuster bezeichnet – des darzustellenden Handlungstypus beschrieben und in einer Tabelle zusammengefaßt. Es folgen dann in jedem Kapitel zwei Portraits – von einem Jungen und von einem Mädchen – durch die der jeweilige Handlungstypus illustriert werden soll.

Zur besseren Vergleichbarkeit habe ich für die Portraits durchgehend Jugendliche aus der »älteren« Teilgruppe der Teilnehmer/innen der offenen Interviews ausgewählt; alle portraitierten Jugendlichen gehören den Geburtsjahrgängen 1963 bis 1965 an. Familiennamen werden überhaupt nicht verwendet; die Vornamen der Jugendlichen habe ich zur Wahrung ihrer Anonymität verändert.

Die Falldarstellungen stützen sich hauptsächlich auf das Material aus den offenen Interviews. Die Portraits sind aus der Position des Beobachters verfaßt. Dies erscheint mir als der »ehrlichere« Weg, da, auch wenn die Ich-Form gewählt wird, es sich notwendigerweise, wenn auch verschleiert, um eine wissenschaftliche Rekonstruktion handelt. Durch die Beobachter-Position wird es auch in einem stärkeren Maße möglich, die Aussagen der Jugendlichen auf die Gesamtinformation über die Alltagswelt des/der Jugendlichen rückzubeziehen. Bei der Darstellung wurde der Versuch gemacht, möglichst die Sprache des/der Portraitierten zu erhalten, ohne allerdings diese künstlich nachzumodellieren. Zur Gewährleistung eines hohen Maßes an Authentizität werden die Jugendlichen auch selbst ausführlich zu Wort kommen. Innerhalb der zitierten Redebeiträge der Jugendlichen wird auf eine Punktsetzung verzichtet, da dies angesichts des Redeflusses gesprochener Sprache relativ willkürlich erscheinen muß.

In den Interviewausschnitten wurde der Name der untersuchten Stadt ohne Kennzeichnung durch die Phrase »in dieser Stadt« ersetzt. Ohne Markierung wurden auch verändert alle erwähnten Namen von Freund/inn/en und Angaben über Aufenthaltsorte mit Ausnahme des Jugendzentrums. Beim Jugendzentrum, das von den Jugendlichen oft auch »Jugendheim« genannt wird, war dies nicht möglich, ohne beim Lesen Verwirrung zu stiften. Für Aufenthaltsorte, die von mehreren Jugendlichen erwähnt werden, wurden neue Namen erfunden, bei anderen wird in Klammern ein Hinweis auf den Treffpunkt mit Kurzcharakterisierung, z.B. (Name einer Gaststätte) eingefügt. In den Zitaten aus den Interviewprotokollen finden sich noch eine Reihe von Symbolen, die nachfolgend aufgelistet sind:

- Pausen innerhalb eines Redebeitrages werden mit einem Gedankenstrich markiert.
- Unverständliche Redeteile werden durch leere Klammern gekennzeichnet.
- Kurze Bemerkungen zu nicht-sprachlichem Verhalten, z.B. Lachen, stehen in Klammern.
- Die Wiedergabe von direkter Rede innerhalb eines Redebeitrages wird durch einfache Anführungszeichen angezeigt.
- In Klammern stehen fehlende Wörter, die zum Verständnis der Aussage erforderlich sind, sowie Kurzerklärungen zu ungewöhnlichen Ausdrücken oder zu persönlichen Fürwörtern ohne weitere Angabe der jeweils gemeinten Person. Kurzerklärungen werden mit d.h. eingeleitet.
- Drei oder zwei Punkte in einer Klammer kennzeichnen Kürzungen der Redebeiträge, wobei bei zwei Punkten lediglich ein Wort weggelassen wurde.

Mit doppelten Anführungszeichen ohne Angabe einer Zitierstelle werden in den folgenden vier Kapiteln Redebeiträge der Jugendlichen gekennzeichnet. Neben

Zitaten stehen in doppelten Anführungszeichen Teile von Redebeiträgen oder einzelne von den Jugendlichen gebrauchte Begriffe. Ausdrücke in Kursivschrift sind Hervorhebungen von mir.

Alle in den Portraits vorkommenden relativen Zeitangaben, z.B. »vor einigen Monaten«, beziehen sich auf den Zeitpunkt der Durchführung der offenen Interviews, die im September und Oktober 1983 stattfanden.

Um Wiederholungen zu vermeiden, wurde in den Portraits auf eine Beschreibung der bevorzugten Aufenthaltsorte verzichtet. Die wichtigsten Aufenthaltsorte werden im Anhang kurz vorgestellt.

2. »Wenn ich zu Liebe fähig bin, dann liebe ich am meisten meine Mutter«

2.1. Grundmuster des familienorientierten Handlungstypus

Für Jugendliche aus diesem Handlungstypus ist die Herkunftsfamilie das zentrale Bezugssystem. Familienorientierte Jugendliche beschreiben ihre Beziehung zu ihren Eltern, zumindest zu einem Elternteil, als deutlich positiv. Die Eltern (bzw. der bevorzugte Elternteil) sind wichtige Gesprächspartner oder würden es im Bedarfsfall sein. Die Beziehung zu den Eltern wird weitgehend als harmonisch und konfliktfrei erlebt. Von den Jugendlichen wird stark hervorgehoben, daß es zu Hause keinen Streit gibt, nur hin und wieder »kleine Reibereien« oder »Meinungsverschiedenheiten«. Dabei wird deutlich, daß diese Konfliktarmut und auch die Bewältigung evtl. auftretender Konflikte vor allem durch Anpassungsleistungen der Jugendlichen ermöglicht wird. Aus den Beschreibungen der Jugendlichen wird auch deutlich, daß die Eltern stark bemüht sind, ihre Kinder möglichst lange an die Herkunftsfamilie zu binden.

In Bereichen elterlicher Kontrolle (Weggehen und Heimkommen, Aufenthaltsorte, sozialer Umgang, Aussehen) berichten die familienorientierten Jugendlichen häufig keine Vorschriften. Auch diese Absenz von elterlichen Vorschriften hängt direkt mit dem Handeln der Jugendlichen zusammen: indem sie elternkonform handeln, machen sie die Formulierung von Vorschriften überflüssig. Diese für den familienorientierten Handlungstypus typische elterliche Kontrolle soll im Anschluß an Hauke Brunkhorst (1978) als *prohibitive Kontrollform* bezeichnet werden. Ergänzt wird diese prohibitive Kontrollform durch ein umfangreiches Wissen der Eltern über die Aktivitäten ihrer Kinder auch außerhalb der Herkunftsfamilie. Neben und z.T. auch hinter den prohibitiven Kontrollformen werden aus dem Gespräch mit den familienorientierten Jugendlichen starke Beschränkungen seitens der Eltern in kontrollrelevanten Bereichen sichtbar. Im Vergleich zu allen anderen Jugendlichen unterliegen die familienorientierten Jugendlichen am stärksten der elterlichen Kontrolle.

Auch im Falle massiver Restriktionen berichten familienorientierte Jugendliche *Einsicht* und *Verständnis* für die Kontrollmaßnahmen ihrer Eltern. Daß Eltern Angst um ihre Kinder haben, können sie nachvollziehen; elterliche Verbote erkennen sie – zumindest nach einer Schmolphase – als richtig an; auch würden sie bei ihren eigenen Kindern dieselben Verbote aussprechen. Die Jugendlichen versetzen sich gleichsam in die Rolle der Eltern und nehmen aus dieser Perspektive die elterlichen Ge- und Verbote wahr. Sie stimmen nicht nur in hohem Maße mit den Eltern überein, sondern machen relevante Werte, Ideale und Vorstellungen beider Elternteile oder eines Elternteils zum Bezugspunkt der Beurteilung eigener oder fremder Verhaltensweisen. Auch wird eine hohe Wertschätzung und Dankbarkeit ihren Eltern gegenüber bekundet, und ihnen wird zumindest partiell ein Vorbildcharakter zuerkannt.

Ihre Freizeit verbringen familienorientierte Jugendliche deutlich häufiger als andere Jugendliche mit ihrer Herkunftsfamilie. Die Jugendlichen nehmen teil am Familienalltag: sie sitzen bei ihren Eltern, reden mit ihnen, schauen Fernsehen; sie unternehmen zusammen mit ihren Eltern auch außerhäusliche Aktivitäten: treiben Sport, machen Tagesausflüge, besuchen Bekannte oder Verwandte und fahren mit den Eltern in Urlaub. Dabei bekunden die meisten Jugendlichen Gefallen an gemeinsamen Aktivitäten mit ihren Eltern. Ein Sonderfall sind diejenigen Jugendlichen des familienorientierten Handlungstypus, die ihre Freizeit auch überwiegend im Kontext der Herkunftsfamilie verbringen, aber nicht mit ihren Eltern, sondern sich in eine eigene innerfamiliäre Welt zurückziehen.

Die Peer-Relationen sind bei familienorientierten Jugendlichen in ihrer Alltagsorganisation deutlich der Relevanz der Herkunftsfamilie nachgeordnet. Unter familienorientierten Jugendlichen findet sich Einzelgängertum als eine Extremform einer Nichtintegration in den Peer-Kontext. Peer-Relationen familienorientierter Jugendlicher stehen in einem sehr hohen Ausmaß in Verbindung mit der Mitgliedschaft in Vereinen und Verbänden. Der Anteil der familienorientierten Jugendlichen, die in Vereinen/Verbänden aktiv sind, ist sehr hoch, deutlich höher als bei den anderen Handlungstypen. Auch hat diese Mitgliedschaft für Peer-Relationen erheblich mehr Gewicht. Erst über Vereine/Verbände wird es den Jugendlichen möglich, gegenüber den *bindungsbemühten* Eltern überhaupt einen außerfamilialen Freiraum zu gewinnen. Als eine weitere typische Form der Peer-Relation bei familienorientierten Jugendlichen, neben oder auch in Verbindung mit Vereins-/Verbandsmitgliedschaft, lassen sich *kleine Einheiten* finden. Nur eine geringe Anzahl von Peers wird überhaupt als Freunde etikettiert, wobei an eine Freundschaft hohe Anforderungen gestellt werden: eine Freundschaft müsse sich über eine lange Zeit bewähren. Die Freunde stehen oft untereinander in kei-

ner Freundschaftsbeziehung. Aktivitäten mit allen Freunden sind Ausnahmen, meist sind sie nur mit einem oder zwei Freunden gleichzeitig zusammen. Ein Sonderfall – auf den hier nicht eingegangen werden soll – ist das quasi-eheliche Paar. Die wichtigsten Orte, an denen familienorientierte Jugendliche mit Freunden zusammenkommen, sind Privaträume und Vereins-/Verbandstreffs.

Mit familienfremden Erwachsenen kommen familienorientierte Jugendliche regelmäßig zusammen. Außer mit Verwandten haben sie Kontakte auch mit Bekannten ihrer Eltern und z.T. auch zu Erwachsenen in ihren Vereinen/Verbänden. Die Jugendlichen berichten, daß sie mit Erwachsenen gut auskommen, manchmal sogar besser als mit Peers. Es wird deutlich, daß dieses gute Auskommen an ein *Entgegenkommen* ihrerseits gebunden ist. Dennoch berichten die Jugendlichen auch *Diskrepanzerfahrungen* im Umgang mit familienfremden Erwachsenen: sie fühlen sich bei bestimmten Gelegenheiten als »kleines Kind«, zurückgesetzt oder glauben zumindest, Erwachsene nähmen sie nicht »für voll«.

Heterosexuelle Beziehungen gewinnen für familienorientierte Jugendliche erst relativ spät an Aktualität; auch Jugendliche mit 18 Jahren und älter berichten noch keine heterosexuellen Erfahrungen. Der Aufbau heterosexueller Beziehungen wird in aller Regel lange aufgeschoben. Immer wieder findet sich bei familienorientierten Jugendlichen die Maxime, sich nicht zu früh zu binden. Einen festen Freund bzw. eine feste Freundin zu haben, wird von den familienorientierten Jugendlichen in Verbindung gebracht mit festen Heiratsabsichten.

Für beide Geschlechter werden zahlreiche und wechselnde Freundschaften von den Jugendlichen des familienorientierten Handlungstypus gleich verurteilt. Zumindest ist viele Freundschaften zu haben erklärungsbedürftig, was offensichtlich nur möglich ist, wenn der/die Betroffene zeigen kann, daß er/sie am Bruch der Freundschaft(en) unschuldig ist. Ansonsten werden von den familienorientierten Jugendlichen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern stark betont: Mädchen und Jungen sind verschieden, verhalten sich unterschiedlich oder sollten es zumindest tun.

In ihrer Schulbiographie weisen die Familienorientierten kaum Brüche auf bzw. formulieren für die Brüche »Entschuldigungen« (Scott/Lyman 1977): Diese scheinen das Resultat von Gründen zu sein, die außerhalb ihrer Verantwortung liegen. Der schulische Mißerfolg wird z.B. auf eine lange Krankheit zurückgeführt. Daß familienorientierte Jugendliche den Unterricht stören, scheint selten vorzukommen; auch durch weitere Tugenden zeigen sie, daß sie dem Ideal eines/einer gewissenhaften, ordentlichen Schülers/Schülerin entsprechen.

In den Gesprächen mit familienorientierten Jugendlichen lassen sich beim Selbstkonzept vor allem drei Konstanten immer wieder auffinden: (1) Die Jugend-

lichen beschreiben sich selbst als »normal«; sie möchten in der Öffentlichkeit nicht auffallen bzw. berichten lediglich Formen von »Alltagsflips« (Zinnecker 1981:556ff), die keinen Verstoßcharakter aufweisen. Ihr Selbstentwurf als Normale/r ist vor allem durch Abgrenzung von auffälligen Jugendlichen bestimmt und beruht auf der subjektiven Gewißheit, in Übereinstimmung mit der Erwachsenenwelt, vor allem mit den Eltern, zu leben. (2) Das Prinzip Vernunft hat im Selbstkonzept familienorientierter Jugendlicher hohe Relevanz; in allen Handlungsfeldern geben sie sich als vernünftig zu erkennen und sehen sich selbst als vernünftig Handelnde. (3) Zugleich verwenden die Jugendlichen inhibitorische Selbstattribute: im Umgang mit anderen seien sie verschlossen, schüchtern, unsicher, kontaktarm und bereit nachzugeben.

Vergleichsweise wenig Angaben machen familienorientierte Jugendliche über ihren Kleidungsstil. Kleidung wird von Familienorientierten nicht aktiv als Mittel der Abgrenzung in Anspruch genommen; Unterschiede ergeben sich erst durch auffällige Kleidung *anderer* Jugendlicher. Vor allem wird die Übereinstimmung mit ihren Eltern in Fragen der Kleidung herausgestellt.

Erwachsenwerden ist aus der Sicht der familienorientierten Jugendlichen ein von außen vorgegebener, naturhafter und nicht manipulierbarer Prozeß. Das klassische, in der Wissenschaft vielfach beschriebene Konzept der Jugend, demzufolge die Jugendphase ein Moratorium (vgl. z.B. Erikson 1981) ist, haben sich die Jugendlichen selbst angeeignet. Die Jugendphase erscheint ihnen als *Schonraum*, in dem sie noch freigestellt sind von den Verantwortungen der Erwachsenen, und zugleich als eine Vorbereitungsphase für das Leben später, die es zu nutzen gilt. Erwachsensein heißt für familienorientierte Jugendliche vor allem, die Kompetenz zu erlangen, selbst Verantwortung tragen und selbst Entscheidungen treffen zu können. Um Erwachsene/r zu sein, wird als notwendig erkannt, die in der Jugendphase andauernde Abhängigkeit von den Eltern aufzugeben. Im deutlichen Unterschied zu anderen Jugendlichen, bei denen die Verselbständigung bereits Teil der Jugendphase ist, stellt sich Familienorientierten diese kulturell vorgegebene Handlungsaufgabe erst unmittelbar im Übergang zum Erwachsenenstatus. Diese Ablösung wird dabei mit biographischen Einschnitten, vor allem mit der Übernahme der Berufsrolle, in Verbindung gebracht.

Familienorientierte Jugendliche formulieren einen Lebensplan, der sequentiell geordnet ist und dabei weitgehend institutionell vorgegebenen Ablaufmustern entspricht. Für die geplante Nah-Zukunft ist vor allem der Einstieg in das Berufsleben aktuell. Nicht nur die Heirat, sondern auch der Aufbau der heterosexuellen Beziehung wird demgegenüber auf ein biographisches Später verschoben. Erst nach Abschluß der Ausbildung oder zumindest nachdem relevante Teile und

mehr absolviert sind, also während der Lehre/des Studiums, scheint der *ideale Zeitpunkt* für den Aufbau einer festen Freundschaft gekommen zu sein, die dann nach der Phase beruflicher Etablierung in eine Ehe übergeführt wird. Auch wenn die familienorientierten Mädchen in der Gegenwart der Berufsausbildung Vorrang einräumen, scheinen sie schon jetzt fest einzuplanen, daß sie mit Kindern, zumindest zeitweise, auf ihre Berufsarbeit verzichten werden. Auch von Zuhause ausziehen ist für familienorientierte Jugendliche kein aktueller Wunsch. Ihre Vorstellungen darüber, wann sie eine räumliche Trennung von den Eltern vollziehen, sind noch weitgehend unklar und vage. Auch wenn wegen der Ausbildung ein Wohnortwechsel notwendig ist, scheint es sich dabei lediglich um eine temporäre Verlagerung des Wohnsitzes und nicht um eine dauerhafte zu handeln.

Für den familienorientierten Handlungstypus ist es charakteristisch, daß nicht nur Mädchen – dies kommt z.T. auch bei anderen Handlungstypen vor – sondern auch die Jungen die Familie, die sie später gründen wollen, als ein wichtiges Lebensziel nennen. Bei ihrer Berufsfindung üben die Eltern einen relativ starken Einfluß aus. Als die zentralen Motive bei der Berufswahl erweisen sich für familienorientierte Jugendliche Aufstiegsorientierung und Sicherheitsstreben.

Der Sinn des Lebens ist für familienorientierte Jugendliche ein wichtiges Thema. Ihre Antworten auf die Sinnfrage des Lebens enthalten einen Bezug auf Mitmenschen und zusätzlich oft Hinweise auf eine Verwurzelung im Glauben. Überhaupt zeichnen sich die familienorientierten Jugendlichen durch eine hohe Religiosität aus; sie sind gläubig und auch Kirchgänger/innen. Manche der Jugendlichen befassen sich intensiv mit Glaubensfragen; in den anderen Fällen wurde der Glaube als Tradition aus der religiös-kirchlichen Praxis der Herkunftsfamilie übernommen.

In bezug auf das System sozialer Ungleichheit bleibt der familienorientierte Handlungstypus konturlos, er scheint unabhängig von sozialer Herkunft und Schulausbildung der Jugendlichen vorzukommen.

2.2. Susanne

Susanne ist 19 Jahre alt und hat vor drei Monaten Abitur gemacht. Sie ist sehr aktiv in einem katholischen Jugendverband und seit zwei Jahren auch im Vorstand des katholischen Dachverbandes. Zu Beginn des Wintersemesters wird sie mit dem Studium der Sozialpädagogik an der Fachhochschule in München beginnen. Wegen des Studiums wird Susanne demnächst in einem Münchner Studen-

Tabelle 1: Familienorientierter Handlungstypus

Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt	Peers	Heterosexuelle Beziehungen	Schule	Selbstkonzept	Lebensplan
Bild einer positiven, harmonischen Beziehung zu mindestens einem Elternteil	Typische Formen der Peer-Relationen: Integration in Peer-Schaft über Mitgliedschaft in Verwaltungsverband; Peer-Relationen in kleinen Einheiten; quasi-eheliches heterosexuelles Paar; Einzelgängertum als Extremform der Nicht-Integration	Aufschnub heterosexueller Beziehungen auf ein biographisches Später	Bruchlose Schulbiographie bzw. Bruchschululdigungen für Brüche	Sie beschreiben sich selbst als normal und grenzen sich von auffälligen Jugendlichen ab	Sequentiell geordneter Lebenslauf
Vorhandensein prohibitiver Kontrollformen in Verbindung mit massiven Restriktionen	Orte der Peer-Relationen: Privaträume und Vereins-/Verbandstreff	Feste Freundschaft, in Verbindung gebracht mit Heiratsabsichten	Ideal eine/s/r gewissenhaften, ordentlichen Schüler/s/in	Sie stellen sich als vernünftig dar und sehen sich selbst auch als vernünftig	Familie als Lebensziel für Jungen
Übernahme der/einer elterlichen Peerspektive	Übernahme der/einer elterlichen Peerspektive	Verurteilung vieler Freundschaften bei beiden Geschlechtern		Sie beschreiben sich selbst als verschlossen, schüchtern, unsicher, kontaktsam und bereit, nachzugeben	Aufstiegsorientierung und Sicherheitsstreben als zentrale Motive der Berufswahl
Freizeit innerhalb und mit der Familie als Normalfall	Betonen der Unterschiede zwischen den Geschlechtern			Elternkonforme Kleidung	Relativ starker Einfluss der Eltern auf die Berufswahl
Regelmäßige Kontakte und gutes Auskommen mit Erwachseren, verbundene mit Diskrepanzerfahrungen				Jugend als Moratorium	Sinn des Lebens als wichtiges Thema: Bezug zu Mitmenschen und oft Verwurzelung im Glauben
				Erwachsensein als Aufhebung der Abhängigkeit von den Eltern und als Kompetenz zu Verantwortung und Entscheidung	Hohe Religiosität

tenwohnheim ein Zimmer beziehen. Bislang lebt sie mit ihrer 16jährigen Schwester und ihrem 14jährigen Bruder bei ihren Eltern, die beide als Lehrkräfte an einer Hauptschule arbeiten.

Susanne ist nahezu ausschließlich in Zusammenhang mit Aktivitäten in den Jugendverbänden unterwegs. Zweimal in der Woche – am frühen Abend bzw. nachmittags – hat sie Gruppenstunde, einmal in ihrer *alten* Gruppe und einmal mit der von ihr geleiteten Gruppe. Hinzu kommen alle zwei Wochen die Gruppenleiterrunde und manchmal »Wochenenden«, worunter gemeinsame Fahrten einer Gruppe in ein Ferienhaus über das Wochenende verstanden werden. Die Termine für ihre Vorstandstätigkeit im Dachverband liegen abends, vorübergehend können sie zwar gehäuft auftreten, doch insgesamt gesehen findet nicht jede Woche ein Treffen statt. Hinzu kommen noch ab und zu Tagungen am Wochenende. Gruppenstunden und andere Aktivitäten im Jugendverband finden im eigenen Haus des Jugendverbands statt; auch für die Wochenendfahrten steht außerhalb der Stadt ein eigenes Ferienhaus zur Verfügung. Die Treffen des Dachverbands finden überwiegend in dessen Geschäftsstelle statt, der informelle Teil wird meist in ein Lokal verlegt. In Lokalen trinkt Susanne ein Cola oder ein Bier; »ab und zu« raucht sie, was sie aber ihren Eltern verschweigt.

Wenn sie nicht wegen der Verbände unterwegs ist, bleibt Susanne meist zu Hause, auch am Wochenende. Abends sitzt die Familie zusammen, sie schauen Fernsehen, reden und Susanne strickt. Am Wochenende ist Susanne bei schönem Wetter oft mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern im Garten, abends gehen sie, meist ohne Beteiligung ihres Vaters, gemeinsam spazieren. Susanne arbeitet auch im Haushalt mit; zu ihren festen Pflichten gehört ihr Zimmer aufräumen und das Bad reinigen, in der Schulzeit hat sie meist das Essen »fertiggemacht«, weil sie an den meisten Tagen als erste zu Hause war.

Ihre Eltern machen Susanne Vorschriften, bis wann sie spätestens heimkommen muß. Ihr Vater geht nicht ins Bett, bevor sie zu Hause ist. »Ich finde es ziemlich blöd, (...) weil manchmal ist es einfach lustig, wenn ich mit anderen Leuten in der Kneipe sitz und wir Blödsinn machen, manchmal kommt es auch vor, daß ich mit irgend jemanden rede, und es ist ein ziemlich intensives Gespräch, und ich weiß, daheim sitzt mein Vater da und der wartet, daß ich jetzt so schön langsam heimkomme, und gerade bei solchen Sachen (d.h. Verbandsarbeit) ist es schnell nach zwölf, eins und zwei, und ich weiß, wenn ich dann um zwei auftauche, dann gibt es das totale Chaos, das ist mir einmal passiert, da bin ich erst um zwei nach Hause gekommen, ich habe nicht auf die Uhr geschaut, ich habe das echt nicht gemerkt, um zwei bin ich heimgekommen, die Hölle war da los.« Vor dem Abitur waren ihre Eltern, »wenn ich da nach elf heimkam (...), schon ein bißchen

sauer.« Aus diesem Grund ist Susanne nach den Sitzungen des Dachverbands meist nicht mehr in ein Lokal mitgegangen. Seit dem Abitur sagt sie, wenn sie abends weggeht, eine Floskel wie »vor morgen komm ich noch«; meistens ist sie dann um zehn oder elf Uhr wieder daheim. Bislang haben ihre Eltern ihrer *unge-nauen Zeitangabe* nicht widersprochen, was vor allem damit zusammenhängen dürfte, daß sie den etablierten Zeitrahmen nicht überschreitet. Susanne hatte auch gehofft, daß ihr Vater jetzt nicht mehr auf ihr Heimkommen wartet, doch er wartet immer noch.

Verbote, wegzugehen, machen ihre Eltern nicht; dies dürfte nicht unwesentlich dadurch bedingt sein, daß Susanne fast nur wegen der Verbände unterwegs ist. Längere Zeit mit Freunden wegzufahren, stößt dagegen auf Schwierigkeiten. Im Anschluß an das Abitur wollte sie mit Freunden mit dem Rucksack wegfahren, was sie aber nicht durfte; auch daß sie demnächst mit einem Verband als Mitleiterin nach Italien fährt, wurde ihr erst nach einer »Riesenauseinandersetzung« erlaubt. Wenn sie weg war, z.B. auf einem Wochenende, dann erzählt Susanne von sich aus, was alles los war. Früher haben ihre Eltern immer gefragt; »jetzt also, ich habe es mir angewöhnt, daß ich meistens von mir aus berichte, also ich rede dann unheimlich gerne, da ist unheimlich viel passiert, und irgendwo muß ich das wieder loswerden.«

Keine Vorschriften machen ihre Eltern in bezug auf ihre Freunde und Bekannten und auch hinsichtlich ihrer Aufenthaltsorte. Vorschriften sind auch nicht notwendig, da Susanne mit Freunden und Bekannten zusammen ist und auch an Orten verkehrt, gegen die ihre Eltern nichts einwenden können. Wäre dies anders, dann würden ihre Eltern – aus Sicht von Susanne auch völlig zu Recht – intervenieren: »Wenn sie jetzt wüßten, daß ich irgendwie in Kreisen, die ihnen nicht passen, verkehre und in Lokale gehe, die ihnen nicht passen, dann gäbe es schon gscheit Druck auf irgendeine Art und Weise, ich mein, das ist ja auch verständlich, das würde ich bei meinen Kindern auch machen.«

Mit ihrer Mutter versteht sich Susanne »prima«; mit ihr herrsche ein »ziemlich großer Konsens«. Sie kann zwar nicht einfach zu ihrer Mutter – auch nicht zu jemand anderem – hingehen und sagen, ich habe ein Problem und möchte mit dir darüber reden. Aber wenn sie und ihre Mutter Zeit haben, was leider während der Schulzeit nicht immer der Fall ist, dann könne sie mit ihrer Mutter »eigentlich über ziemlich viel reden.« Es dauert immer ein wenig, »bis eine totale Offenheit da ist.« Schwerfallen würde Susanne lediglich ein Gespräch mit ihrer Mutter, wenn es um einen festen Freund ginge. »Das ist nicht was, was ich ihr so vor die Füße hinschmeißen könnte, (...) meine Mutter ist halt meine Mutter, und da ist es unheimlich wichtig, wie sie es versteht.« Ihre Mutter sei auch dabei, sich allmäh-

lich darauf einzustellen, daß sie kein Kind mehr ist, wobei Susanne mit viel Verständnis Rückfälle andeutet: »Das ist halt ein Prozeß, der geht nicht von einem Tag auf den anderen, aber – sie stellt sich darauf ein.«

Deutlich schlechter stellt Susanne dagegen ihr Verhältnis zu ihrem Vater dar. Ihr Vater kommt mit ihrem Selbständigwerden nicht zurecht. »Mein Vater (hat) unheimlich dran zu nagen (...), daß ich wegkomme und daß ich irgendwie meinen eigenen Weg gehe, da versucht er mir halt mit allen möglichen Mitteln deutlich zu machen, daß ich eben noch nicht machen kann, was ich will, und daß ich noch überhaupt nicht selbständig bin.« Er möchte ständig alle Kinder um sich haben. »Wenn ich (...) Sachen mache, die ihm nicht passen, dann kann er nicht mal sagen, »okay, mir paßt das zwar überhaupt nicht, aber ich kann es irgendwie verstehen, und ich akzeptiere das auch irgendwie«, sondern er versucht, das mit aller Gewalt irgendwie abzuwenden – und er hält mir das auch alle fünf Minuten wieder vor.« Mit ihrem Vater bestehe ein »Dauerkonflikt«, der noch schlimmer wäre, wenn ihre Mutter nicht vermitteln würde. Dieser Konflikt wäre auch schlimmer, wenn Susanne nicht in einem hohen Maße bereit wäre, nachzugeben und sich anzupassen. Dieser Konflikt belastet Susanne stark, dennoch scheint es nicht zu heftigen verbalen Auseinandersetzungen zu kommen; auch macht sie nicht einfach, was sie für richtig hält. Vielmehr versucht Susanne es auf diskursivem Weg: »ich sag halt meine Meinung«, scheinbar immer wieder, und dies, obwohl sie weiß, daß sie damit nichts verändern kann: »ich weiß, ich kann die Argumente noch so oft wiederholen und noch so deutlich sagen, die nimmt er einfach nicht an.« Susanne nimmt diesen Konflikt resignativ hin; auch mit bestem Willen komme sie aus diesem Konflikt nicht heraus. Sie versucht, die Belastung zu vermindern, indem sie auf die schon oft gehörten Argumente ihres Vaters nicht mehr hin hört. Dennoch scheint die Infragestellung ihrer Selbständigkeit durch ihren Vater bei ihr Selbstzweifel zu wecken; sie grübelt darüber nach, ob ihr Vater vielleicht doch recht habe.

Susanne zeigt nicht nur viel Einsicht in die Notwendigkeit elterlicher Kontrollmaßnahmen; auch bei Rückfällen ihrer Mutter bei der Zuerkennung eines altersadäquaten Status ist sie sehr verständnisvoll und letztlich auch ihrem Vater gegenüber. Trotz aller Belastung durch diesen Dauerkonflikt mündet dies nicht in einer Ablehnung des Vaters als Person, sondern die Kritik bleibt begrenzt; am Ende wird er als *Produkt* seiner eigenen Sozialisationsgeschichte gleichsam *entschuldigt*: »Ich glaube, manche Dinge rühren (...) von seinem Elternhaus her, wo das viel schlimmer war, wo man mit 28 Jahren noch immer um neun daheim hat sein müssen, und das hängt einem sicher das ganze Leben nach.« Trotz des Dauerkonflikts ist Susanne mit ihrem Elternhaus sehr zufrieden und ihren Eltern in Dank-

barkeit verbunden. »Ich glaub, für mich war das (d.h. ihr Elternhaus) schon unheimlich wichtig, und ich glaube – (...) trotz dem Ganzen, was nicht gepaßt hat und was mir jetzt noch nicht paßt, – glaub ich, wär ich jetzt nicht das, was ich jetzt bin, ich bin schon unheimlich dankbar dafür.«

Ihr Vater sehe sie als »ein quirliches Ding« mit konfusem, undurchführbarem Ideen, das nie imstande sein wird, allein für sich zu sorgen. Wie ihre Mutter sie sieht, kann Susanne nicht sagen, dazu habe sie sich noch nie Gedanken gemacht. Scheinbar ist es für sie selbstverständlich, daß ihre Mutter sie so sieht, wie sie ist. Besonders wichtig ist ihren Eltern, nach Ansicht von Susanne, daß aus ihren Kindern »was Gescheites« wird; zudem Geld und das von ihnen gebaute Haus. Ihrem Vater kommt es immer darauf an, »wie das Ganze nach außen aussieht.« Er möchte immer, daß die ganze Familie möglichst gut da steht. Ihre Mutter legt großen Wert auch darauf, daß die Kinder ein gutes Verhältnis zu ihr haben und »daß sie das Richtige für uns tun.« Wie ihre Eltern heute möchte Susanne später einmal nicht leben. In der Lebenseinstellung bestehe zwischen ihr und ihrem Vater »ein meilenweiter Unterschied.« Susanne lehnt die Über-Vorsicht ihres Vaters ab. Er möchte sich nach allen Seiten absichern, daß nichts passiert; selbst wenn eine Kleinigkeit kaputt geht, bringt ihn das in Rage. Susanne möchte später einmal ein »offenes Haus« haben, in dem jeder, der will, kommen kann, auch einschließlich aller damit möglicherweise verbundenen Gefahren. Den Grundeinstellungen ihrer Mutter kann sie dagegen eher folgen. Ihre Mutter sei allmählich auch schon in der Lage, das Erreichte zu genießen, was ihr Vater überhaupt nicht kann.

Susanne gibt zu, daß sie sich sicherlich an einen gewissen Komfort gewöhnt hat, aber sie möchte im Kopf behalten, daß das ein Luxus ist, ein Geschenk, auf das sie, wenn es nötig wäre, auch verzichten könnte. Damit wird bei Susanne eine Abkehr von der *materialistischen Orientierung*, vor allem ihres Vaters, deutlich, die sich auch in ihrem Engagement für Frieden und Umwelt zeigt. Sie sei allerdings jetzt nicht mehr wie eine Zeitlang »versteift (...) auf Friedens- und Umweltbewegung.« Das hat auch dazu beigetragen, daß sich ihre Beziehung zu ihrer Schwester deutlich verbessert hat. Sie verstehe sich jetzt mit ihrer Schwester – wie auch mit ihrem Bruder – »prima«; sie machen jetzt auch etwas zusammen für den oder im Jugendverband und können miteinander reden.

In dieser Phase, erzählt Susanne, sei sie auch »richtig vergammelt« rumgelaufen. Damals habe ihre Mutter schon manchmal gesagt, daß ihr das nicht gefalle, mehr aber nicht. Jetzt habe sie wieder mehr Interesse an Kleidung, »also – ich lege so keinen Wert drauf, daß ich immer piekfein daherkomme, aber wie ich dann auf andere wirke, wie das dann insgesamt aussieht, das ist mir schon irgendwie wich-

tig.« Ihre Kleidung »hat an sich schon viel mit mir zu tun«; sie habe sich ein »Image zurechtgelegt«, eine »gewisse Mode für mich.« Ihren Kleidungsstil beschreibt Susanne als »ein bißchen lustig, so superweite Röcke, ziemlich lang, und so Babyschuhe (d.h. Ballerinas).« Ihr Kleidungsstil findet jetzt uneingeschränkt die Zustimmung ihrer Mutter, und durch ihr verstärktes Interesse an Kleidung hat Susanne auch ein gemeinsames Thema mit ihrer Schwester, die schöne Sachen gern mag.

Nahezu alle Beziehungen und Kontakte zu Peers stehen bei Susanne in Verbindung mit ihren Aktivitäten in Jugendverbänden. Schon in der Gruppendiskussion hat Susanne erzählt, sie habe vor allem zwei »Kreise«, die »Leute von der (Name des Jugendverbands) und die Leute vom (Name des Dachverbands).« Mit Mitschülern und Mitschülerinnen war sie »eher seltener« zusammen, »weil das (d.h. ihr Engagement in den beiden Verbänden) doch ziemlich Zeit für sich beansprucht hat.« Eine beste Freundin hatte Susanne in den letzten Jahren nicht. Sie hatte eine, die auch im selben Jugendverband war, aber in der Kollegstufe habe sich das »auseinanderentwickelt«, aber nach wie vor können sie »gut miteinander reden.« Mit einem anderen Mädchen ist Susanne 13 Jahre lang in die Schule gegangen, aber aufgrund unterschiedlicher Interessen entwickelte sich nie eine beständige und feste Freundschaft.

In der Gruppendiskussion hat Susanne darauf hingewiesen, daß ihre Mitarbeit in den Verbänden ihr auch geholfen habe, überhaupt von ihren Eltern etwas wegzukommen: »Bei mir hat es auch viel geholfen, daß ich überhaupt mit wegfahren hab dürfen, mit sonst einer Clique, die nicht in einem Verband drin gewesen wär, glaube ich, hätte ich nicht gedurft, (...) und da haben sie mehr Vertrauen gehabt, daß da nicht etwas passieren könnte, von daher war es für mich leichter, von dem her etwas abzuspringen von daheim.«

Durch die Verbandsarbeit kam Susanne auch in Kontakt mit Erwachsenen, mit denen sie keine Schwierigkeiten hat; manche dieser Erwachsenen sind für sie zu wichtigen Gesprächspartnern geworden. Man müsse, meint Susanne, im Umgang mit Erwachsenen »versuchen, einigermaßen zumindest, gesetzt aufzutreten, weil – sonst kommst du mit älteren Leuten überhaupt nicht ins Gespräch, die nehmen dich dann nicht für voll, wenn sie dich dann kennen, dann kann man sich vielleicht eher zeigen, also so wie man ist und auch mal so durch die Gegend spinnen, aber man muß halt am Anfang schon ziemlich erwachsen und gesetzt sich geben.«

Wegen ihres Wechsels nach München wird sie jetzt ihre Arbeit im Dachverband aufgeben und sich auch aus dem Jugendverband weitgehend zurückziehen. Ihr Engagement war für Susanne eine Möglichkeit, mit Leuten zusammen zu sein,

mit denen »ich mich gut versteh und mit denen ich was machen kann.« Mit vielen von ihnen könne sie »intensiv reden, was mich auch persönlich betrifft.« »Manchmal« redet Susanne »lieber mit Gleichaltrigen als (..) mit meinen Eltern.« In letzter Zeit sind die Gespräche unter Freunden oft darüber gegangen, »wie das jetzt so weitergeht, was ich weitermache« und »über grundsätzliche Fragen, ob das richtig ist, so wie ich lebe.« Weitgehend ausgespart hat Susanne dabei ihre Vorstellungen über Lebensformen, z.B. ihre Einstellung zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften, da sie in diesen Fragen Divergenzen vermutet. Im Aufgabenbereich des Dachverbandes falle »politische Arbeit« an; es geht um Kontakte zu verschiedenen Ebenen, um Stellungnahmen zu verschiedenen Anträgen und ähnliches. Auch wenn das »Organisatorische« manchmal schon eine Belastung war, gab es im Dachverband »unheimlich viele Sachen, die mir Spaß gemacht haben, und auch Sachen, wo ich (..) auch selber viel lernen hab können.« Im Rückblick, meint Susanne, »hab ich es manchmal ein bißchen vermißt«, daß man »einfach (...) zusammen gesessen war und geratscht hat.«

Susanne beschreibt sich selbst als eher ruhig, bereit nachzugeben und auch als unsicher. Mit Ausnahme ihrer Schwester gibt es niemanden, mit dem oder mit der sie einmal total zerstritten war. »Ich (bin) eher der Mensch, der nicht in dem Sinn das Brüllen anfängt oder sonst noch was, also das kommt selten vor, daß ich dann mal laut werde und wirklich stinksauer, dann meine Meinung sag, sonst neige ich eher dazu, glaube ich, daß ich da nachgebe, daß ich da ruhig bin.« Sie glaubt auch, daß andere sie so sehen, daß sie »manchmal ziemlich ruhig (ist) und eigentlich ruhig da sitze und lieber nichts sage, als daß ich was sage.« Es fällt ihr nicht nur schwer, von sich aus eigene Probleme zu thematisieren; gerade im Umgang mit Personen, die ihr wichtig sind, empfindet Susanne oft Unsicherheit. »Das ist bei mir oft ziemlich schlimm, gerade Leute, wo ich gerne möchte, daß die mich auch mögen, daß ich mir da überlege, hab ich das jetzt richtig gemacht oder hätte ich nicht vielleicht mich doch anders verhalten sollen oder wie ist das so gewesen, auch wenn ich einfach ein unsicheres Gefühl habe, das grabt dann schon ziemlich in mir.« Sie stelle sich in diesen Situationen oftmals auch lustiger und unbeschwerter dar als ihr zumute ist. Es mache ihr allerdings auch Spaß, zusammen mit anderen lustig zu sein, gemeinsam »Riesenblödsinn« zu machen; dies ist für Susanne jedoch völlig losgelöst von der Absicht, andere dadurch zu provozieren. So sind sie auf einer mehrtägigen Wanderung mit dem Jugendverband die längste Strecke, obwohl die Möglichkeit bestand, einen Teil davon mit dem Bus zu fahren, in »einem Affentempo« marschiert und haben dann am Zielort, obwohl sie geschafft waren, mit dem ganzen Gepäck noch Polka getanzt. Susanne glaubt auch, daß andere sie als lustig und zu Blödsinn aufgelegt sehen. Ihre Schwe-

ster z.B. behaupte immer, daß sie »andauernd grinse«. Von manchen Gleichaltrigen, meint Susanne, wird sie wohl als »Aktivistin« gesehen; »gesetzte Schülerunionler« akzeptieren sie als Mensch voll, finden aber wohl, daß sie »absurde Ideen« habe.

Susanne hatte bis jetzt noch keinen festen Freund. Nur einmal mit 15 Jahren war sie verliebt, »aber nur platonisch«. Es war das erste Mal, als sie mit dem Jugendverband weggefahren ist, und er war im Leitungsteam. »Ich weiß gar nicht, ob er es selber so genau gewußt hat, (...) ich hab gerade im (Jugendverband) gelernt, daß ich mit anderen Leuten auch offener umgeh, also daß ich einfach auf die zugehen kann und wahrscheinlich, na ja und er war halt auch unheimlich offen und hat einfach mit einem geredet ohne »ja, wie könnte der jetzt drauf reagieren, wie könnte jetzt das sein« und so, und das hat mir unter anderem unheimlich gut gefallen, ich habe das anscheinend ein bißchen falsch interpretiert.« Das Verliebtsein war offensichtlich nur auf ihrer Seite. Anschließend gab es zwischen den beiden noch einen kurzen Briefwechsel, »der hat sich wahrscheinlich überlegt, »wie mach ich das, daß ich das arme Mädchen nicht gar zu sehr (verletze)« (Lachen).« Eine Zeitlang war es schon ein »ziemliches Bedauern«, gibt Susanne zu, keinen festen Freund zu haben, »aber ich akzeptier halt das jetzt so, wie es im Augenblick ist, und ich mein, mir gehts im Augenblick nicht schlecht, ich mein, ich hab vielleicht dadurch, daß ich keinen festen Freund hab, bin ich wesentlich ungebundener.« Gerade jetzt sei es sogar leichter, mit einem Freund wäre das »ein ewig kompliziertes Zeug«, nach München zu gehen. So falle ihr der Wechsel nicht schwer und sie freue sich darauf, dort »neue Leute kennenzulernen.«

Einen *richtigen Zeitpunkt* für eine feste Freundschaft gibt es nicht: »Das ist ein Schmarren, also ab wann oder so, wenn ich einen hab, dann hab ich einen.« Mit Blick auf ihre langjährige Schulkameradin, die schon früh einen Freund hatte, meint Susanne, »mir persönlich wär das zu dumm gewesen, mir waren die Jungs da einfach zu, sie waren soviel Büberl.« Auch ist Susanne der Ansicht, daß die Beziehungen gerade bei Jüngeren oftmals überinterpretiert werden. »Ich glaube, gerade bei Jüngeren ist das einfach, ja – ist das ein Junge, mit dem man unheimlich gut reden kann, sonst fehlt da überhaupt nichts, da wird schnell drüber gemunkelt, was da noch alles dahintersteckt (Lachen), ob es halt wirklich ein fester Freund ist, derweil ist es oft mehr wie guter Kumpel.« Susanne grenzt vom »festen Freund« den »guten Kumpel« ab: »Ein fester Freund kommt für mich schon in Richtung Heiratsabsichten, für mich so richtungsweise oder daß ich mir das zumindest vorstellen kann.« Mit einem »guten Kumpel« kann man sich »unheimlich gut verstehen«, »viel miteinander machen«, aber es existiert eine Grenze, es ist kein Verliebtsein und es ist »leicht möglich, daß unsere Wege wieder auseinandergehen.«

Eine Vielzahl wechselnder Freundschaften werden, nach Ansicht von Susanne, bei Jungen und Mädchen gleich angesehen. »Ich mein, es ist bekannt bei manchen, sowohl bei Jungs als auch bei Mädchen, daß die die Freunde wechseln wie Unterwäsche.« Wie das später ist, ob der Mann dann erwartet, »daß seine Frau dann derartige Dinge nicht gehabt haben sollte«, das weiß sie nicht. Für sie selbst wären viele vorangegangene Freundschaften eines Mannes »kein ausschlaggebender Grund, daß ich keine Freundschaft mit ihm eingehen würde.« Sie würde das davon abhängig machen, »wie ich denjenigen dann erfahre.« Viele Freundschaften müsse ja nicht heißen, daß derjenige »sich nie an jemand mehr binden kann.«

Susanne ist der Überzeugung, daß die Unterschiede zwischen Mädchen und zwischen Jungen größer sind als die zwischen Mädchen und Jungen. Zugleich beklagt sie, daß Frauen als »Sexobjekt« behandelt werden. Frauen werden angepöbelt, müssen Angst haben, wenn sie nachts unterwegs sind, haben strengere Kleidungs Vorschriften. »Wenn ich in so einem Spaghettiträger-T-Shirt rumlaufe, dann regen sich alle möglichen Leute auf, Buben rennen ohne Hemd rum, das ist ganz normal.« Manchmal allerdings sind Frauen auch »Nutznießer« davon, als »schwächeres Geschlecht« angesehen zu werden. »Da wird dir auch viel leichter geholfen, wenn was ist, ich mein, so Höflichkeitsfloskeln oder so, mir gefallen die auch irgendwo, irgendwo ist das auch schön, und ich glaube, bei den Jungs ist das nicht so, die kriegen seltener ein nettes Lob oder so.«

Während ihrer ganzen Schulzeit war ihre Versetzung nie ernsthaft gefährdet. Nach ihrer eigenen Einstufung war sie eine mittelmäßige Schülerin, »so Zweier, Dreier rum, manchmal besser.« Susanne glaubt, daß sie besser hätte sein können, da sie »ziemlich wenig getan habe.« Ihr Interesse an den Fächern war immer stark gebunden an die Person des jeweiligen Lehrers. Wenn ihr ein Lehrer sympathisch war, dann hatte sie auch für das Fach Interesse; im anderen Fall hat sie für das Fach nur so viel getan, wie notwendig war. Zumindest seit der Kollegstufe kam es bei ihr nicht mehr vor, »daß ich überhaupt nicht mehr hingehört habe, was gemacht worden ist oder so (...), weil ich gewußt habe, wenn ich das jetzt nicht gehört habe, was durchgenommen wird, dann wird es verdammt schwer, daß ich das irgendwie nachlerne oder aus irgendwelchen Skripten dann nachschreibe, also da habe ich zumindest schon versucht, so Sachen immer mitzuschreiben, und wenn es auch mal, wenn ich gar nicht mehr wollen habe, habe ich mich doch zusammengenommen und versucht, es einigermaßen mitzukriegen.« Im Kontext der Schule wie auch schon in der Herkunftsfamilie und im Umgang mit Erwachsenen gibt sich Susanne als vernünftig Handelnde zu erkennen.

Susanne sieht sich selber »sicher nicht« als Erwachsene; »also ich würde schon eher sagen als Jugendliche.« Im Rahmen ihrer Aktivitäten für den Dachverband

kann es schon vorkommen, daß sie als Erwachsene behandelt wird. So kommt es schon vor, das Jüngere sie mit »Sie« ansprechen. Als Erwachsene behandelt werden, äußere sich in distanzierten Umgangsformen. Susanne sieht sich als Jugendliche, da sie sich noch an das Elternhaus gebunden fühlt und für ihren Lebensunterhalt noch nicht selbst sorgen kann: »Ein Grund ist, daß ich für meinen Lebensunterhalt – kann ich ja selber nicht, ich kann jetzt im Augenblick gar nicht selber sorgen, und – ich glaube, für mich gehört zum Erwachsenen eine größere Lösung vom Elternhaus mit dazu, ich mein, ich habe schon viel andere Sachen, aber ich bin doch wieder viel mit meinen Eltern zusammen, (...) da ist sicher als letzte Instanz, wo ich mich gebunden fühle, sicher das Elternhaus da, wenn also irgendwas ist, wenn dir endlich dann geholfen wird.« Zum Erwachsensein gehöre für sich selber zu sorgen, für sich selber verantwortlich zu sein, zumindest in einem gewissen Maße wissen, was man will, und auch fähig zu sein, Entscheidungen zu treffen. Obwohl die Abhängigkeit von ihren Eltern für Susanne »teilweise auch eine Belastung« ist, »möchte (ich) es nicht unbedingt drauf anlegen, von allen als erwachsen angesehen« zu werden. Ihr Ziel sei auch nicht Erwachsensein, sondern ihr komme es vielmehr darauf an, »bestimmte Sachen« zu erreichen. Jetzt sei sie noch »überhaupt nicht fest gebunden« und möchte »noch viel verschiedene Sachen ausprobieren.«

»Ich mein, ich bin eigentlich zufrieden, so wie ich bin, also ich kann mich annehmen, wie ich bin.« Aber sie möchte nicht stehen bleiben, vielmehr glaubt sie, »daß ich halt irgendwie vieles noch lernen muß.« Susanne möchte »Lebenserfahrung« sammeln und im Umgang mit Menschen sensibler werden, »schneller merken, wenn ich falsch auf jemanden reagiere«, und auch »wenn es jemanden schlecht geht.« Eine Zeitlang habe sie viel über sich selbst nachgedacht. Intensiv hat sie sich damit beschäftigt, was sie beruflich machen soll. Sie hat sich auch ernsthaft überlegt, ins Kloster zu gehen. Dies hat sie aber dann verworfen, da ihr ein Kloster »zu eng und zu sehr nach Regeln« ist. Auch war die Differenz zwischen ihrem konkreten Leben und ihren Idealen vom richtigen Leben für sie ein »wahnsinniger Konflikt.« Zur Zeit mache sie sich weniger Gedanken, ein Lebensabschnitt sei zu Ende und sie sei stark auf die »Zukunftsperspektive hin ausgerichtet.«

Auch über den Sinn des Lebens hat sich Susanne in dieser Phase viele Gedanken gemacht, momentan nicht mehr so viel, da sie für sich eine Antwort gefunden hat: »Also ich glaube, es hat einfach dadurch einen Sinn, daß ich da bin und daß es unheimlich viele Sachen gibt, über die ich mich freue, und daß es auch unheimlich viele Menschen gibt, mit denen ich mich gut verstehe, mit denen ich reden kann – auch wenn ein großer Mist passiert, und ich seh unheimlich viel

Gutes und glaub, ich kann das dann akzeptieren, daher hat es für mich eben Sinn, ich glaube halt nicht, daß es willkürlich ist, dieses Leben, sondern daß ich irgendwie meinen Weg habe, nicht so, daß jetzt das vorherbestimmt ist, was jetzt alles der Reihe nach kommt, aber – daß alles, was jetzt passiert, daß mich das irgendwohin führt und daß da, das kann auch was, was für mich jetzt im Augenblick eine unheimlich negative Erfahrung ist – daß das mich (...) weiter bringt, daß ich – dann, durch die Erfahrung, die ich habe, vielleicht einem anderen Menschen durch die Erfahrung wieder weiterhelfen kann, und ich glaub auch, daß ich nicht total alleine bin auf dem Weg, sondern da oben irgendwo Gott ist, und wenn ich auch noch so viel Mist bau und alles mögliche anstelle, daß ich nicht ganz allein damit bin, das hilft mir schon unheimlich viel, vor allem bei Sachen, wo ich überhaupt nicht mehr durchblicke, wenn jetzt für mich nur noch ein konfuser Haufen da ist.« Ihre religiösen Überzeugungen haben für Susanne eine hohe Relevanz; sie geht nicht nur jeden Sonntag in die Kirche und ist in kirchlichen Jugendverbänden aktiv, sie befaßt sich auch intensiv mit Glaubensfragen, wenngleich nicht immer konform mit der kirchlichen Lehrmeinung.

Susanne beginnt demnächst mit dem Studium der Sozialpädagogik; sie könne sich gut vorstellen, später in einem Heim zu arbeiten und zu versuchen, Kindern und Jugendlichen, die ohne Elternhaus aufwachsen, ein Stück davon zu geben. Ihrem Vater hat ihr Berufswunsch anfangs »überhaupt nicht gepaßt«; er wollte, daß sie einen »aussichtsreicheren Beruf« wählt. Mittlerweile akzeptiert er ihren Berufswunsch, mit den schlechten Arbeitsmarktchancen »da zieht er mich jetzt damit auf.« Ihre Mutter hat die Berufswahl ihr überlassen. Sie fand ihren Wunsch »von der Arbeit her (...) auch ganz interessant«, hat sie aber darauf hingewiesen, daß es ein »ziemlich harter Job« sein wird und schwer mit einer Familie zu verbinden. Der Einstieg ins Berufsleben steht für Susanne für ihre Lebensplanung eindeutig im Vordergrund; alle anderen Stufen werden dagegen aufgeschoben und bleiben eher diffus. Susanne kann sich vorstellen, daß der Beruf ihre Lebensaufgabe wird. Eine andere Möglichkeit, und Susanne scheint diese zu präferieren, ist, eine Familie zu haben. In Übereinstimmung mit ihrer Mutter ist Susanne der Ansicht, daß sich beides kaum verbinden läßt. Wenn sie eine Familie habe, könnte sie sich vorstellen, Kinder ohne Elternhaus zu adoptieren. Eventuell würde sie, wenn die Kinder groß sind, wieder in den Beruf zurückkehren.

Prinzipiell möchte Susanne schon heiraten, doch »das ist im Augenblick eine Sache, die ich einfach abwarte (Lachen), ob ich, ob der Richtige kommt oder nicht.« Wichtig wäre es ihr, daß ihr Ehemann bereit ist, ein offenes Haus zu führen und auch Kinder zu adoptieren. Aber Susanne weist darauf hin, daß die Partnerwahl »sicher erstmal eine rein gefühlsmäßige Sache« ist, »weil ich kann mir

vorstellen, in bestimmten Situationen nimmst du alle möglichen Fehler und Laster auch in Kauf, obwohl du vorher sagst, das ist total unmöglich, das würd ich nie machen.« Susanne könnte sich zwar vorstellen, mit ihrem Partner ohne Trauschein zusammenzuleben. Die kirchliche Lehrmeinung spielt hier für sie keine Rolle, »weil ich glaube eben, daß das tiefer verstanden werden muß, für mich ist vorrangig, was man damit will, und nicht, was es nach außen ist, ob es jetzt abgesegnet ist oder nicht abgesegnet ist, sondern innere Bindungen und das innere Einverständnis, das ist wichtiger.« Da ihre Eltern das Zusammenleben ohne Trauschein aber nicht akzeptieren würden, wäre der Druck von außen so groß, daß sie dann doch heiraten würde. Mit Kindern würde Susanne auf jeden Fall heiraten. Auch eigene Kinder möchte Susanne gerne, und sicher nicht nur ein Einzelkind.

Mit dem Studienbeginn ist für Susanne keine endgültige räumliche Trennung von ihren Eltern verknüpft. Wenn sie in ihrer Heimatstadt eine Stelle bekäme, könnte sie sich »eigentlich schon vorstellen, daß ich dann wieder in der Wohnung wohne.«

2.3. Ernst

Ernst ist knapp 20 Jahre alt und besucht die 12. Klasse Gymnasium. Er hat keine Geschwister und lebt im Haus seiner Eltern. Sein Vater war vor der Pensionierung bei einer Versicherung angestellt; seine Mutter ist Hausfrau. Zwischen seinen Eltern besteht ein Altersabstand von fast 20 Jahren.

Ernst erzählt, daß er seit den letzten drei Monaten nur noch selten weggeht, »mich nervt in letzter Zeit das Oberflächliche von Leuten (...), das oberflächliche Gerede.« Zudem kümmert er sich – wie er an anderer Stelle erwähnt – verstärkt um seine Mutter, deren Mutter vor einigen Monaten gestorben ist. Zu Hause ist Ernst häufig mit seiner Mutter zusammen, redet mit ihr oder zieht sich auf sein Zimmer zurück, liest oder – weniger oft – hört Musik. Unabhängig von diesen aktuellen Veränderungen entsteht der Eindruck, daß gemeinsame Unternehmungen mit den Eltern auch vorher schon häufig waren. Z.B. fährt er – obwohl er auch mit Freunden Urlaubsfahrten macht – weiterhin mit seinen Eltern und anderen Verwandten in den Urlaub. Heuer sei zwar die Stimmung zwischen den Eltern gespannt gewesen, »aber im allgemeinen gefällt mir das schon.« Auch berichtet er, daß Erwachsene seinen Eltern immer sagen, er sei ein netter, höflicher und zuvorkommender Junge, was auf Aktivitäten von ihm, seinen Eltern und anderen Erwachsenen schließen läßt. In der Gruppendiskussion, die etwa ein

halbes Jahr früher stattfand, erzählt Ernst, daß er am Sonntag immer zu Hause bei seinen Eltern ist. Für ihn sei der Sonntag auch kein Problem, denn »man hat manchmal das Bedürfnis, zu Hause zu sitzen.«

Wenn er weggeht, besucht Ernst Freunde oder geht ins Jugendheim. Dort arbeitet er im Arbeitskreis mit, der für die Teestube zuständig ist, in der er sich, wenn er im Jugendheim ist, fast ausschließlich aufhält. Manchmal geht er abends auch alleine spazieren. Ernst trainiert ein- bis zweimal in der Woche Karate im Verein. Jede zweite Woche hat er einen festen Abendtermin beim Roten Kreuz, wo er einen zehnjährigen Bundeswehrrersatzdienst leistet. Am Wochenende »schaut« er manchmal auch in Diskotheken, aber nur »ganz kurz«.

Ernst hat zu seiner Mutter »ein sehr gutes Verhältnis«. »Sie (ist) wirklich für mich der bedeutendste Mensch.« Die Erziehung war immer Sache seiner Mutter und er sei durch sie stark beeinflusst. »Ich muß sagen, daß ich so (bin), wie ich bin, (das kann ich) voll zurückführen auf meine Mutter, die hat mich wirklich ganz groß geprägt.« In seiner Mutter hat Ernst auch eine »ungeheuer wichtige Gesprächspartnerin«. »Wenn ich sie immer gebraucht habe, war sie da – eine bessere Mutter könnte ich mir gar nicht wünschen.« Seine Mitarbeit im Haushalt wird von seiner Mutter abgelehnt. »Sie ist zu gutmütig, und sie will das Beste, sie will es mir leichter machen, wie ich es wirklich haben will – sie will, daß mir alles in den Schoß fällt, sie möchte für mich das schönste Leben, das es gibt, auch wenn sie dabei zugrunde gehen würde, Hauptsache, ich hab was davon.« Bei seiner Mutter, erzählt Ernst, »kommt noch so richtig ihr Mutterinstinkt« zum Vorschein. »Für meine Mutter ist immer noch die Idealvorstellung, wenn sie ein Kind hätte«, und »im großen und ganzen tut meine Mutter noch alles für ihr Buberl.« Nur wenn sein ihm zugeschriebenes Sonderwissen wichtig wird, oder in Grenzsituationen, wie dem Tod ihrer Mutter, akzeptiert sie ihn als gleichwertigen Partner. In diesen Fällen sei sie froh, »daß ich vernünftig und fast erwachsen bin.«

Mit seinem Vater kommt Ernst »nicht so recht« aus, »weil – mein Vater ist schon ziemlich älterer Jahrgang, man kann mit ihm auch gut sprechen, aber auf viele Sachen ist er total festgefahren.« Sein Vater scheint wenig bereit zu sein, auf die Ideen seines Sohnes einzugehen, für »hochgeschraubte Gedanken« ist er scheinbar nicht zu haben. Auch wenn Ernst glaubt, er habe ihn überzeugt, »das ist dann irgendwie in ein paar Wochen wieder weg, und dann hat er wieder fast seine alte Meinung, das hat er dann wieder vergessen, er will sich nicht recht überzeugen lassen.« Im handwerklichen Bereich erklärt sein Vater ihm immer die einfachsten Handgriffe durch lange Vorträge. Auch wird sein Vater schnell laut und fängt an zu schreien. »Meine Mutter und ich, wir sind da ganz anders, (...) wir mögen die Lautstärke, das Schreien nicht so und das ewige Wiederholen.« Zwi-

stigkeiten« mit dem Vater entstehen wegen seines Schreiens und Wiederholens; auch sind »Kleinigkeiten« Anlaß zu Konflikten, z.B. übertriebene Sparsamkeitsanforderungen seines Vaters. Im Konfliktfall mit seinem Vater kann Ernst offensichtlich immer mit der Unterstützung seiner Mutter rechnen. Nur sehr selten kommt es auch mit seiner Mutter zu Auseinandersetzungen, seine Mutter »hat ewig viel Geduld und ist auch ziemlich gutmütig.« Wenn es aber dazu kommt, dann sind das »knallharte« Streits. Wenn seine Mutter in Wut ist, kann sie leicht ungerecht werden und die Beherrschung verlieren. Als Beispiel nennt Ernst, daß seine Mutter ab seinem 18. Geburtstag manche vorher gewährten Freiheiten wieder einschränken wollte. »Da wollte sie durchdrücken, »du bleibst jetzt mehr da, ich erlaube es nicht, daß du länger wegbleibst wie 12 Uhr«, und ich hab mir gedacht, warum jetzt auf einmal, vorher konnte ich das meiste machen, das lief alles, und jetzt werde ich gerade am Zügel gehalten, gerade jetzt, wo ich volljährig bin, und da habe ich mir gesagt, nein, da mach ich nicht mit und das laß ich bleiben, meine Mutter hat sich ziemlich reingesteigert, und ich bin halt dann ins Bett gegangen.«

Außer als er volljährig wurde, habe ihm seine Mutter nie Vorschriften gemacht, bis wann er zu Hause sein soll. Seine Mutter sagt immer nur, er solle möglichst früh nach Hause kommen. Ernst sagt auch nie, wann er heimkommt, »weil ich weiß im vorhinein nicht, was ist, ob ich jemand treff, ob wir noch was machen.« Am Wochenende ist er meistens um 12 Uhr zu Hause, ausnahmsweise kann es auch später werden. Unter der Woche ist er um 10 Uhr, spätestens um halb 11 im Bett, weil er in der Frühe aufstehen muß und ausgeschlafen sein möchte.

Früher sei er nach den Vorstellungen der Eltern zu viel weggegangen. »Meine Eltern (hätten) es gerne gesehen (..), wenn ich zu Hause geblieben wäre, und ab und zu bin ich so, daß ich sage, jetzt bleibe ich mal zu Hause, das habe ich schon ab und zu gemacht, aber nicht zu oft.« Da er jetzt selber lieber zu Hause bleibt, ist das kein Problem mehr. Auch bei den Aufenthaltsorten und für den sozialen Umgang machen ihm seine Eltern keine Vorschriften, sondern haben ihm »halt Ratschläge, Hinweise« gegeben. Gegen das Jugendzentrum hatten seine Eltern anfangs schon Bedenken, »weil es hieß, da wäre mal was mit Rauschgift« gewesen. Ihre Bedenken haben sich aber mittlerweile gelegt. Vor allem sein Vater wollte nicht, daß er mit »Langhaarigen« zusammen ist oder »mit diesem Proletariat, (..) mit den Säufern und so.« Ernst ist überzeugt, daß seine Eltern mit ihm im großen und ganzen auch zufrieden sind, »weil ich so richtig krasse Sachen, wo Eltern groß bestürzt sind, nie gemacht habe.« Auch sei er »absoluter Nichtraucher« und »zum Alkoholismus hab ich auch nie geneigt.« Früher war es ihm »ein ganz großes Bedürfnis, (..) jede Kleinigkeit, alles was ich erlebt habe, meiner Mutter haar-

genau zu erzählen.« Jetzt erzählt er ihr nicht mehr jede Kleinigkeit, aber »in wichtigen Sachen, da wo ich mein, es interessiert sie, das erzähle ich schon.«

Das sehr positive Bild seiner Mutter setzt sich bei Ernst auch in einer hohen Wertschätzung der Familie fort, die offensiv nach außen zum Ausdruck gebracht wird. Ernst hat in einer Gruppendiskussion, nachdem ein Vorredner bemerkte, daß für ihn Freizeit und Familie total getrennt sei, ein längeres *Plädoyer* gehalten, worin er die Einbeziehung der Familie in die Freizeit fordert und begründet: »Ich finde, Familie sollte zum großen Teil miteinbezogen werden in die Freizeit, das ist ja schließlich, du bist da aufgewachsen, und du wirst später selbst mal eine Familie haben, das ist alles zu ungeheuer miteinander verzahnt, deine Eltern, die möchten sicher auch einmal mit dir zusammen sein, die möchten auch Freude an dir haben, kurz gesagt, die lieben ihre Kinder, da sollte man schon insofern Rücksicht auf sie nehmen, daß man auch mit denen Zeit verbringt, seine eigene Freizeit, nicht, weil es verlangt wird, sondern man soll selbst manchmal Vergnügen daran finden, nicht etwas Lästiges in den Eltern sehen, sondern wirklich oft auch daran denken, was sie für einen getan haben.«

Bei Ernst findet sich auch eine weitgehende Übereinstimmung mit den Wertvorstellungen seiner Mutter. Seine Mutter konnte ihren Wunsch, Medizinerin zu werden, infolge des Krieges nicht verwirklichen. Der Traum seiner Mutter sei es, daß Ernst später einen »akademischen Beruf« ergreift, bevorzugt den eines Mediziners. Weiter wünscht sich seine Mutter, daß er einmal so viel Geld verdient, um sich alles leisten zu können. Auch legt sie Wert darauf, daß er sich zu anderen Leuten stets rücksichtsvoll und höflich verhält. Rücksichtnahme und Höflichkeit und vor allem der akademische Beruf als Berufsziel werden von Ernst voll und ganz übernommen. Nur was das Geld betrifft, steckt er in einem Zwiespalt; einerseits sei er im »ganzen Milieu« gefangen, was ihm nahelegt, dem Geld einen hohen Stellenwert beizumessen, andererseits interessiert er sich stark für östliche Religionen, woraus er die »theoretische Einstellung« gewonnen habe, dem Geld keinen hohen Stellenwert einzuräumen. Dieses Verhältnis *Praxis-Theorie* findet sich an mehreren Stellen, ohne daß sich dieses zur Spannung ausdehnt, vielmehr entsteht der Eindruck, als ob die Theorie dem Kopf vorbehalten ist und eine anders geartete Praxis nicht stört. Ernst bezeichnet seine Überzeugungen selbst als Idealismus und fügt manchmal noch das Attribut »jugendlicher« hinzu. »Wenn ich das bei mir nicht als Idealismus annehmen würde, dann wüßte ich nicht mehr, was Idealismus wäre, ich möchte sagen, ich hab meine Einstellung, die ist – man soll handeln nach einem realitätsbezogenen Idealismus, aber im Kopf wirklich einen ganz reinen Idealismus haben, daß man niemals die Vorstellung von dieser verliert, das ist eigentlich, darauf sollte man sein Leben ausrichten.« Es entsteht

der Eindruck, daß dieser thematisierte Zwiespalt in der Alltagsorganisation ebenfalls aufgelöst wird in Richtung der Vorstellungswelt seiner Mutter.

Für das eigene Leben sieht Ernst im Leben seiner Eltern kein Modell. Er möchte eine bessere Beziehung als seine Eltern, in seinem Leben seine Ideale verwirklichen, u.a. beruflich aufsteigen, sich mehr Gedanken über das Leben machen. Vorbild sind ihm seine Eltern höchstens insofern, »was sie auf sich genommen haben für mich, höchstens um die Liebe, mit der sie mich umsorgen.«

Die wichtigsten Treffpunkte mit Gleichaltrigen sind für Ernst Privaträume, Vereinstreffs und das Jugendheim. Keiner seiner Freunde ist im Jugendheim aktiv; er habe dort einen »Halbfreund«. Ernst nennt auch keinerlei Aktivitäten mit den Mitgliedern des Karatevereins. Auch zu den Rotkreuz-Mitgliedern hat er mit Ausnahme eines Freundes keinen engeren Kontakt.

Mancher an seiner Stelle, meint Ernst, würde sagen, er hätte viele Freunde, was er aber nicht behauptet, weil »für mich (...) Freundschaft ein ganz hochstehender Begriff (ist), als Freund bezeichne ich wirklich nur Menschen, mit denen ich ein ganz, ganz gutes Verhältnis habe.« Auf keinen Fall sollte man einen Freund danach beurteilen, ob man mit ihm etwas »anstellen« und »wirklich eins draufmachen kann«. Eine Freundschaft setzt ein langes Sichkennen voraus. Als »wirklich guten Freund« bezeichnet er erst jemanden, dem er »wirklich vertrauen kann, daß es ein guter Mensch ist, du weißt, wenn du dich dem preisgibst, der geht ein bißchen auf dich ein, der versucht, dich zu verstehen, solcher Art, daß Kommunikation vorhanden ist, das sind eigentlich die wichtigsten Punkte, und es ist wirklich sehr schön, wenn hinzukommt ähnliche Interessengebiete, wenn man da übereinstimmt, vor allem wenn man mal anfängt zu diskutieren und – da kommt man auf ähnliche Gebiete, nehmen wir als Beispiel Religion oder philosophische Probleme.«

Ernst nennt vier Freunde, hinzu kommt noch die Freundin seines besten Freundes. Seinen besten Freund kennt er schon über acht Jahre, seit der Volksschule. Sie haben sich gegenseitig beeinflusst und eine »ähnliche geistige Entwicklung« durchgemacht. Beide interessieren sich für »alles, was mit dem Menschen zu tun hat, so Psychologie, Philosophie, Geschichte, Erdkunde ist auch dabei, eigentlich so ziemlich alles außer Technik.« Mit ihm könne er »intellektuelle Gespräche« führen; ein wichtiger Inhalt ihrer Gespräche ist der Sinn des Lebens. Einen Rückschlag in der Beziehung gab es, als sein Freund sich vor etwa eineinhalb Jahren mit einem Mädchen fest befreundete. »Da war am Anfang schon ein bißchen Eifersucht dabei gewesen, das hat nicht mehr ganz so gestimmt, das ist aber wieder ganz gut geworden, mit dem Mädchen versteh ich mich ganz hervorragend, mit dem bin ich oft zusammen.« Auch die drei anderen Freunde kennt Ernst

schon seit längerem. Einer von ihnen hat mit ihm gemeinsam am Gymnasium angefangen und ist auch beim Roten Kreuz. Einen zweiten kennt er schon über sieben Jahre, aber erst nachdem sie vor etwa vier Jahren in eine gemeinsame Klasse gekommen sind, hat sich eine Freundschaft aufgebaut. Den Dritten im Bunde hat er vor fünf Jahren einmal beim Fußballspielen kennengelernt. Zwar kennen sich seine Freunde auch untereinander, haben sich z.T. über ihn kennengelernt, doch treffen sie sich selten alle miteinander. Ernst berichtet meist von Aktivitäten, bei denen er mit einem seiner Freunde oder auch mit zweien zusammen ist, z.B. mit seinem besten Freund und dessen Freundin.

Ernst bedauert, daß er in dieser Stadt nicht mehr Leute kennenlernt, die ähnliche Interessen haben wie er. »Leider hab ich den Eindruck, die meisten Leute, auch in meinem Alter, befassen sich gar nicht mit so was (d.h. mit intellektuellen Problemen), und die sind mit so was gar nicht gewöhnt, und wenn ich versuche, so was zu erklären, die verstehen das irgendwie, und die kriegen dann einen ganz falschen Eindruck, das kann jetzt überheblich klingen, aber der Horizont ist enger gesteckt bei denen, die gehen nicht über bestimmte Thematik, Motorräder, Frauen, solche Sachen hinaus, selbst bei mir am Gymnasium, was eigentlich die Elite sein soll, aber meistens kannst du mit solchen Sachen nicht anfangen.« Ernst gibt zu erkennen, daß er mit Gleichaltrigen oftmals Probleme hat. Zumindest anfangs wird er oft als arrogant wahrgenommen. Es kommt auch vor, daß Gleichaltrige ihn dann, wenn er mal »Witze reißt«, als oberflächlich ansehen, was völlig seinem Bild von sich widerspricht. Er mag ab und zu schon mal »lustig sein« und »Gaudi machen«, was aber für sein Selbstbild weniger von Belang ist. Auch mache er niemals Gaudi auf Kosten anderer. »Richtig provozieren« und irgendwelche verrückten Sachen macht Ernst nicht. Er ist sich unklar, ob er sich einfach nicht traut oder – was er schließlich präferiert – ob ihm die »richtige Motivation« dazu fehlt.

Aus seiner Beschreibung seines Umgangs mit anderen werden auch Unsicherheiten deutlich sichtbar. »Wenn ich so was irgendwie erzähl, (...) wenn mich wer anders hört, der muß sich denken, der spinnt, das ist so hochgestochen, das wirkt irgendwie schon ein bißchen unnatürlich, ich weiß das, wenn ich das von anderen hör, wenn die so reden, dann kommt irgendwie unbewußt, die spinnen ein bißchen oder die sind jetzt hochgestochen, die stehen kurz vor dem Überschnappen, solche Eindrücke kommen irgendwie unbewußt, und wenn ich so was erzähl, dann denk ich mir, was denkt gerade mein Gegenüber, was denkt er sich, wenn ich so rede.« Durch die starke Hervorhebung seiner intellektuellen Interessen grenzt sich Ernst zugleich von der Mehrzahl der anderen Gleichaltrigen ab. »Ich glaub, daß ich ein bißchen bewußter wie sonst meine Altersgenossen lebe.«

Durch die Verwandten und Bekannten seiner Eltern kommt Ernst häufig mit

Erwachsenen zusammen. Auch im Roten Kreuz sind »vornehmlich Erwachsene«. »Oberflächlich gesehen, ehe ich die Beziehung vertiefte, (komme ich mit Erwachsenen) viel besser (aus) wie mit Jugendlichen, bis jetzt hat eigentlich, ohne daß ich mich herausheb, eigentlich (hat) bis jetzt jeder Erwachsene zu meinen Eltern gesagt, »das ist ein ganz lieber Junge, wirklich nett, so höflich und zuvorkommend.« Über seine Ideen und Vorstellungen kann er mit Erwachsenen nicht offen reden – was offensichtlich auch auf die meisten Gleichaltrigen zutrifft – aber ansonsten kommt er mit ihnen gut aus. Er gibt nur immer Teile seiner Meinung preis, die immer noch »ein bißchen freidenklicher« ist als ihre, dann sind Erwachsene auch eher bereit, etwas davon zu übernehmen. Obwohl er selbst noch nicht so oft auf sein Alter angesprochen wurde, glaubt Ernst dennoch, daß die meisten denken, »gerade wenn man ein bißchen was sagt, Glauben, Politik und so (...) »was versteht denn der davon, der redet jetzt so hochgestochen, der hat doch keine Ahnung davon, der hat doch noch keine Lebenserfahrung.«

Auf die Frage, ob er schon einmal verliebt gewesen sei, antwortet Ernst: »– Sagen wir mal, ich bin irgendwie nicht der Typ – sagen wir, dazu bin ich ein kleines bißchen zu kalkulierend und zu nüchtern auf der einen Seite, ich fühl irgendwie so ein Strohfeuer, wenn ich jemand gern hab, das dauert lange Zeit, das baut sich immer mehr auf, nicht, daß da auf einmal die totale Faszination da ist, so verliebt, das kommt echt nicht vor, ich möchte sagen, den Menschen – wenn ich zu Liebe fähig bin, dann liebe ich am meisten meine Mutter – dann empfinde ich eine sehr große Zuneigung, ein weiteres Beispiel, zu meinem (besten) Freund.« Den Begriff Liebe begrenzt Ernst nicht auf heterosexuelle Beziehungen, sondern gibt ihm in starkem Maße einen allgemein-menschenliebenden Akzent. Er befaßt sich *theoretisch* mit der Frage, ob er überhaupt zu Liebe fähig sei, die dabei auf die Gesamtheit der Menschen bezogen wird. »Ich finde, das höchste Ziel ist, jeden Menschen zu lieben, wirklich jeden zu lieben, und es fällt leichter am Anfang, mit Mädchen diese Beziehung aufzubauen, weil wer alle Menschen liebt, vielleicht haben es vereinzelt mal ein paar geschafft, die so den göttlichen Funken in sich haben.« Es sei schön, eine feste Freundin zu haben, doch entstehe, wenn das nicht der Fall sei, kein Nachteil. Das Zustandekommen von heterosexuellen Beziehungen ist für Ernst vor allem ein Entwicklungsprozeß. »Bei den meisten Leuten geht es den normalen Gang, die meisten Leute fangen in der Jugendzeit an, so einzelne Beziehungen, ein bißchen rumschmusen, dann werden die Beziehungen langsam ein bißchen länger und dann Mitte 20, dann haben sie so im allgemeinen, ich weiß nicht, ob ich von Reife reden kann, die Reife, daß sie heiraten, irgendwie liegt das so in der Entwicklung drin.« Eine feste Freundschaft soll auf vollkommenem Vertrauen und auf der Fähigkeit, wirklich persönlich miteinander zu reden, basieren.

Ernst ist davon überzeugt, daß Unterschiede zwischen Mann und Frau bestehen. Daß zwischen Mann und Frau nur ein anatomischer Unterschied bestehe, »von dieser Meinung bin ich abgekommen.« Mädchen reagieren sensibler, z.B. habe er noch kein Mädchen gefunden, der Türkenwitze gefallen, sie reagieren tiefer und anders, haben offensichtlich mehr Emotionen und sind fast ein bißchen launenhaft. Zugleich weist Ernst auch auf die Benachteiligungen von Frauen hin, sie bekommen in der Berufswelt noch immer weniger Geld, auch sei die Einstellung immer noch vorhanden, die Frau gehöre ins Haus. Keinen Unterschied sieht er darin, ob ein Mann oder eine Frau schon viele wechselnde Freundschaften gehabt hat, obwohl es oft so sei, daß dies unterschiedlich behandelt wird. Ernst kann sich auch vorstellen, eine Frau zu heiraten, die vorher schon mehrere Beziehungen hatte. Zugleich gibt er aber zu, daß es ihm schon lieber wäre, wenn das nicht der Fall wäre; er könnte es nicht ausschließen, daß er ihr dies dann im Streitfall zum Vorwurf machen würde.

Ernst geht gern in die Schule. »Ich habe die Leute nie verstanden, wenn sie so über die Schule hergezogen sind, und ich versteh jetzt schon, wenn die Leute sagen, »wir wußten damals nicht zu schätzen, wie schön es in der Schule war.« Als Vorteile der Schule nennt er das hohe Maß an Freizeit, die guten Kontaktmöglichkeiten und auch interessante Lerninhalte. Daß Ernst den Unterricht stört, kam, zumindest in den letzten Jahren, nicht mehr vor; höchstens einmal durch Schwätzen, »aber so richtig auf krasse Art und Weise nicht.« Was ihn daran vor allem hindert, scheint sein *Image* als ruhiger, besonnener Schüler zu sein. »(Ich) bin (...) mehr so im Status von einem Ruhigen, ein bißchen besonnen, und da – ist es ganz was anderes, wenn man auf einmal so was macht.« Auch hält Ernst das Stören im Unterricht für »typisch oberflächlich«.

Es gibt vereinzelte Lehrer, bei denen er eine »Vorzugsstellung« innehat; mit den meisten komme er »normal« aus. Ausdrücklich betont Ernst, daß er noch nie ein Außenseiter war. Gleichwohl gab es fast immer in der Klasse einen, mit dem er »Stunk« hatte, auch kommt es vor, daß er mit seiner Meinung allein der Klasse gegenübersteht. Zu Beginn des Biologie-Leistungskurses in der Kollegstufe hatte er sich gleich anfangs mehrmals gemeldet. »Ich habe hinten schon ein paar Gesichter gesehen, so meine Art paßt ihnen nicht so recht, und auch hintenrum hab ich gehört, daß eine nicht viel von mir hält in der Klasse, da ist so eine Gruppe hinten, die haben mich schon ein paarmal so schief angesehen.« Ernst hatte sich gleich zu Beginn des Leistungskurses öfters gemeldet, weil er über diese Themen mehr weiß als die anderen, und auch aus dem Motiv heraus, einen guten Eindruck zu machen. Er möchte bei dieser Lehrkraft vom letzten Jahr einiges gutmachen, außerdem weiß er, »daß ich später nicht besonders fleißig bin, viel-

leicht kann ich etwas zehren.« Überhaupt nennt sich Ernst »ein faules Stück«, er habe nur immer dann etwas getan, »wenn es wirklich ganz brenzlich war.«

Seine Leistungen sind »mittelmäßig bis mäßig«, was aber nicht Folge seiner Faulheit ist, sondern von ihm mit Krankheiten in Verbindung gebracht wird. Schon in der ersten Volksschulklasse habe er einen Großteil des Schuljahres wegen Krankheit versäumt. Da sich seine Leistungen dann stark verbesserten, ist er auf das Gymnasium übergewechselt. »Na ja, die Leistungen waren mittelmäßig, wie zu erwarten, das war mir vorher schon klar, und ich hab damit gerechnet, irgendwann wird es mich mal durchhauen, bis zur achten (Klasse) bin ich dann gekommen, und in der achten bin ich dann so gut gewesen wie nie zuvor, auch nicht übermäßig, aber doch besser wie zuvor, und dann bin ich mal, außer Englisch, das ist mein schlimmstes Fach gewesen, dann bin ich vier Wochen krank gewesen, ich habe gedacht, das schaff ich noch, dann noch mal eine Woche und zum Schluß hab ich es wegen Kranksein nicht gepackt, da ist Mathe noch dazu gekommen.« Ärger wegen der Schule hatte Ernst mit seinen Eltern eigentlich nie. Als er in der achten Klasse durchfiel, wußten seine Eltern, daß dies die Folge seiner Krankheit war. »In der restlichen Zeit, da hab ich mich wirklich reingehängt, und da kann ich dann wirklich sagen, ich bin ohne mein Verschulden durchgefallen.« Seine Eltern, vor allem seine Mutter, ist an seinem schulischen Fortkommen »wirklich interessiert«; seine Mutter hat ihn »schon immer wieder zum Lernen gebracht, das war auch gut, und ich bin ihr dankbar dafür, aber, Gott sei Dank, stand sie nie mit der Peitsche dahinter.«

Ernst stellt sich wiederholt als vernünftig dar. Nicht nur weiß er schon jetzt – und nicht erst im nachhinein – die Schule zu schätzen, auch verhält er sich im Umgang mit Erwachsenen taktisch geschickt, indem er stets nur soviel von seiner Meinung preisgibt, wie sie zu akzeptieren noch in der Lage sind. In Gesprächen, erzählt Ernst, vertritt er gerne eine gegenteilige Meinung im subjektiven Wissen, daß jedes Ding zwei Seiten und nicht nur eine positive oder negative Seite hat. Als vernünftig stellt sich Ernst auch dar, wenn er seine Vorstellungen vom richtigen Leben immer mit der Einschränkung versieht, daß er nicht weiß, ob er diese auch verwirklichen kann, sie als »jugendlichen Idealismus« qualifiziert und zugleich die Auffassung vertritt, daß im Alltagshandeln dieser Idealismus an der Realität korrigiert werden muß. Wie sehr er offensichtlich diesem postulierten Ideal auch entspricht, wird aus den Bildern deutlich, die seiner Meinung nach seine Eltern von ihm haben: »Meine Mutter (sieht mich) wahrscheinlich als Idealisten, als im allgemeinen schon auf der Erde Stehenden, vielleicht manchmal zu idealistisch, Träumer, ich würde sagen, meine Mutter gibt mir manchmal ein bißchen das Attribut Träumer, trotzdem im allgemeinen, daß ich ziemlich reell lebe und Reali-

tät anerkenn«; und sein Vater, »der glaubt auch im allgemeinen an meine Vernunft.«

Ernst kleidet sich gerne modisch, was offensichtlich von seiner Mutter gefördert wurde. Seit zwei, drei Jahren habe er Interesse an modischer Kleidung; manchmal ist er seinen Eltern wieder zu modisch gekleidet. Was er anzieht, da »kann (ich) mich keiner Richtung zuordnen.« Ernst teilt zwar nicht die Abneigung seines Vaters gegen »Langhaarige«, doch selbst möchte er keine langen Haare. Er mag auch nicht, »wenn irgend jemand verdreht rumläuft.« Er achtet auf sein Aussehen: »ich schau schon, daß mein Haar ein bißchen vorteilhaft aussieht, eigentlich ganz normal.« Ernst trägt gern helle Farben; der *Mut* zu helleren Farben, das habe er an sich und auch an seinen Freunden gemerkt, gehe einher mit dem Abbau von Hemmungen. Ernst bemerkt, daß sein Interesse an Kleidung mit seinen theoretisch angenommenen Idealen kollidiert. Allmählich möchte er versuchen, weniger Geld für Kleidung auszugeben. »Geld für Mode auszugeben, das ist schwach, wenn Menschen verhungern.« Das einzuschränken sei aber nicht leicht, gerade auch gegen die Vorstellungen seiner Eltern.

Sinnfragen sind ein wichtiger Gegenstand von Gesprächen und auch seines eigenen Nachdenkens. Ernst ist der Auffassung, daß im Zentrum aller Ziele und Wünsche immer der Mensch stehen solle. Jeder solle an sich arbeiten und versuchen, »möglichst seine ganzen Fehler abzubauen und sich geistig weiterzuentwickeln, sich selbst zu verwirklichen, daß man damit auch für den anderen Menschen (ein) wertvoller Partner wird.« Ernst befaßt sich auch intensiv mit Religionen, vor allem aus einem theoretischen Motiv. Er ist im Zweifel, ob er an einen »richtigen Gott« glauben soll oder mehr an ein »göttliches Prinzip«. Er sei, und noch stärker sein bester Freund, vom christlichen Glauben etwas abgerückt und von östlichen Lehren beeinflusst. »Ich versuch immer irgendwie, daß man das Rationale mit dem mehr gefühlsmäßigen Glauben des Ostens zu verbinden, und wobei ich zu dem Eindruck gekommen bin, daß man den Geist eigentlich ausschalten muß, um wirklich weiterzukommen für sich persönlich, daß die östlichen Lehren weiter sind als die westlichen in Sachen Meditation und mit solchen Wegen und über Vegetarismus.« Früher sei er »wahrscheinlich aus Gewohnheit fast jede Woche in die Kirche gegangen.« Seit einigen Monaten geht er höchstens noch gelegentlich. Als Gründe nennt er seine Faulheit, auch wiederholen sich die Predigten so oft und er könne sich in der Früh noch nicht voll auf die Predigt konzentrieren.

Ernst weist darauf hin, daß Jugendliche nicht viel anders sind als Erwachsene, diese wären ebenfalls engstirnig, nur eben anders engstirnig. Nur die Toleranz, meint Ernst, nimmt von Generation zu Generation zu. Sich selbst stuft er »insge-

samt« als Jugendlichen ein, nur seine »Einstellung« läßt sich in *jugendlich – erwachsen* nicht einordnen, höchstens in dem Sinne, daß diese bei Jugendlichen häufiger vorkommt als bei Erwachsenen. Auch betont Ernst, daß es zwischen Erwachsenen und Jugendlichen fließende Übergänge gibt. »Als erwachsen möchte ich Leute bezeichnen, die fähig sind, Kinder richtig zu erziehen oder jedenfalls – wirklich die Verantwortung haben, das eigene Ich soweit zurückzustellen zugunsten des Kindes.« Ansonsten könne er nur noch Phrasen wiederholen, was »Leute normalerweise unter erwachsen verstehen«, wobei er zugibt, in diesen Vorstellungen auch noch verfangen zu sein. Als Kennzeichen für Erwachsensein nennt er »gesicherte Existenz« und »Familie gründen«. Er möchte nicht so werden wie die meisten Erwachsenen, aber die Fähigkeit, Verantwortung tragen zu können, möchte er schon erwerben. Je schneller diese positive Entwicklung vor sich geht, um so besser. Auch möchte er versuchen, seine Ideale zu behalten und sich weiterzuentwickeln mit dem Ziel, alle vorhandenen Vorurteile und Fehler abzubauen.

Das Abitur ist für Ernst sein momentan vorrangiges Ziel. Anschließend möchte er aller Voraussicht nach studieren. Für ihn komme nur »geistige Arbeit« in Frage; er sei mehr ein »Theoretiker«. Einen akademischen Beruf zu ergreifen und damit beruflich aufzusteigen, ist Ernst – in Übereinstimmung mit seiner Mutter – sehr wichtig. Noch keine konkreten Vorstellungen hat er, was er studieren möchte. Er könne sich auch vorstellen, nach dem Studium als Selbständiger eine Buchhandlung zu betreiben, aber nicht als Angestellter dort zu arbeiten: »Aber einfach in so einem Buchladen arbeiten, ich möchte irgendwie ein bißchen aufsteigen, da ist auch wieder – ich bin ein Angestellter bis zum Lebensende, das ist auch wieder nicht das.« Ein weiteres wichtiges Motiv seiner Berufswahl ist berufliche Sicherheit, wobei er diese, wesentlich beeinflusst von Eltern und Verwandten, vor allem im Staatsdienst erwartet: »Staatsdienst, mich würde dann höchstens, wenn ich zum Staatsdienst gehe, dann wenigstens zum Zoll, das ist wirklich ein warmer Posten, aber das ist auch nicht das, was man sich vom Leben erwartet – du kannst dich, hoff ich, wenn du nicht so erlahmst, weiterbilden, aber gesicherter Job, Rente, wenn du mal im gehobenen Dienst bist, wenn man studiert, dann kommt man automatisch in den gehobenen Dienst, das – ist auch ein bißchen abwechslungsreicher, – eventuell Zoll, meine Eltern, meine Verwandten, die sagen nur ›Staatsdienst‹, ›Junge, geh bloß in den Staatsdienst.«

Neben dem Beruf nennt Ernst als ein weiteres Lebensziel eine Familie. Er möchte auf alle Fälle heiraten und Kinder haben. Heirat und Familiengründung sind aber im Gegensatz zur Berufssuche für ihn momentan nicht aktuell. Auf die Frage, wann er heiraten möchte, antwortet er: »Ich finde es um so schöner, je eher

man so einem Menschen begegnet, ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich würde sagen, so zwischen 25 und 30.« Theoretisch könnte er sich auch vorstellen, mit einer Freundin zeitweise ohne Trauschein zusammenzuleben, wobei er aber zugleich betont, daß er auf alle Fälle heiraten möchte. Ob er erst mit einem Kind oder schon vorher heiraten würde, weiß er noch nicht. Zu seiner späteren Ehefrau wünscht sich Ernst eine »Partnerbeziehung«, in der man alles miteinander entscheidet, alles miteinander trägt und teilt. Er möchte – offensichtlich mit Blick auf seine Eltern – keine »Vater-Tochter-Beziehung«. Seine Ehefrau sollte ähnliche Interessen haben, zumindest sollte sie für seine philosophischen Interessen Verständnis haben. Kein vordringliches Anliegen von Ernst ist es, von Zuhause auszuziehen: »Obwohl mein Zimmer Durchgang ist, gefällt es mir ziemlich gut zu Hause.« Mit Studienbeginn wird er von Zuhause ausziehen, aber offensichtlich nur für die Dauer des Studiums. Er möchte mal drei bis vier Jahre weg aus seiner Heimatstadt, um neue Erfahrungen zu sammeln. Anschließend möchte er dann wieder in das Haus seiner Eltern zurückkehren.

Mit Blick auf eine Berufszukunft meint Ernst, daß man eigentlich nur soviel arbeiten sollte, um das Existenzminimum zu sichern. Die andere Zeit sollte man für sich verwenden, um Fortschritte bei sich selbst und im Zusammenleben mit anderen Menschen zu erzielen. Er hat aber Bedenken, »ob ich – da mal anders sein werde, ehrlich gesagt, ich glaube es fast nicht, da kann man sich zwar gut rausreden, aber man ist in diesem Kulturkreis verfangen.«

3. »Wenn ich weggeh, dann bin ich der, der was erleben will«

3.1. Grundmuster des hedonistisch-orientierten Handlungstypus

Auch bei diesem zweiten Handlungstypus findet sich eine positive Beurteilung der Beziehung zu mindestens einem Elternteil. Doch im Unterschied zum familienorientierten Handlungstypus werden in der Beziehung zu den Eltern auch Konflikte genannt, und vor allem wird deutlich, daß diese Konflikte – mehr oder weniger häufig – zugunsten der eigenen Person bewältigt werden. Konfliktthemen sind vor allem das Weggehen, und daß die Jugendlichen zuviel Geld ausgeben. Dieses *Sich-auch-durchsetzen-können* macht auf eine Qualität der Eltern-Kind-Beziehung aufmerksam, die sich als ausschlaggebend für die positiven Urteile der hedonistisch-orientierten Jugendlichen erweist: die positiven Urteile sind an die Bedingung geknüpft, daß die Beziehung von den Jugendlichen im ausreichenden Maße als symmetrisch (vgl. Watzlawick u.a. 1969:77ff) erlebt wird.

In Bereichen elterlicher Kontrolle hat diese symmetrisch organisierte Eltern-Kind-Beziehung keineswegs *Grenzenlosigkeit* zur Folge, vielmehr *verständigen* sich Eltern und Jugendliche auf einen beidseitig als altersadäquat akzeptierten Handlungsfreiraum im außerhäuslichen, peer-relevanten Kontext. Um sich mit den Eltern verständigen zu können, scheint es von seiten der Jugendlichen immer auch notwendig zu sein, daß die Eltern als *großzügig* erlebt werden. Konflikte in den Kontrollbereichen beinhalten kein Aufbegehren gegen strikte Vorschriften, haben also keine konfrontative Komponente, sondern sind Teil eines Aushandlungsprozesses, in dem Eltern und Jugendliche sich immer wieder darüber verständigen, was altersadäquat ist. Es ist auch möglich, daß dieser Handlungsfreiraum einseitig durch die Jugendlichen, durch das Nichtwissen der Eltern, erweitert wird.

Die Herkunftsfamilie stellt für hedonistisch-orientierte Jugendliche einen wichtigen »Rückhalt« dar. Eltern und Jugendliche verbindet ein weitreichender Konsens: zumindest in den zentralen Forderungen stimmen die Jugendlichen mit den

elterlichen Wertvorstellungen überein. Neben Grundtugenden (Ehrlichkeit, Pünktlichkeit u.ä.) werden als elterliche Werte von den Jugendlichen vor allem Schulausbildung und richtiger Umgang genannt. Wenn der elterliche Lebensstandard als hoch erlebt wird, dann hat das Leben der Eltern für sie auch Modellcharakter. Trotz alledem sind gemeinsame Aktivitäten mit den Eltern selten. Die Jugendlichen geben hierfür *aktor-zentrierte* Erklärungen: gemeinsame Aktivitäten sind *ihnen* zu langweilig bzw. dafür sind *sie* schon zu alt.

Mit familienfremden Erwachsenen kommen hedonistisch-orientierte Jugendliche im Vergleich zu den familienorientierten Jugendlichen deutlich weniger häufig zusammen, dennoch kommen auch sie in aller Regel mit ihnen gut aus. Auch hier ist dies allerdings an die Bedingung einer weitgehend symmetrischen Beziehungsform, einer Beziehung von Gleich zu Gleich, gebunden.

Hedonistisch-orientierte Jugendliche gehören keiner »bestimmten Gruppe an«, aber sie verkehren mit »bestimmten Leuten«. Die Jugendlichen gehören verschiedenen großen Kreisen von Peers an, die sich primär um kommerzielle Räume bilden. Großer Beliebtheit erfreuen sich Cafés und vor allem Diskotheken, in denen vor allem Funk- und Soulmusik gespielt wird. In lokalem Rahmen sind mehrere Kreise hedonistisch-orientierter Jugendlicher vorhanden, die sich vehement voneinander abgrenzen. Mit der Mehrzahl der *Zugehörigen* eines Kreises wird im Beziehungsmodus der Bekanntschaft (Simmel 1968:264f, Goffman 1971b:111ff) verkehrt: sie kennen sich, ohne miteinander vertraut zu sein. Neben einer Vielzahl von *bloßen* Bekannten, gibt es mehr oder weniger viele Mädchen und Jungen, zu denen ein intensiver Kontakt besteht und mit denen sie auch häufiger zusammen sind. Peer-Kreise sind geschlechtlich weitgehend ausgewogen, auch sind die Zugangswege für Mädchen und Jungen weitgehend die gleichen. Zwischen Mädchen aus einem Kreis, ausgenommen evtl. eine oder mehrere Freundinnen, scheint zumindest latent Rivalität und Konkurrenz zu bestehen. In ihren Peer-Interaktionen werden subjektive Probleme weitgehend ausgeklammert; mit Freunden zusammenzusein, steht für sie unter dem Leitthema *Spaß und Freude* haben. Das Streben nach Spaß und Freude als zentrales Prinzip ihrer Alltagsorganisation kommt auch in einer umfangreichen Flip-Praxis zum Ausdruck, wobei immer auch betont wird, daß diese Flips nur »reiner Spaß« sind, »man möchte etwas zum Lachen haben« und scheint dabei gewisse Grenzen zu beachten.

Die Peer-Interaktionen hedonistisch-orientierter Jugendlicher weisen eine starke Ausrichtung auf das andere Geschlecht auf. Auch wenn die intensivste Freundschaft meistens gleichgeschlechtlich ist, gehört die Mehrzahl der Interaktionspartner/innen dem anderen Geschlecht an. Die geschlechtlich gemischten Peer-Kreise erlauben es, *zwanglos* mit dem anderen Geschlecht in Beziehung zu

treten, und erleichtern es auch, eine heterosexuelle Beziehung aufzubauen, muß doch der Kontakt nicht zwischen zwei Fremden erst entstehen, sondern zwischen zwei Individuen, die sich schon kennen. Jugendliche des hedonistisch-orientierten Handlungstypus berichten aus ihrer Vergangenheit reiche Erfahrungen mit Angehörigen des anderen Geschlechts. Was die Form der Beziehungen betrifft, in denen diese Erfahrungen gewonnen werden, sind geschlechtsspezifische Unterschiede anzutreffen. Hedonistisch-orientierte Mädchen tendieren zu festen Beziehungen, wobei diese dann in der Zeitabfolge wechseln. Die Jungen dagegen bevorzugen mehr »lockere Formen«. Oftmals scheinen feste Beziehungen erst auf Drängen von Mädchen zustandezukommen. Nur in einer festen Freundschaft scheint es für Mädchen möglich zu sein, Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zu sammeln, ohne das eigene Image, den »guten Ruf«, zu gefährden. Feste Beziehungen sind in den Peer-Kreisen kein Stein des Anstoßes, wohl aber »kurze Geschichten«. Die Mädchen stellen sich als *beziehungserfahren* dar, sie geben an, ihren ersten Freund im Alter von 13 und 14 Jahren gehabt zu haben.

Obwohl die heterosexuellen Freundschaften subjektiv als fest, ausschließlich und mit *starken Gefühlen* verknüpft erlebt und gelebt werden, handelt es sich bei den Beziehungen hedonistisch-orientierter Jugendlicher zum anderen Geschlecht vor allem um *Beziehungsspiele*: Die Freundschaften werden nicht als Vorstufe einer Ehe aufgefaßt; es ist überhaupt auffällig, daß diese festen Beziehungen in den individuellen Planungen nicht weit in die Zukunft reichen. Im Peer-Kontext werden Beziehungen mit unterschiedlicher gefühlsmäßiger und sexueller Intensität ausprobiert und Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht gesammelt. Der Umgang mit dem anderen Geschlecht, egal ob in Gestalt einer festen oder lockeren Beziehung, dient zur Erlangung einer Kompetenz, die dann bei der Suche nach einem zukünftigen Lebenspartner bzw. einer zukünftigen Lebenspartnerin mobilisierbar sein soll. Von den Hedonistisch-orientierten wird auch eine Phase vorehelichen Zusammenlebens als Probe-Ehe, um in der Alltagspraxis auszuprobieren, ob sie zusammenpassen, fest in ihren Lebensentwurf eingeplant.

Die Schule wird von den Hedonistisch-orientierten zumindest phasenweise, wegen der dominanten Freizeitinteressen, vernachlässigt. *Brüche* in der Schulbiographie als Folge dieser Vernachlässigung kommen relativ häufig vor. Für diese Brüche übernehmen die Betroffenen im Gegensatz zu den familienorientierten Jugendlichen selbst die Verantwortung: sie haben zu wenig gelernt, sie hatten keine Lust zum Lernen. Auch wenn die Schule hinter Freizeitinteressen zurückgestellt wird, möchten hedonistisch-orientierte Jugendliche nicht *vorzeitig* von der Schule ins Berufsleben wechseln; von allen wird ein bestimmter Schulabschluß (z.B. Abitur, mittlerer Schulabschluß) als unerlässlich für die berufliche Zukunft

angesehen. Hedonistisch-orientierte Schüler/innen bekunden kein Interesse an einer persönlichen Beziehung zu Lehrpersonen, im Gegenteil, sie legen Wert auf distanzierte, eher durch klare Autoritätsdifferenzen gekennzeichnete Umgangsformen mit den Lehrkräften. Mit Mitschülern und Mitschülerinnen kommen hedonistisch-orientierte Jugendliche nach eigenen Aussagen gut aus, aber sie berichten kaum außerschulische Kontakte mit ihnen.

Im Selbstkonzept der hedonistisch-orientierten Jugendlichen lassen sich vier Konstanten finden: (1) Die Jugendlichen stellen sich als kontaktfreudig und unternehmungslustig dar, sie sind bestrebt, aus ihrem Leben das Beste zu machen. Bei ihrer Suche nach Spaß und Freude scheinen sie vor allem bemüht zu sein, das Leben von der *leichten Seite* zu nehmen. (2) Die Jugendlichen machen sich relativ wenig Gedanken über sich selbst; sie beschränken Selbstreflexion auf Krisensituationen oder auf ein *Revue-passieren-lassen* vergangener Handlungen. Auch sind sie in hohem Maße mit sich zufrieden und möchten nicht anders sein. (3) Hedonistisch-orientierte möchten nicht eine/r von vielen sein, sie möchten nicht in der Masse untergehen; sie suchen das Rampenlicht: jemand Besonderes sein ist es, wonach sie streben. (4) Hedonistisch-orientierte Mädchen stellen sich zusätzlich im Umgang mit dem anderen Geschlecht als selbstbewußt, aktiv und erfolgreich dar.

Kleidung, überhaupt ihr Aussehen, hat für hedonistisch-orientierte Jugendliche – bei den Mädchen noch stärker als bei den Jungen – einen zentralen Stellenwert. Die Jugendlichen kleiden sich modisch, was nicht heißt, alles anziehen, was modisch ist; modische Kleidung wird nach dem individuellen Geschmack selektiert. Vor allem die Mädchen geben sich als Mode-Expertinnen zu erkennen: sie haben ihren Stil, wissen, was zu ihrem Typ paßt, und beraten in Kleidungsfragen auch andere. Auch fertigen sie Teile ihrer Kleidung selbst an, zum Teil nach Vorlagen, zum Teil nach eigenen Entwürfen.

Angehörige des hedonistisch-orientierten Handlungstypus machen deutlich, daß sie – in ihrem Selbstbild wie auch in Fremdbildern – schon partiell erwachsen sind. Sie berichten über Bereiche, in denen sie »wie Erwachsene« von anderen behandelt werden. Diese Aneignung von *Stücken* eines Erwachsenen findet sich bei den Angehörigen dieses Handlungstypus unabhängig vom Alter. Erwachsensein hängt für hedonistisch-orientierte Jugendliche nicht von Heirat, Beruf und Volljährigkeit ab. Auch die Verselbständigung von den Eltern wird als dem Erwachsenwerden vorgelagert aufgefaßt. Positiv wird Erwachsensein in Verbindung gebracht mit Erfahrungen haben und in Situationen kompetent handeln können.

Hedonistisch-orientierte Jugendliche formulieren einen genuß-orientierten

Lebensplan: nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in ihrer Zukunft möchten sie ein Maximum an Lebensfreude realisieren. Sie streben nach materiellem Wohlstand und Luxus – sie möchten das Leben in vollen Zügen genießen; sie möchten einen Beruf, der Spaß macht, der jedoch nicht der einzige Lebensinhalt sein soll. Bei einigen Mädchen resultieren aus diesem Streben nach materiellem Wohlstand hohe materielle Anforderungen an einen potentiellen Ehemann. Die Mädchen geben an, daß sie mit Kindern zumindest teilweise auf Berufsarbeit verzichten wollen, aber auch dann möchten sie ihr Leben nicht auf die Familie beschränken. Im Vergleich zu anderen Jugendlichen ist der Kinderwunsch hedonistisch-orientierter Jugendlicher zahlenmäßig am niedrigsten.

Als zentrale Motive der Berufswahl lassen sich bei den hedonistisch-orientierten Jugendlichen Kontakt mit Menschen und/oder Spaß an der Arbeit feststellen. Der Sinn des Lebens ist für hedonistisch-orientierte Jugendliche keine *drängende Frage*; für sie hat das Leben einfach Sinn; dabei wird von ihnen ihre Lebensfreude als zentrales Element ihrer Alltagsorganisation betont. Hedonistisch-orientierte Jugendliche wohnen meist relativ lang bei ihren Eltern; sie schieben die räumliche Trennung von den Eltern relativ lang auf. Im Unterschied zu den familienorientierten, für die das Ausziehen lange Zeit keine *Option* ist, machen die hedonistisch-orientierten Jugendlichen ein *Kalkül der größeren Vorteile* geltend. Bei den Eltern zu wohnen habe Vorteile, die man nicht voreilig aufgeben möchte.

Auch der hedonistisch-orientierte Handlungstypus kommt offenbar unabhängig von sozialer Herkunft und Schulausbildung der Jugendlichen vor. Es hat aber den Anschein, als ob die Variablen sozialer Differenzierung *zwischen* den einzelnen, im lokalen Rahmen vorhandenen Peer-Kreisen zur Wirkung kommen: Die Peer-Kreise hedonistisch-orientierter Jugendlicher scheinen hinsichtlich der Schulausbildung und sozialen Herkunft äußerst homogen zusammengesetzt.

3.2. Jürgen

Jürgen ist knapp 20 Jahre alt und besucht die 12. Klasse der Fachoberschule, Abteilung Wirtschaft. Er ist ein Einzelkind und wohnt im Haus seiner Eltern, das etwas außerhalb der Stadt liegt. Sein Vater leitet als Selbständiger ein Planungsbüro mit mehr als zehn Mitarbeitern, seine Mutter ist Hausfrau.

Gemeinsame Aktivitäten mit seinen Eltern sind selten. Nur Sonntagmittag gehen sie gemeinsam essen, und einmal während der Woche sind Jürgen und seine

Tabelle 2: Hedonistisch-orientierter Handlungstypus

Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt	Peers	Heterosexuelle Beziehungen	Schule	Selbstkonzept	Lebensplan
Symmetrische Beziehungsform zwischen Eltern und Jugendlichen als Bedingung für positive Urteile über die Beziehung zu den Eltern	Zugehörigkeit zu einem Peer-Kreis, herausgebildet um konkurrierende Räume als Anlaufstelle	Starke Ausrichtung der Peer-Interaktionen auf das andere Geschlecht	Schulprobleme aus eigener Verantwortung, bestimmter Schluß wird allerdings als unerlässlich für berufliche Zukunft angesehen	Sie versuchen, aus dem Leben das Beste zu machen	Entwurf eines genuin orientierten Lebensplans
Verständigung über einen beidseitig als akzeptabel akzeptierten Handlungsraum	Konkurrenz zwischen Mädchen aus Peer-Kreis	Heterosexuelle Beziehungen als Beziehungsspiele	Distanz zu Lehrkräften und Mitschülerinnen	Sie machen sich wenig Gedanken über sich selbst und sind mit sich weitgehend zufrieden	Kontakt mit Menschen und Spaß an der Arbeit als zentrale Motive der Berufswahl
Weitreichender Konsens mit alternativen Wertvorstellungen	Peer-Interaktionen unter Leitthema Spaß und Freude	Bevorzugung fester Freundschaften bei Mädchen, lockerer Formen bei Jungen		Sie möchten nicht eine/r von vielen sein, möchten sich von der "Masse" abheben	Sinnfrage – kein relevantes Thema: Hinweis auf Lebensfreude
Akzentrierte Erklärung für geringe Aktivitäten mit Eltern				Die Mädchen stellen sich als selbstbewusste, aktive und erfolgreiche Frauen dar	Trennung von Eltern als rationales Kalkül
Gutes Auskommen mit Erwachsenen bei symmetrischer Beziehungsform				Starkes Interesse an modischer Kleidung	
				Fiktion eines/einer partiell Erwachsenen	
				Erwachsensein in Verbindung gebracht mit Erfahrungen haben und kompetent handeln können	

Eltern abends im selben Lokal, aber an verschiedenen Tischen. Sein Vater übernimmt seine Rechnung, und gelegentlich kommt seine Mutter an seinen Tisch, um mit einem der anwesenden Mädchen, die sie über deren Eltern gut kennt, den »neuesten Tratsch« zu bereden. Manchmal fährt er auch mit seinen Eltern nach München, dort angekommen, gehen sie aber getrennte Wege. Seit Jürgen 16 Jahre alt ist, fahren sie nicht mehr gemeinsam in den Urlaub. »Ich glaub, ich bin jetzt doch alt genug, daß man ja doch sagt, man muß sich ja doch von Zuhause mehr oder weniger loslösen, es wird ja doch bald so sein, wenn jetzt dann die Bundeswehr kommt, hoffentlich kommt sie nicht, oder eben dann das Studium, da bist ja doch nicht mehr daheim, da müssen sie sich dann doch an den Gedanken gewöhnen, und ich bin ja doch alt, Mamas Rockzipfel, das ist vorbei.«

Die Nachmittage während der Woche stehen, zumindest jetzt, da Jürgen in der Abschlußklasse der Fachoberschule ist, im Zeichen der Schule. Zweimal hat er nachmittags Unterricht, ansonsten sind sie mit Lernen ausgefüllt. Ab und zu geht er gegen vier Uhr ins Cafe Kreuz, das eine der Anlaufstellen für seine »Clique« ist. Montag- und Dienstagabend sind »absolute Ruhetage«, am Mittwoch geht er zum Stammtisch und am Donnerstag ins Kino, das einem Verwandten von ihm gehört und für das er die Werbung macht. »Und Freitag, da gehts schon los, das Wochenende«, meistens gehen »wir« in eine Kneipe oder »wir« machen »was privat«. »Wir haben (...) das Glück, daß meistens irgend jemand von unseren Eltern nicht da ist, (...) und dann können wir zu jemandem gehen.« Manchmal fahren sie in eine Diskothek. Öfters waren sie in letzter Zeit im neuaufgemachten Titanic, aber in Zukunft dürfte diese Diskothek als Treffpunkt ausscheiden, da sich die Besucher sehr verändert haben. »Es kommen jetzt immer mehr Leute vom Movie, und – ich mein, das stört mich nicht unbedingt, aber dadurch, daß die kommen, das hängt jetzt ganz bestimmt damit zusammen, gibts das mit dem Scheißrauschgift, und also bei uns bin ich mir da ganz sicher, daß die Leute, mit denen ich so zusammen bin, daß da niemand Drogen nimmt, und ich bin da auch wirklich dagegen, und – wenn das da oben natürlich jetzt so um sich schlägt, das finde ich sehr schade.« Am Samstag schläft er sich zuerst einmal aus, und nachmittags unternimmt er etwas mit Freunden. Abends geht er zunächst bis halb neun ins Kino, anschließend trifft er sich mit anderen privat. Sie bleiben dort bis halb elf, und dann – und das ist der Höhepunkt der ganzen Woche – »geht es auf ins Number One.« »Number One finde ich (...) für mich die beste Möglichkeit in dieser Stadt wegzugehen, weil ich, sicher, ich kenn viele Leute, die spielen eigentlich die Musik, die ich mag – ich tanz da gerne, da sind viele nette Leute drin, na ja, weil man sich kennt, sicher auch, weil man keine Alternativē hat.« Gegen halb zwei schließt das Number One, dann gehen sie meist noch zu jemandem privat

oder in ein Lokal. Auch am Sonntagnachmittag stehen gemeinsame Aktivitäten mit Freunden auf dem Programm.

Bei der Schilderung des Wochenablaufs verwendet Jürgen oft das Personalpronomen »wir«, und zwar in Verbindung mit den Aktivitäten am Wochenende. Er meint damit seine Freunde, die aber – obwohl er selbst den Terminus Clique auch gebraucht – nicht fest in einer Clique organisiert sind. Er sei keiner, worauf Jürgen an mehreren Stellen hinweist, der immer nur was mit einer Gruppe mache. »Ich bin auch nicht so richtig jetzt nur in einer Clique, wie gesagt, das mag ich nicht, so eine richtige Cliquenwirtschaft, wo also, das sind jetzt immer die fünf, sonst ist nichts, sondern das ist eigentlich immer ziemlich offen.« Der Freundeskreis von Jürgen ist allmählich gewachsen und hat im Number One und im Cafe Kreuz die wichtigsten Anlaufpunkte. Er umfaßt eine größere Anzahl von Jugendlichen, die sich untereinander kennen, wenn auch unterschiedlich intensiv. Innerhalb einer größeren Anzahl von Bekannten gibt es einige, mit denen er häufiger zusammen ist. Er nennt eine Gruppe von drei Mädchen, die sich untereinander von der Schule kennen, eine zweite Gruppe von vier Mädchen sowie Johanna und Stefan. Diese Interaktionspartner/innen sind es hauptsächlich, mit denen er abwechselnd und zudem in variablen Konstellationen zusammen ist. Auch die beiden Mädchengruppen sind keineswegs fest, vielmehr erzählt Jürgen, daß er mit einem oder zwei Mädchen aus einer der beiden Gruppen etwas unternommen hat. Am Samstagabend sind alle seiner wichtigsten Interaktionspartner/innen im Number One anwesend, ohne allerdings dort als Gruppe aufzutreten. Jürgen berichtet auch, daß zwischen den Mädchen, mit Ausnahme der Freundinnen, Spannungen bestehen. »Heute abend (d.h. Mittwochabend) haben wir so was ähnliches wie einen Stammtisch, (...) da geht eben dann nur die Johanna hin, und die anderen Mädchen mögen die überhaupt nicht, jetzt gehen die da auch nicht hin, ich mein, gut, bei uns (d.h. bei den Jungen) ist das nicht so, mir ist das scheißegal, wenn da jetzt einer mit am Tisch sitzt, den ich jetzt nicht mag, ich werde es verkräften, aber das ist halt so furchtbar bei den Weibern.« Worin diese Differenzen bestehen, nennt er »eine Wissenschaft für sich.« »Ich weiß es nicht genau, das ist einfach, die eine findet die andere wieder sehr arrogant.«

Jürgen stellt sich als jemand vor, der gerne mit anderen zusammen ist, der ziemlich kontaktfreudig ist und auch gerne neue Leute kennenlernt. »Ich bin nicht der Typ, der gerne daheim sitzt.« Da er sehr viele Leute kennt, habe er »wahnsinnig viel Möglichkeiten, mit anderen (...) wegzugehen.« »Ich muß von mir schon sagen, ich bin eigentlich ziemlich kontaktfreudig, daß ich mal jemanden kennenlernen, es gibt ja viele, die wo immer nur was in der Gruppe unternehmen und mit denen

und sonst mit niemanden, aber ich bin eigentlich nicht so der Typ, ich fange gern mit jemand ein Gespräch an, und im Number One, da kannst du mit jedem eins anfangen, weil da kennst du sowieso alle.« Er bedauert, daß er in dieser Stadt kaum noch neue Leute kennenlernen kann, was im Urlaub offensichtlich sein Hauptziel ist. Mit anderen zusammen »bin ich der, der was (..) erleben will, der Gaudi hat, net nur Gaudi, der was tut.« Wenn er mit anderen zusammen ist, »dann möchte ich mich mit denen unterhalten, und dann möchte ich nicht so sinnieren über mich selbst oder – oder mir über solche Dinge Gedanken machen, da möchte ich schon die Probleme und alles, was damit zusammenhängt, die Zukunft, so einigermaßen verdrängen, sicher, man redet da schon mal, das ist wieder was anderes, aber sonst jetzt mal möchte ich Gaudi machen, heute abend (d.h. Mittwochabend), wenn ich jetzt da fortgehe, ratschen, miteinander reden, belanglose Sachen, da entwickelt sich kein richtiges Gespräch, also keine ernsten Themen, da bin ich immer mehr für Spaß zu haben.« Wichtigstes Thema ist »die große Palette der belanglosen Dinge.« In kleineren Gruppen, meist offensichtlich nur zu zweit – Jürgen redet bevorzugt mit Johanna – werden auch persönliche Probleme thematisiert, vor allem Beziehungsprobleme. Auch über Schulprobleme wird gesprochen, während Probleme mit oder in der Familie meist nur »mehr allgemein abgehandelt« werden. Freunde behaupten von ihm, er »ratsche«, aber er schränkt ein, nur über belanglose Dinge; »aber wenn es mal wirklich dringend ist, dann kann man auch mit mir sprechen, und auch wenn es dann drauf ankommt, daß dann niemand was erfahren soll, dann behalte ich es für mich.« Jürgen sieht sich als einen »guten Ansprechpartner«, gerade bei Beziehungsproblemen, er könne zuhören, Tips geben und auch aufheitern.

Jürgen macht es auch Spaß, mit Freunden zusammen verrückte Sachen zu machen. Z.B. um Mitternacht noch Leute anrufen und sie zu einem Mitternachtspicknick im Park überreden. In seinen Möglichkeiten ist er jedoch in dieser Stadt beschränkt, weil er zu bekannt ist und die Gefahr besteht, daß seine Eltern davon erfahren. »Aber ich möchte also nicht in der Masse versinken, und ich möchte da schon mal was Verrücktes machen, was Außergewöhnliches auch.« Jedoch möchte er nicht auffallen um jeden Preis oder provozieren, indem er »alte Leute blöd anquatscht.« Jürgen raucht nicht, obwohl die meisten seiner Bekannten rauchen. Dem Alkohol sei er »schon zugeneigt«, er sei »gern auch mal beschwipst«, nie trinkt er aber aus »Frust«, und es kommt nicht vor, »daß ich dann ausfallen würde.«

Jürgen meint, seine Freunde sehen ihn »als jemanden, mit dem man was anstellen kann« und schätzen auch seinen »rettenden Humor«, obwohl er manchmal damit zu weit geht. Manche, die ihn weniger kennen, finden ihn arrogant, was sei-

nem Selbstbild nicht entspricht: »Also den letzten Primitiven gegenüber vielleicht, wenn mal so Rowdys kommen, denen fühl ich mich überlegen, aber sonst (nicht).«

Wie schon aus der Aufzählung seiner wichtigsten Interaktionspartner/innen sichtbar wird, ist Jürgen, worauf er auch ausdrücklich hinweist, mehr mit Mädchen als mit Jungen zusammen: »Aber das ist eher seltsam bei mir, denn eigentlich so eine richtige Bubenfreundschaft, zwei, die durch dick und dünn gehen, eigentlich so, das war bei mir nie, und ich war schon von Anfang an immer ziemlich viel mit Mädchen zusammen, und deshalb hab ich auch eigentlich, ich hab sehr gute Freunde, ich hab also, ich war (drei Wochen auf Mallorca) im Urlaub mit dem Stefan, mit dem bin ich sehr gut in der Freizeit zusammen, es ist eigentlich mein bester Freund, aber ich hab nur wenig gute Freunde, aber mehr gute Freundinnen.«

Eine feste Freundschaft hat Jürgen derzeit nicht. »Ich hab mal eine feste Freundin gehabt, wenn man das so sagen kann, aber – zur Zeit nicht, ich bin auch der Meinung, daß man sich, ich lege mich da auch nicht gern so fest – daß man mal, ich weiß nicht, es ist so blöd, wenn ich das da erzähl, na ja, ich bin also gern jemand, der so lockere Verhältnisse mehr mag, man unternimmt was zusammen oder auch mehr, aber das ist nicht so, daß ich jetzt jeden Tag gleich mal anruf und so, »was ist heute mit dir los« und andauernd zu zweit, das mag ich nicht, sondern ich fühl mich dann auch mehr wohl – sicher, ich mag gerne mal mit meiner Freundin allein sein, aber ich fühl mich wohl, wenn wieder mehr Leute da sind.« Bei einer festen Freundschaft sei man »einfach in sich eine Einheit«, man sei nur auf den Partner fixiert, man ist die meiste Zeit zusammen, macht das meiste zu zweit, redet über alles. Auch scheint ein *Veto-Recht* des anderen bezüglich der Freunde dazu zu gehören. In einer »lockeren« Freundschaft dagegen ist man weniger aufeinander fixiert, man macht auch etwas mit anderen zusammen, man hat auch die Möglichkeit, etwas zu unternehmen, ohne den anderen zu informieren oder mitzunehmen, auch hält man Wissen über sich stärker zurück. Statt einer »trauten Zweisamkeit« zieht Jürgen es vor, unter Leuten zu sein. Jürgen meint, daß sich, wenn er zum Studium aus der Stadt weggeht, dies auch ändern wird. Zugleich macht sich Jürgen schon Gedanken, wie es wäre, mit einem Mädchen aus seinem Freundschaftskreis verheiratet zu sein: »Ich vergleiche also da doch immer jetzt Mädchen aus der Clique oder so, wenn du jetzt mal mit der verheiratet wärest, was wäre denn dann oder so, man kann ja doch dann einen Idealpartner am besten eingrenzen.« Überhaupt scheint es so zu sein, daß in seinem Freundeskreis, zumindest derzeit, »niemand (..) auf einen festen Freund oder auf eine feste Freundin fixiert« ist. Zwar kommt es vor, daß jemand mal fest befreun-

det ist und sich etwas zurückzieht, doch scheint das immer nur vorübergehend zu sein. Zugleich deutet Jürgen an, daß von Mädchen aus diesem Freundschaftskreis feste Beziehungen gegenüber »lockeren Verhältnissen« bevorzugt werden.

Die Vorstellung von starkem Mann und schwacher Frau sei in der heutigen Zeit überholt. »Ich bin nicht so – der Macho-Typ, das geb ich auch offen zu, ich bin also nicht der, der nix fühlt, den alles kalt läßt.« Dennoch ist Jürgen davon überzeugt, daß es im Verhalten Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. »Die Frauen sind doch viel zarter in ihrer Empfindung, sie empfinden ja noch mehr als Männer, die reagieren teilweise anders, teilweise vielleicht vernünftiger oder so, weil sie mehr Gefühle zeigen.« Obwohl er kein starker Mann sein will, scheint auch er unter dem Erwartungsdruck zu stehen, Gefühle doch so weit wie möglich zu unterdrücken. Nach wie vor sei es so, daß ein Mann mehr Vorteile habe als eine Frau. Jürgen gibt auch zu, daß er gegenüber einer Frau, die schon viele Freundschaften hatte, nicht ganz frei von Vorurteilen ist. Wenn sie »die Richtige« wäre, dann käme sie aber trotz alledem als Ehefrau für ihn in Frage.

Zu seinen Eltern hat Jürgen ein »gutes Verhältnis«, was er damit in Verbindung bringt, daß ihm seine Eltern »unheimlich viel durchgehen lassen«. Seinen Vater bezeichnet Jürgen als »umgänglicher«, er stellt ihn nicht zur Rede, sondern sagt der Mutter, was ihm nicht paßt, und die leitet es dann an Jürgen weiter. Da die Erziehung Domäne seiner Mutter ist, ist sie es auch, mit der es zu Auseinandersetzungen kommt: »Deshalb ist es so, daß man sagt, »die Mutter regt mich auf.« Trotz dieser Unterschiede meint Jürgen aber, daß er insgesamt gesehen, mit beiden gleich gut auskommt. Jürgen hat ein gutes Verhältnis zu seinen Eltern, »wenn es sicher auch Probleme gibt.« Eine besonders konfliktreiche Phase gab es vor über zwei Jahren, als er in Gefahr war, zum zweiten Mal im Gymnasium durchzufallen, was dann auch eintraf. »Da helfen sie zusammen und hacken nur auf einen ein, da langt es einen schon mal, das war auch mit das Schlimmste, was ich mitgemacht habe, und sie sicher (auch).« In dieser Zeit mußte er spätestens um 12 Uhr zu Hause sein, wenn er später kam, dann war »wirklich die Hölle los«. Ab und zu gibt es auch jetzt noch »Krach«, aber nicht in diesem Ausmaß. »Meine Mutter regt sich (..) auf, (...), »dauernd hängt er in den Diskos rum«, »dauernd bist du weg«, »du bist immer dabei«, »geh nicht so viel weg«, »du lernst zu wenig«, das sind eigentlich immer die einzigen fünf Argumente, die kommen wie das Amen in der Kirche, so alle vier Wochen, da ist ein Tag, da ist wahnsinnig Krach, nicht wahnsinniger, aber Krach, »und geht jeden Abend weg« und so weiter und so fort, dann ist wieder mal eine Ruhe.« Ein weiterer Konfliktstoff ist, daß er »zu viel Geld braucht«. Wie Jürgen auf die Vorwürfe reagiert, hängt von seiner »persönlichen Verfassung« ab. »Manchmal bin ich sehr gelassen und versuch dann, dem

Streit aus dem Weg zu gehen, meistens mach ich das so, weil ich kenn das ja schon, ich laß sie einfach reden, weil ich mein, am nächsten Tag ist das wieder vorbei, früher hab ich mich immer maßlos aufgeregt, dann gab es da schon Terror, da knallen dann die Türen zu.« Seine Mutter möchte schon wissen, was er macht und fragt ihn beim Frühstück am Sonntag auch danach. Scheinbar steht dabei nicht so sehr die Kontrolle, sondern die Neugier seiner Mutter im Vordergrund, irgendwelche Neuigkeiten zu erfahren.

Vorschriften, bis wann er heimkommen muß, macht ihm seine Mutter nicht. Sie sagt höchstens, wenn er um sieben Uhr morgens kommt und dann noch klopfen muß, weil er seinen Schlüssel vergessen hat: »Ja, Menschenskinder, du bist wohl verrückt, jetzt kommst du erst heim.« Auch hatte er so mit 16 Jahren den Vorteil, daß er etwas außerhalb wohnt und seine Mutter Angst hatte, wenn er nachts mit seinem Zweirad heimfuhr. Deshalb übernachtete er bei Verwandten in der Stadt, bei denen er auch ein eigenes Zimmer hatte. Ohne daß die ihn hörten oder etwas sagten, konnte er – ohne Wissen seiner Eltern – auch bis fünf Uhr früh wegbleiben. Vorschriften in bezug auf Lokale und Freunde haben »sie mir eigentlich auch nie (..) gemacht.« Er hat einen großen Freiraum, was in der Gruppendiskussion auch von einer Teilnehmerin bestätigt wurde, doch dieser Freiraum ist nicht grenzenlos. »Ich mein, da gibt es einen Punkt, den darf ich nicht überschreiten, da gibt es dann wieder mal einen Dämpfer, das ist klar, aber so im allgemeinen darf ich ziemlich viel.«

Bereits in der Gruppendiskussion hat Jürgen die hohe Wichtigkeit der Familie zum Ausdruck gebracht. In der Familie habe man immer einen »Rückhalt«. Bei Problemen in und mit der Familie und auch bei schulischen Problemen scheint für ihn die Familie der *natürliche Ansprechpartner* zu sein. Neben seinen Eltern hat er auch noch zwei verwandte Personen, mit denen er über Probleme reden kann. Großen Wert legen seine Eltern darauf, daß er in der Schule »einigermaßen gut« ist, ohne daß sie »Superleistungen« verlangen, daß er einen »guten Bekanntenkreis« hat, wozu nicht nur Mädchen gehören sollten, und daß er »einigermaßen pünktlich« ist. In der Forderung nach Pünktlichkeit stimmt Jürgen mit seinen Eltern ebenso uneingeschränkt überein wie hinsichtlich der sozialen Kontakte. Nach einer *negativen Lernphase* – er hat zweimal das Klassenziel nicht erreicht und mußte deshalb den Schultyp wechseln – erstreckt sich ihre Übereinstimmung auch auf die Schule: »Ich habe bisher überhaupt nicht viel gelernt, (...) und dadurch hat es mich dabröselt, und – jetzt denke ich mir doch, »Mutter, wenn du mich mehr angetrieben hättest«, so im Innersten überleg ich mir das, das würd ich natürlich nie sagen, weil sonst heißt es gleich (Lachen), »da hast du es, da siehst du es schon«, aber es ist doch so, sie hat manchmal recht, das merkt man

erst später.« Unterschiede gibt es nur hinsichtlich der Vorstellungen über die Gestaltung seiner Freizeit. Statt sich »in Kneipen und Diskos rumtreiben« sollte er Sport machen, wozu Jürgen aber überhaupt »keine Lust« hat. Bezogen auf den Lebensstandard möchte Jürgen später auch so leben wie seine Eltern, nur weniger »konservativ leben«, sondern spontaner entscheiden und seine eigenen Wünsche – anders als sein Vater – auch verwirklichen.

Durch seine Verwandten und auch durch die Bekannten seiner Eltern kommt Jürgen mit Erwachsenen zusammen. Wenn Bekannte zu Besuch sind, »dann setz ich mich mal mit hin«, und wenn seine Eltern eine Party geben, dann bleibt er auf alle Fälle bis acht Uhr und begrüßt die Gäste. »Ich hab eigentlich zu allen Erwachsenen ein sehr gutes Verhältnis, die nehmen mich auch für voll, auf jeden Fall.« »Ich glaube, in dem Alter, in dem wir uns jetzt befinden – nicht unbedingt auf gleicher Ebene, aber doch mehr Partnerschaften, die helfen dir doch noch mehr im Stillen, und sie drücken es anders aus als früher, es läuft doch mehr auf ein partnerschaftliches Verhältnis heraus.« Sie geben ihm Tips, wie er etwas machen könnte. Er findet es gut, einen Rat zu bekommen, denn sie haben sicher schon mehr Erfahrungen, und wenn man nicht will, muß man diesen Rat ja nicht befolgen.

Jürgen ist am Gymnasium zweimal durchgefallen und wechselte zu Beginn des letzten Schuljahres auf die Fachoberschule. Da für seine Eltern die Schulausbildung besonders wichtig ist, haben sie ihn trotz seiner schulischen Mißerfolge nie gedrängt, von der Schule abzugehen und selber Geld zu verdienen. Auch er selbst wollte nie mit der Schule aufhören und eine Lehre machen. Für einen Beruf, der ihm später mal Spaß machen soll, ist für ihn das Abitur unerlässlich. »Ich hab nie gesagt, ich hör jetzt auf und lern einen Beruf, denn – also ich hab vielleicht manchmal schon früher (..) mit der Schule weniger Gedanken gemacht, ich laß das jetzt ruhig laufen, man denkt dann nicht so dran – was soll ich später machen, welchen Beruf oder so, das ist mal zweitrangig, die Schule, die läuft dann so mit, da hat man andere Interessen, das ist ja klar – die ersten Freundinnen, da denkt man nicht mehr so an die Schule, (aber) ich hab nie gesagt, »jetzt hör ich auf.« Jürgen ist überzeugt, daß er besser sein könnte, wenn er mehr lernen würde. Er war zwar nie ein Schüler, der »mords rumgegröhlt hat«, aber er habe mit seiner Meinung gegenüber Lehrern auch nie hinter dem Berg gehalten. Mit Beginn der Fachoberschule habe er sich »vorgenommen, Jürgen, in der Schule, da wirst du dich also nicht mit den Lehrern anlegen.« Gerade in dieser Schule sei es auch ein völlig sinnloses Unterfangen. Diese Schule sei bekanntermaßen sehr streng und schwer, und so waren auch in seiner Klasse von 32 Anfängern am Ende der 11. Klasse nur noch 12 übrig. Während er im letzten Schuljahr mit den Lehrern sehr

zufrieden war, hat er heuer lauter »schlechte Lehrer«, u.a. auch den Schuldirektor, der einen besonders schlechten Ruf hat. »Und wenn ich jetzt (den Schuldirektor) hab, dann schleim ich dem was rein, das ist mir auch egal, ich habe jetzt nur noch ein dreiviertel Jahr, da ist mir alles egal, was heißt egal, aber ich bin jetzt ein ruhiger Mitschüler, anpassungsfähig, so kommt man einfach weiter.« Einen guten Lehrer beschreibt Jürgen folgendermaßen: »Auf jeden Fall muß er eine Autorität besitzen, so blöd das auch klingt, also ich mein, wenn da so ein Kasperl da vorne steht, wo man merkt, den kann ich jetzt mal so verarschen oder so – oder bei dem lernt man sowieso nichts, so was wäre eben schlecht, weil der bringt mir im Endeffekt nichts bei.« Mit seinen Mitschüler/inne/n kommt Jürgen gut aus, dennoch ist er mit ihnen außerhalb der Schule nahezu nicht zusammen. »Wenn man 34 Stunden in der Woche zusammen ist, (dann hat man) doch in der Freizeit wieder andere.«

Jürgen möchte nicht »wie der letzte Gauner« rumrennen. Darauf hat er schon in der Gruppendiskussion hingewiesen: »Ich habe schon das Bedürfnis, mich gut anzuziehen, also sauber vor allem, ich möchte nicht verhaut herumrennen, ungepflegt und so.« Das heißt nicht, daß er immer völlig mit der neuesten Mode geht, daß er, wenn eine Farbe nicht mehr aktuell ist, alle Klamotten dieser Farbe in die Ecke »haut«. Er zieht an, was ihm gefällt. »Also ich wähl das schon aus, ich zieh jetzt an, was mir gefällt, ich würde jetzt also nicht eine Lederjacke mit vielen Buttons drauf anziehen, es kommt einfach auch daher, weil eben alle in unserer Gruppe einigermaßen Wert darauf legen, zwar nicht übertrieben, aber doch, man geht also nicht mit dem Letzten, und man schaut auch nicht wie der Letzte aus.« Konflikte wegen Kleidung gibt es mit seinen Eltern nicht. »Es würde sie wahrscheinlich stören, wenn ich jetzt wie ein Punker umeinanderrennen würde, das würde sie stören, das kann ihnen ja nicht blühen, weil ich das nicht machen würde, ich glaube, daß ich da ziemlich angepaßt bin, und Vorschriften überhaupt nicht, ich kann mir alles selbst aussuchen, was ich anziehen will, natürlich nicht zu spinnert, das ist klar.« Daß man sich für den Abend im Number One umzieht, scheint obligatorisch zu sein; er weist aber darauf hin, daß auch im Jugendheim ein »Kleiderzwang«, wenn auch ein anderer, besteht.

Jürgen fühlt sich »voll und ganz« als Jugendlicher, »und ich möchte mir das auch bewahren, ehe der richtige Ernst kommt.« Er möchte sich noch nicht dauernd korrekt wie ein Erwachsener benehmen, er denkt nicht nur an seine berufliche Zukunft, auch beschäftigt er sich nicht permanent mit Politik. Er habe auch nicht das Bedürfnis, möglichst schnell erwachsen zu werden; er möchte noch nicht die Pflichten der Erwachsenen mit allen möglichen Konsequenzen tragen. »Was da alles auf einen zukommt, das ist also schon vielleicht sogar beängstigend, aber andererseits führt eben kein Weg dran vorbei.« Er hoffe, daß er sich als

Erwachsener vieles aus seiner Jugend bewahren könne. »Richtig erwachsen ist man dann, wenn man absolut selbständig ist, den eigenen Beruf hat, nicht mehr zu Hause wohnt, sich selbst ernährt und dann möglicherweise eine Familie gründet, dann ist man erwachsen, richtig, und vorher, wenn man noch von den Eltern abhängig ist, und das bin ich auf jeden Fall, bis ich mit meinem Studium fertig bin, da ist man noch nicht erwachsen.«

Jürgen möchte nicht anders sein, außer vielleicht weniger schulische Probleme haben. »Von meiner Art her, daß ich mich da irgendwie verändern möchte – eigentlich nicht, ich sage halt, ich muß mich halt so nehmen, wie ich bin, aber so in großen Zügen möchte ich mich nicht ändern.« Manchmal denkt Jürgen schon über sich nach, was er falsch gemacht hat oder was er besser machen könnte, aber ob er viel über sich nachdenkt, könne er selbst nicht beurteilen. Von Träumereien hält Jürgen nicht viel. »Denn durch Träume kommt man nicht voran, von daher finde ich es nicht gut, nur dauernd zu träumen.«

Jürgen lebt gern, trotz aller gegenwärtiger Ungewißheiten im Beruf und auch im militärischen Bereich. »Ich bin nicht so, daß ich jetzt sage ›no future‹.« Für ihn hat – ohne daß er sich damit besonders befaßt – das Leben Sinn. »Ich glaube schon, es lohnt sich zu leben.« Als er zum zweitenmal durchgefallen ist, hat er kurz an Selbstmord gedacht. »Im nachhinein denkst du dir dann, du mußt ja blöd sein, an so was zu denken, so was ist ja eigentlich so klein, daß wegen dem die Welt nicht untergeht, und wegen dem braucht man sich auch nicht umbringen, und deshalb würde ich das auch nie machen.« In die Kirche geht Jürgen nicht, überhaupt hat er in seinem Glauben starke Zweifel. »Das ist möglich, es gibt ein höheres Wesen, aber ich halte das mit diesem Gott und dieses Hin und Her, das halte ich doch für unwahrscheinlich, denn – man überlegt sich ja dann doch, warum tut er dann nichts, wenn täglich 40.000 Kinder sterben.« Auch kritisiert er den großen Reichtum der Kirche und daß sie zuwenig für die Armen tut, sowie die Sexualmoral der Kirche.

Im Anschluß an sein Fachabitur, das er in einem dreiviertel Jahr ablegen wird, muß Jürgen wahrscheinlich zur Bundeswehr. Obwohl er schon gemustert ist, möchte er nachträglich versuchen, daß ihm wegen Untauglichkeit die Bundeswehr erspart bleibt. Ausdrücklich weist er in diesem Zusammenhang darauf hin, daß er nicht jemand sei, »der sagt, unser Vaterland interessiert mich überhaupt nicht.« Er möchte dadurch die beiden Jahre, die er durch schulische Wiederholungen verloren hat, wieder aufholen. Im Anschluß an die Bundeswehr, evtl. gleich nach dem Abitur, hat er die Absicht zu studieren. Er sei gerade dabei, sich zu erkundigen, was für Möglichkeiten es mit der Fachhochschulreife überhaupt gibt. Mit dem Beginn des Studiums wird er von Zuhause ausziehen, wobei Jürgen völlig davon überzeugt scheint, daß damit eine endgültige Trennung von seinen

Eltern verbunden ist. Obwohl er auch darauf hinweist, daß er, wenn seine Eltern in Regensburg wohnen würden, wahrscheinlich noch nicht während des Studiums ausziehen würde. Offensichtlich würden ihn die Vorteile des Zuhauselebens von dieser Entscheidung abhalten.

Jürgen möchte einen Beruf, der ihm Spaß macht, wofür für ihn das Studium eine unerläßliche Voraussetzung ist. »Ich möchte auf jeden Fall mal einen Beruf ergreifen, der mir Spaß macht – und möchte nicht unbedingt irgendwo in einem Büro versauern, eben Jura hätte mich wahnsinnig interessiert, ich versteh es auch nicht, aber ich mag eben Jura wahnsinnig gerne, so Rechtsanwalt, es sagen immer alle, ich hätte schon einen Gerechtigkeitsinn, und also das würde mir wahnsinnig gefallen, (...) das würde mir also auch Spaß machen, das behalt ich mal im Auge, aber das weiß ich noch nicht genau, und dann andererseits würde mir auch gut gefallen – da bin ich also auch beeinflusst, weil ich, als ich klein war, immer im Kino war, so was in der Richtung würde mir auch gut gefallen, also vielleicht Hochschule für Film und Fernsehen, ich finde, man sollte auf jeden Fall einen Beruf ergreifen, den man mag.« Auf alle Fälle möchte er selbständig sein, vor allem wegen der Möglichkeit einer flexiblen Zeiteinteilung. Auch möchte er in seinem späteren Berufsleben versuchen, daß er »nicht in der Masse einfach untergeht«. So würde er sich z.B. als Anwalt bemühen, ähnlich wie der bekannte Münchner Rechtsanwalt Bossi, Sensationsprozesse zu bekommen.

Vehement wehrt er sich gegen Einmischungsversuche von Eltern bei der Berufswahl. Nicht die Eltern, sondern die Kinder selbst müssen entscheiden, was sie werden wollen. Früher haben seine Eltern schon versucht, ihn dahingehend zu beeinflussen, daß er später einmal in das Büro seines Vaters einsteigt. Aber eine Tätigkeit im Büro kann er sich nicht als Beruf vorstellen. »Das werd ich auch auf jeden Fall durchsetzen, auch bei meinen Eltern, daß ich mal werden möchte, was ich mir so vorstelle, was auch teilweise mein Hobby ist, denn ich muß ein Leben lang in dem Beruf bleiben.« Auch wenn der Beruf einem Spaß machen soll, möchte Jürgen nicht, daß sich sein Leben in seinem Beruf erschöpft. »Ich finde also – man arbeitet, eben um zu leben, und nicht leben, um zu arbeiten.«

Auch möchte Jürgen später mal heiraten oder zumindest mit seiner Partnerin in einem »eheähnlichen« Verhältnis zusammenleben, wobei er meint, daß von seiten der Frau sicher ein Druck in Richtung Ehe ausgeübt werden würde. Mit Kindern, und er möchte auf jeden Fall mehrere, wird auch für ihn die Heirat selbstverständlich. Seine spätere Ehefrau sollte großzügig sein und auch bereit, miteinander was zu unternehmen. Er möchte »kein Hausmütterchen«, beide sollten ihre Freundeskreise behalten und auch mal getrennt weggehen. Jürgen möchte ein »Superverhältnis«, »jeden Tag, wenn man aufwacht, soll man das Gefühl haben,

man mag den anderen.« Die Kindererziehung sei seiner Ansicht nach schon mehr die Sache der Frau, scheinbar auch verbunden mit der Vorstellung, daß sie sich dann auf den Haushalt zurückzieht. Im Haushalt würde er schon mithelfen, er sei das auch von zu Hause gewohnt. »Ich finde es einen Schmarren, wenn man einteilt, du bist Hausfrau, deshalb mußt du das jetzt machen.«

Im Vordergrund seines Lebensplans steht das Bestreben, den Lebensstandard seiner Eltern zumindest fortzusetzen. »Den gleichen Standard möchte ich schon, ich glaub, das ist für mich auch schwer da zurück, (...) vielleicht (den Lebensstandard) weiterentwickeln, auf alle Fälle so nahe wie (möglich) da drankommen.« Er möchte in seinem Leben auf alle Fälle erreichen, so viel Geld zu haben, »daß ich mal finanziell großzügig leben kann.« Diese Ansprüche an Wohlstand kommen auch in seiner Urlaubsgestaltung zum Vorschein: »Wenn ich schon mal in den Urlaub fahre, wenn ich schon wahnsinnig viel Geld dafür zahle, möchte ich auch einigermaßen Komfort haben.« »Aus dem Koffer leben« möchte er nicht, sondern schon in einem Hotel wohnen.

3.3. Konstanze

Konstanze ist knapp 18 Jahre alt, hat mittlere Reife und macht eine Lehre als Arzthelferin. Sie lebt im Haus ihrer Eltern und hat zwei jüngere Schwestern im Alter von 15 und 12 Jahren. Ihr Vater ist Architekt und arbeitet bei der Baubehörde, ihre Mutter ist Hausfrau.

Ihr Arbeitstag beginnt um 7.30 Uhr, und gegen 7 Uhr abends kommt sie wieder heim. Unter der Woche sind vier Abende mit Sportaktivitäten (Fußball, Gymnastik, Tischtennis und Tennis) und einer mit der Gruppenstunde bei Jungkolping ausgefüllt. Am Wochenende fährt sie häufig nach München oder unternimmt etwas mit ihrem Freund. Am Sonntagnachmittag bleibt Konstanze zu Hause, »weil sie (d.h. ihre Mutter) sagt, das ist doch ein Familienfest«, da möchte sie halt, daß die Familie ein bißchen zusammen ist.« Sie trinken Kaffee, unterhalten sich, schauen Fernsehen, spielen oder fahren in ihren Garten. Die meiste Zeit ist Konstanze aber in ihrem Zimmer; sie hat dann Zeit, Klavier zu spielen, was sie als ihr Hobby bezeichnet. Den Sonntagnachmittag hat Konstanze noch nie als Einschränkung erlebt, sondern er ist für sie eher eine »Abwechslung«. Bei Verwandtschaftsbesuchen fährt Konstanze nur selten mit, an Tagesausflügen ihrer Eltern nimmt sie nicht teil, und auch in den Urlaub fahren sie seit längerem nicht mehr gemeinsam. Konstanze raucht nicht und trinkt auch fast keinen Alkohol.

Mit ihren sportlichen Aktivitäten verbindet Konstanze keine Leistungsansprüche, sondern sie macht es »nur aus Spaß, weil viele Leute da sind, weil man in Gesellschaft ist, weil es Vergnügen macht.« Außer im sportlichen Kontext hat sie mit den Vereinsmitgliedern keinen Kontakt. Sie sind alle in ihrem Alter und daher für Konstanze zu jung.

Wenn Konstanze mit Matthias, ihrem festen Freund, gemeinsam weggeht, sind sie meist mit seinen Freunden zusammen. Am Freitagabend gehen sie relativ regelmäßig – im Anschluß an das Tennisspielen – ins Jugendheim, aber nur in die Teestube oder in die Cafeteria. Sie gehen auch gerne auf Tanzveranstaltungen, dagegen lehnt Konstanze Diskotheken, zumindest in dieser Stadt, völlig ab. Meist sind sie zunächst für ein paar Stunden weg und dann anschließend noch zu zweit bei ihr oder ihm zu Hause. Dieser Freundeskreis bestand ursprünglich nur aus Jungen, und erst durch deren Freundschaften sind auch Mädchen dazu gekommen. Durch die Freundinnen kann es in der Gruppe zu Spannungen kommen. »Die Jungen würden sich ganz gut verstehen, aber die Freundinnen, die da dabei sind, die bringen immer Trubel rein.« Auch Konstanze hält sich in diesem Kreis nicht zurück, wenn ihr etwas nicht paßt, »dann steh ich auf, ihr seid mir alle zu blöck und geh.« Sie erwartet, daß Matthias mitkommt, er muß zu ihr halten, auch wenn sie im Unrecht ist.

Ihre eigenen »Bekannt« hat Konstanze »größtenteils in München«. Mit einem aus dieser »Clique«, mit Hans, war sie mit 15 Jahren befreundet; er lebte damals in der Heimatstadt von Konstanze. Nicht alle aus der »Clique« stammen aus München; z.T. haben Konstanze und Hans ihre Bekannten gemeinsam im Urlaub kennengelernt: »Wir pflegen dann die Bekanntschaften, wir rufen da an und sorgen auch dafür, daß wir zusammenkommen.« In München geht Konstanze viel fort, zu Fußballspielen – überhaupt ist sie an Fußball stark interessiert – in Ausstellungen, ins Theater oder Kino, in Cafés und auch in Diskotheken. »In München sind die Diskos auch anders.« Konstanze tanzt gern, aber sie bevorzugt Standardtänze und nicht das »Soul-Zeug«. Wenngleich Konstanze die engeren Beziehungen zu Männern hat, umfaßt dieser Freundeskreis – worauf Konstanze ausdrücklich hinweist – auch Frauen. Ihre Münchner Bekannten sind alle deutlich älter als sie – meist zwischen 28 und 35 – und berufstätig. Sie komme einfach mit Älteren besser aus, »ich versteh mich mit den Leuten einfach besser, ich weiß mit denen mehr anzufangen, in meinem Alter hab ich eigentlich selten, sehr wenig Bekannte, fast überhaupt keine, ich weiß mit denen nichts anzufangen.« Sie habe mehr die Interessen von Älteren, wofür Konstanze mehrere Beispiele nennt: sie gehe lieber in eine Operette als auf ein Popkonzert oder unterhalte sich lieber als sich laute Musik anzuhören. Unter den Gleichaltrigen scheint es nur eine nennenswerte

Ausnahme zu geben, ein Mädchen aus ihrer Nachbarschaft, die zumindest für lange Zeit ihre beste Freundin war. Auch jetzt noch verstehen sie sich gut; sie erzählen einander, was sie bedrückt, nur sind ihre Kontakte relativ selten. Sie machen nichts gemeinsam, weil ihre Freundin jeden Tag in der Disko ist; ein weiterer Grund dürfte sein, daß Matthias sie nicht leiden kann. Matthias kennt ihre Münchner Freunde nicht, »der will sie auch nicht kennenlernen, der sträubt sich mit Händen und Füßen.«

Bei persönlichen Problemen redet Konstanze als erstes weder mit ihrer Freundin noch mit ihrem Freund und auch nicht mit ihren Eltern, sondern mit Herrmann, der zu ihrem Münchner Freundeskreis gehört und aus diesem Kreis neben Hans am häufigsten erwähnt wird. Er habe »so ein Einfühlungsvermögen«, er könne »einen auch auf den Grund des Problems aufmerksam machen«; Konstanze führt dies auf seinen Beruf als Personalchef einer Firma zurück.

Konstanze beschreibt sich selbst als »unternehmungslustig« und »kameradschaftlich«. »Also Freunde, die sehen mich so, daß man mit mir alles anfangen kann, daß ich zu allem bereit bin, daß sie mich nicht lange fragen oder überreden (müssen), ich mach alles gleich mit, also innerhalb des Freundeskreises bin ich super (Lachen).« In ihrem Freundeskreis stehe sie immer im Mittelpunkt. »Das ist schon immer so gewesen, das war schon, wie ich im Kindergarten war, und das ist jetzt immer noch so, ich finde, das ist eine Sache, die einem gegeben sein muß, man muß das richtig anfassen, daß man im Mittelpunkt steht.« Wie das geht, weiß Konstanze selbst nicht. »Ich weiß nicht, wie ich das mach, aber ich lande immer da, wo ich hin will.«

Es macht Konstanze auch großen Spaß, »die Leute richtig vor den Kopf zu stoßen.« Sie provoziert ihre Tante, wenn sie zu Besuch ist, durch Minirock und rückenfreies Oberteil. »Nur damit ich die ärgern kann, weil so was Spießbürgerliches (wie ihre Tante) ärgert mich.« Sie »ärgert Leute« alleine und zusammen mit ihren Münchner Freunden. Als sie neulich in dem Schwabinger Café »Extrablatt« war, kam der Darsteller des »Alten« aus der gleichnamigen Fernsehkriminalseerie herein, als sie ihn sah, hat sie laut vernehmbar über die letzte Folge gelästert. »Das war super, so was gefällt mir, einfach mittendrin die Leute so ärgern.« »Da können wir drei Jahre später immer noch darüber lachen, es ist einfach ein Gesprächsstoff.« Ihr Freund macht dabei nicht mit, »der sagt, »was hast du denn da davon, wenn du Leute ärgerst«, dann sag ich, »du bist ein Spielverderber.«

Konstanze hat Matthias, der in ihrer Nachbarschaft wohnt, an der Bushaltestelle kennengelernt. Ein Nachbarsjunge hat Schneebälle auf sie geworfen, und sie hat sich als Schutz hinter Matthias gestellt. Ab diesem Tag hat er ihr jeden Tag im Bus einen Platz besetzt. Daß daraus eine feste Freundschaft entstanden ist, sei von

ihr ausgegangen. »Du kannst mich ruhig mal anrufen«, hab ich gesagt und hab ihm meine Telefonnummer gegeben, und – von dem, also in dieser Hinsicht ist eigentlich alles von mir ausgegangen – das hat ziemlich lange gedauert, bis er mal Initiative ergriffen hat, (...) weil der Matthias so schüchtern war, das hat sich jetzt geändert, der ist ganz anders geworden, aber zu der Zeit war er noch unheimlich – zurückhaltend.« Konstanze hat Kontakt zu den Eltern von Matthias wie auch Matthias zu ihren Eltern. Bei den Eltern ihres Freundes sind sie öfter, »weil die irgendwie drauf bedacht sind, die sagen, »bring Konstanze mit« oder »hol sie rein.« Sehr stark betont Konstanze den Wohlstand der Familie ihres Freundes. »Die haben einen Swimmingpool im Garten, und das hat mir am Anfang imponiert und Schwimmen und Segeln und lauter solche Sachen, die ich nicht gekannt habe.«

Momentan ist ihre Beziehung in einer Krise. Seit drei Wochen reden sie nicht mehr miteinander. Konstanze vermutet, daß Matthias es ihr verübelt, daß sie heuer wieder mit Hans im Urlaub war. Matthias ist derzeit bei der Bundeswehr, so daß sie sich sowieso nur am Wochenende sehen können. Ihre Beziehung besteht mit einer Unterbrechung seit einem Jahr. Vor einem halben Jahr war einmal Schluß, weil Konstanze ihm ihre »Meinung gesagt« hat. »(Ich) hab (...) gesagt, daß ich mich nicht überwachen lasse und was er sich einbildet, ich kann machen, was ich will und so weiter, wir sind ja nicht verheiratet (Lachen), da hat er sich geärgert und hat gesagt, »ja, mein Gott, ein bißchen mußt du dich schon einschränken, es ist zwar nicht so, (daß) wir verheiratet sind, aber ganz nichts, ist auch nicht.« Matthias möchte immer genau wissen, was sie unter der Woche macht. Er sei mißtrauisch und eifersüchtig. Wenn sie gemeinsam weggehen, erwartet er, daß sie bei ihm bleibt und sich mit ihm unterhält. Offensichtlich war es nach der vorübergehenden Trennung – zumindest bald wieder – genauso wie vorher. »Ich mag den Matthias schon, aber mich darf man nicht irgendwie festketten oder festhalten, man muß mir einen Freilauf lassen, ich möchte z.B. durchaus sagen können, ich möchte dieses Wochenende alleine dahin fahren oder dahin, und der Matthias ist der Meinung, wenn man miteinander befreundet ist, dann sollte man alles oder möglichst vieles zusammen machen, ich möchte mich nicht so festlegen lassen, ich möchte trotzdem meine Freiheit haben und des und des machen können, ohne daß ich da überwacht werde oder daß er sagt, »was hast du da gemacht.« Sie haben auch »überhaupt nicht« dieselben Interessen, außer vielleicht Musik. Er segelt gern, Konstanze nach anfänglicher Begeisterung nicht mehr, Konstanze geht gern ins Theater, was wiederum ihr Freund nicht ausstehen kann. Überhaupt scheint Konstanze die Freundschaft mit Matthias nicht mehr so wichtig zu sein. »Es hat eine Zeit gegeben, wirklich, da hab ich mir gedacht, Mat-

thias hin, Matthias her, der war mein ein und alles, aber das ist momentan nicht der Fall, momentan liegt mir an anderen Dingen mehr, daß ich rumkomme, daß ich Leute kennenlerne, mein Beruf, alles ist mir momentan wichtiger.« Konstanze deutet an, daß ein Mann wie Hans sehr viel besser zu ihr passen würde. Sie haben die gleichen Interessen, Hans ist lustig und spontan wie sie, Matthias dagegen ruhig und nachdenklich. Aber mit Hans würde es – wie schon einmal – nicht gut gehen, »weil wir beide so sehr Persönlichkeiten sind, daß jeder immer in eine Richtung zieht und nicht nachgibt.«

Bei der Partnerwahl, zumindest dann, wenn es darum geht, ob der Freund *beiratsfähig* ist, sind für Konstanze ganz offenkundig *materielle Qualitäten* vorrangig. »Für mich ist finanzielle Sicherheit fünfmal wichtiger als Liebe, finanzielle Sicherheit, man muß den Mann schon gerne haben, mit dem man verheiratet ist, man muß ihn mögen, aber was hat man davon, wenn man in einen verliebt ist, wenn man den heiratet, und zum Schluß ist der arbeitslos, oder er verdient ganz wenig, man ist auf engen Raum zusammen, und man streitet die ganze Zeit, auf der anderen Seite, ist man verheiratet mit einem, der Geld hat, den man praktisch mag, da kann man sich mehr leisten, man kann in den Urlaub fahren, man geht sich nicht so auf den Wecker, weil man was unternehmen kann, man kann auch mal sagen, »ich fahr dahin und dahin«, man hat was zu erzählen, einfach mehr Bekannte, einen größeren Bekanntenkreis, und auch die Kinder, die haben viel mehr Möglichkeiten.« Liebe ist für Konstanze weniger relevant, man sollte »ihn mögen« und auch »wenigstens ein paar gemeinsame Interessen« haben. Überhaupt scheint Konstanze gegenüber der Liebe skeptisch zu sein; wen sie nicht kennt, kann sie nicht lieben, und wen sie kennt, kann sie nicht mehr lieben: »Weil bei mir ist es eigentlich so, daß ich schon recht kritisch bin und mir die Leute genau ansehe, ich meine, jeder Mensch hat Fehler irgendwo, aber daß ich da einen kommen seh und dann schlägt mein Herz schneller, ich weiß nicht, was der für ein Beruf ist, ich weiß nicht, was der macht in der Freizeit, was der für einen Charakter hat, man kann sich nicht für einen Menschen begeistern, ohne daß man ihn kennt.« Und wenn man jemanden länger kennt, »dann hat man sich schon soweit an den Menschen gewöhnt, daß das gar nicht mehr auftritt.« Was auch alles gegen Matthias sprechen mag, ein geeigneter Mann zum Heiraten wäre er schon. »Er (ist) verantwortungsvoll (..) so im großen und ganzen, dann kinderliebend und dann, er studiert (d.h. er wird im Anschluß an die Bundeswehrzeit studieren), er könnte auch durchaus mal eine Familie ernähren, er ist nicht so finanziell schlecht gestellt, so daß wir uns auch mal was leisten könnten, also es wäre schon ein Mann zum Heiraten.«

Den ersten festen Freund sollte ein Mädchen, so Konstanze, dann haben, wenn

sie dazu »reif« ist. Das kann bei manchen mit 15 Jahren, bei anderen erst mit 22 Jahren sein. Als Beispiel für die Spätreife nennt sie ihre Schwester, die jetzt mit 15 Jahren – ganz anders als Konstanze damals – noch sehr kindlich ist. Konstanze hatte ihren ersten festen Freund mit 13 Jahren, er was damals 22. Scheinbar trafen sie sich immer nur nachmittags. Ihre Mutter war »total dagegen«; Konstanze selbst hat nach einem Vierteljahr »Schluß gemacht, weil ich mir gedacht habe, für die Dinge, die er da mit mir vorhatte, da bin ich noch zu jung dafür.« Ausdrücklich betont Konstanze, daß diese Entscheidung von ihr ausging und nicht von ihrer Mutter erzwungen wurde. Zwischen dieser und der Freundschaft mit Matthias hatte Konstanze mindestens noch zwei weitere Beziehungen, eine davon mit Hans. Alle diese Freunde waren deutlich älter als sie. Matthias, der nur vier Jahre älter als sie ist, nennt Konstanze wegen des vergleichsweise geringen Altersunterschieds eine »Ausnahme«. »Das war bei mir immer so ein Unterschied, ich kann mir nicht helfen, irgendwie liegt das bei mir in der Natur.«

Konstanze findet, daß Frauen in vielen Dingen benachteiligt sind, im Beruf und auch darin, wie sich Beziehungen auswirken. »Männer, die wenn mit möglichst vielen Frauen ins Bett gehen, das sind die Playboys, die Superstars«, dagegen wird über Frauen abfällig geredet. Aus diesem Grund scheinen für Konstanze feste Beziehungen wichtig zu sein, auch wenn damit keineswegs Heiratsabsichten verbunden sind. Auch bei ihrem jetzigen Freund ist nicht die Rede vom Heiraten, sondern Konstanze meint lediglich, daß er von den Voraussetzungen her als Ehemann geeignet wäre. Feste Beziehungen, die eine gewisse Zeitdauer aufweisen, scheinen vor einem negativen Image zu schützen. Konstanze hätte keine Bedenken, mit einem *beziehungserfahrenen* Mann eine feste Freundschaft einzugehen, unter der Bedingung, »daß es derzeit so ist, daß er sich für mich interessiert.« Nur »zweitrangig« möchte Konstanze nie sein, das habe kein Mädchen nötig. Konstanze stellt sich auch in der Kennenlern-Phase als aktiv dar. »Wenn mir ein Junge gefällt, dann bin ich durchaus fähig, den auf mich aufmerksam zu machen (Lachen).« Konstanze würde nicht auf Zeit bauen, sondern bevorzugt den direkten Weg. »Ich geh zu dem hin und sage, daß er mir gefällt, und frag ihn, ob er mit mir tanzt oder so was.« Sie habe das auch schon gemacht, »also wenn ich was haben will, dann ist mir jeder Weg recht.« »Ich finde, das ist nicht eine Sache, die nur Männer machen dürfen, daß es da praktisch ein Verbot gibt, »du darfst das nicht machen.«

Mit ihren Eltern kommt Konstanze »recht gut (...) aus, weil sich mir niemand in den Weg stellt.« Ihre Eltern haben schon von klein auf ihre Selbständigkeit anerkannt. »Ich war schon immer sehr selbständig, meine Mutter hat gesagt, das hat sie schon als kleines Kind gemerkt.« Schon als Kind war Konstanze »ständig

auf Achse«, wollte alles selbst machen und hat sich nichts auftragen lassen. Ihre Eltern machten Konstanze nie Verbote. Schon früh durfte Konstanze weggehen, ohne feste Zeit für das Heimkommen; sie kam meist gegen zehn Uhr nach Hause, weil ihre Freundinnen dann heim mußten. Auch mit einem festen Freund scheint Konstanze nicht länger weggeblieben zu sein. Obwohl Konstanze noch nicht 18 ist – sie wird es in einigen Wochen – kommt sie heim, wann sie will, und kann, zumindest nach Ankündigung, über Nacht wegbleiben, um bei ihrem Freund oder in München zu übernachten. Auch alle ihre Entscheidungen trifft Konstanze alleine, was sie an der Beendigung von Beziehungen illustriert. Konstanze weist auch darauf hin, daß sich dieser Freiraum, den ihre Eltern ihr gegeben haben, bewährt hat; sie haben nie Enttäuschungen erlebt. Dennoch, wenn ihre Eltern immer alles gewußt hätten, was sie macht, dann hätten sie ihr wahrscheinlich schon Beschränkungen auferlegt. Mit 15 Jahren hat sie erzählt, sie fahre mit einer Freundin in den Urlaub; in Wirklichkeit ist sie mit Hans, ihrem damaligen festen Freund, weggefahren. Auch heute noch schwindelt sie, wo sie in München übernachtet. Ihren Eltern erzählt Konstanze, sie übernachtete bei einer Frau, aber sie ist bei Hans. Ansonsten wissen ihre Eltern, was sie macht; »Ich (sage) von mir aus (...), ich geh da und da hin und ich mache das und das, weil es ist ja eigentlich eine Sache, die sie ruhig wissen können.«

Zu Konflikten mit ihrer Mutter kommt es meist wegen Geld. Konstanze bezeichnet sich selbst als »ziemlich verschwenderisch«, und ihre Mutter möchte, daß sie spart. »Da streiten wir erst mal ganz heftig, dann sag ich, ich poch einfach auf mein Recht, das ist mein Geld, und ich verdien das, ich möchte das ausgeben, ich arbeite doch, und ich muß doch sehen, daß ich mir dafür was kaufe, sonst macht die ganze Arbeit keinen Spaß«, und meine Mutter sagt, das ist doch ein Schmarrn, spar doch, wenn du ein großes Sparkonto hast, siehst du doch auch, daß du arbeitest, nein, das seh ich nicht, ich muß das Zeug vor mir haben, ich muß es anhaben, ich muß es ausgeben können, ja und dann, wenn du mal was brauchst, wenn du in den Urlaub fahren willst, dann kommst du wieder zu uns, dann sag ich, dafür seid ihr ja da (Lachen), und da streiten wir den ganzen Tag, bis dann meine Mutter sagt, ach mach doch, was du willst, na ja, und dann hab ich praktisch wieder gewonnen, dann geh ich und kauf mir was (Lachen).« Mit ihrem Vater streitet Konstanze nur über »Nichtigkeiten«, z.B. über Verhaltensformen beim Essen, Konstanze sagt dann nur, nicht aggressiv, sondern eher lustig, »das geht dich doch nichts an.« Offensichtlich kann sich Konstanze im Konfliktfall durchaus durchsetzen; auch fällt auf, daß aus ihren Schilderungen wenig an Dramatik zu vernehmen ist, die Konflikte haben eher einen spaßhaften Charakter. Über persönliche Probleme kann Konstanze mit ihrer Mutter nicht reden; sie

habe »altmodische Ansichten«, rede immer am Problem vorbei und könne sich in ihre Person nicht reindenken. Umgekehrt gehe es ihr aber bei Problemen ihrer Mutter genauso, sie verstehe oft das Problem überhaupt nicht. Mit ihrem Vater redet Konstanze über Probleme auch nicht; das habe sie noch nie probiert, »weil den das gar nicht so interessiert.«

Mit ihrer kleinen Schwester kommt Konstanze noch eher aus, aber das Verhältnis zur zweiten ist »echt schlecht«. Sie sei kindisch, möchte immer Kleidungsstücke von ihr anziehen und sitzt manchmal stundenlang in Konstanzes Zimmer. Manchmal hilft Konstanze zu Hause schon mit, aber »so Haushalt, das hat mich noch nie interessiert.« Auf alle Fälle müsse sie selbst drauf kommen, überhaupt nicht leiden kann sie es, wenn ihr etwas aufgetragen wird.

Besonders wichtig ist ihren Eltern die Schulausbildung, daß man eine Fremdsprache fließend kann, ein Instrument spielen kann und vor allem der »richtige Umgang«, »die Leute, mit denen ich weggehe, müssen Eltern haben, die was verdienen, die was darstellen in der Stadt.« Mit Ausnahme ihres Geldaufwands für Kleidung ist Konstanze überzeugt, daß ihre Eltern mit ihr zufrieden sind; sie haben auch keine anderen Vorstellungen davon, was sie machen solle. »Ich mach ja größtenteils, und das ist wahrscheinlich auch in ihrem Sinn, das, was sie wollen, ich spiel Klavier, ich mein, das macht mir selber viel Spaß, weil sonst würd ich das wahrscheinlich nicht machen, aber das wollen sie, dann, ich hab einen Beruf, den sie auch für gut ansehen, ich helf meinen Geschwistern, und wenn es notwendig ist, geh ich mit zu Verwandten, (...) ich mach eigentlich das, was in ihrem Sinn steht, und andere Dinge, entweder ich erzähl ihnen nicht alles, und wenn ich weggeh und so, da haben sie noch nie was dagegen gehabt, und ich glaube, daß ich eigentlich schon viel in ihrem Sinn mach.« Wie ihre Eltern leben möchte Konstanze später nicht. Ihr Vater verdiene zwar gut, aber bei dem Hausbau hatte ihre Mutter viel Arbeit, und er bedeutete auch finanzielle Einschränkungen. Konstanze möchte später zwar auch ein eigenes Haus, aber sie würde es erst betreten, wenn alles fertig ist. Auch wäre ihr das Leben ihrer Mutter zu langweilig.

Eigentlich wollte Konstanze schon mit Beginn der Lehre von Zuhause ausziehen; sie wollte nach München ziehen. Ihre Mutter hätte ihr in München auch eine Wohnung »beschafft«. Offensichtlich hat sich Konstanze aber dann von ihrer Mutter überzeugen lassen, daß ihr Einkommen als Lehrling zu klein und die Arbeit zu viel sei. Nach der Lehre möchte Konstanze unbedingt ausziehen. Es geht ihr nicht darum, von ihren Eltern wegzukommen, sondern sie möchte in eine Stadt mit vielen Möglichkeiten. »Wenn wir in München wohnen würden, mir würde es nicht im Traum einfallen auszuziehen.«

Konstanze ist viel mit Älteren zusammen, die sie selbst auch durchaus als

Erwachsene bezeichnet, vor allem durch ihren Münchner Freundeskreis. Sie fühlt sich dort als gleichberechtigt anerkannt. Nur ungern ist Konstanze bereit, zu Verwandten mitzufahren. Zu ihren Verwandten hat Konstanze ein gespanntes Verhältnis, vor allem zu einer Tante. In erster Linie scheint Konstanze zu stören, daß ihre Tante sie noch als Kind behandelt.

Konstanze ist im 2. Lehrjahr als Arzthelferin bei einem Augenarzt. Bei der Suche nach einer Lehrstelle hatte sie große Schwierigkeiten; »das war damals auch so eine schlechte Zeit.« Auf die Schule wollte sie nicht weiter gehen, sie wollte »Geld verdienen« und »selbständiger sein«. Ihre Eltern gaben ihr den Rat, zu nehmen, was sie bekommt, und später zu versuchen, in den Beruf überzuwechseln, der ihr auch gefalle. Ansonsten haben ihre Eltern bei ihrer Berufswahl »nicht mitgeredet«. Konstanze wollte »immer was haben, was mit Menschen zu tun hat, eine Arbeit mit Menschen.« Zunächst dachte sie an Bewährungshelferin, aber dafür muß man älter sein und bereits einen sozialen Beruf haben; mittlerweile hat Konstanze Zweifel, ob sie als Frau für diesen Beruf geeignet wäre. Nach vielen Bewerbungen hat Konstanze zunächst eine Lehrstelle als Rechtsanwaltsgehilfin bekommen, was ihr überhaupt nicht gefiel: »geschrieben von früh bis spät, keinen Menschen gesehen.« Nach drei Wochen bekam sie dann doch noch die Lehrstelle als Arzthelferin, mit der sie sehr zufrieden ist. Sie würde denselben Ausbildungsberuf »sofort wieder nehmen«. »Ich arbeite von halb acht bis halb sieben oft durch, mir erscheint die Arbeitszeit nicht lange, mir gefällt es einfach, das ist einfach ein Hobby noch nebenbei, und so was sollte auch der Beruf sein, finde ich.« Gerade die Tätigkeit bei einem Augenarzt gefällt ihr, »weil mir sind Augen unheimlich wichtig, auch wenn ich wen kennenlerne, ich seh sofort auf die Augen.« Am besten gefällt es ihr, bei Augenoperationen im Krankenhaus dabei zu sein. Tätigkeiten, bei denen sie keinen Kontakt zu Menschen hat, wie z.B. Berichte schreiben, macht sie nicht gern. Mit ihrem Chef ist Konstanze »nicht ganz« zufrieden. Bei ihm ist es immer der Lehrling, der alles falsch macht, an dem er seine Wut auslassen kann. »Und kaum ist die Lehrzeit vorbei, bist du auf einmal die, die alles kann, und vorher machst du alles falsch.« Mit ihren Arbeitskolleginnen besteht »ein ganz tolles Betriebsklima.« Berufsschule ist für Konstanze »ein Tag arbeitsfrei.« Auch mit den Mitschülerinnen versteht sich Konstanze gut, aber »mehr ist nicht.« »Das ist halt so, man sieht sich einmal in der Woche, und man weiß dann was zu erzählen, weil man war schließlich eine Woche auseinander, wenn dann die Schule aus ist, geht jede ihren Weg.« Konstanze redet auch gerne mit Freunden über ihre Arbeit: »Ich würde sogar sagen, ich nerv sie mit meiner Arbeit, weil Arbeit bei mir ein Gesprächsthema ist, über das ich von früh bis spät reden könnte.«

Auf Aussehen legt Konstanze sehr viel Wert, und zwar nicht nur bei sich, sondern auch bei anderen. Man muß bei ihr nicht »mords hübsch« sein, sondern »gepflegt aussehen« und »schön angezogen sein«. Konstanze gibt einen großen Teil ihres verfügbaren Geldes für Kleidung aus. Daß es nicht noch mehr ist, liegt daran, daß sie sich einfache Kleidungsstücke kauft und »herrichtet« und sich auch viel selber macht. »Ich hab (...) einen bißchen ausgefallenen Geschmack.« Sie mag es nicht, wenn jemand anderes denselben Pulli trägt. Von der jeweils aktuellen Mode kauft sie sich ein Stück, »ich richte nicht meine ganze Garderobe danach.« Ein Kleidungsstück müsse ihr auf dem ersten Blick gefallen, dabei sei es ihr egal, wieviel es kostet. Sie habe eine »ganz durcheinander gewürfelte Mode«, neben Minirock und rückenfreiem T-Shirt auch ein Dirndl. Eine verwaschene Jeans würde Konstanze nicht tragen. »Mir macht das nichts aus, daß die Leute sehen, daß die Jeans alt ist (...), aber mir gefällt es dann selber nicht mehr.« Konstanze besitzt Buttons, darunter mehrere Pumuckl-Buttons; sie trägt sie, wenn sie zum T-Shirt passen. Eine Zeitlang trug sie einfarbige Plastik-Schleifen. Sie bekam auf einem Faschingsball einmal eine angesteckt, »das hat ganz toll ausgesehen, alle haben mich an dem Abend auf das T-Shirt angeredet.«

Konstanze sieht sich selbst zu großen Teilen als Erwachsene. »Nur im Anziehen als Jugendliche, aber im Denken und im Gefühl fühl ich mich eigentlich erwachsen, das war schon immer so.« Ihre Kleidung ist jugendlich, sie trage z.B. keine Kostüme. Als erwachsen sieht sie sich, da sie nicht so leichtsinnig an Dinge herangehe wie viele Jugendliche: »Ich schau halt auch ein bißchen in die Zukunft, also meine Handlungen sind zwar spontan, aber ich bin immer noch so realistisch, daß ich schau, ob das jetzt das beste ist, wenn ich das mach, ob das jetzt unbedingt das bringt, was man erwartet.« Auch habe sie mehr die Interessen von Älteren. Zum Erwachsensein gehört für Konstanze ein bestimmtes Maß an »Verantwortungsbewußtsein«, die Fähigkeit, Lebenssituationen zu meistern, und auch die Einsicht in die Notwendigkeit, in gewissem Umfang voranzuplanen, z.B. bei einer Urlaubsreise. Beruf und Heirat gehören für sie nicht zum Erwachsensein, der Beruf ist notwendig, um sich Wünsche erfüllen zu können, und sollte ein »Hobby« sein; Heirat ist eine wählbare Lebensform. Konstanze glaubt, daß Gleichaltrige sie eher als Erwachsene sehen, Ältere dagegen eher als Jugendliche. Ihr Münchner Freundeskreis und auch ihre Eltern sehen sie als erwachsen an.

Veheement verneint sie die Frage nach dem Wunsch, anders sein zu wollen. »Nein, nein (Lachen), das hab ich noch nie wollen.« Sie kann es auch nicht verstehen, daß manche in ihrem Alter einem Idol anhängen. Konstanze ist überzeugt, daß sie sich auch in Zukunft nicht ändern wird, »weil so wie ich jetzt momentan lebe, mir macht das unheimlich Spaß, ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen,

ich hab auch eine ganz positive Lebenseinstellung einfach, und warum sollte ich die ändern.«

Konstanze ist religiös, sie geht auch am Sonntag in die Kirche. Sie war im Kirchenchor und ist im Jungkolping aktiv. Konstanze geht zur Beichte und hat die Bibel aus Interesse gründlich gelesen. Als sie im Religionsunterricht ihr Wissen preisgab, hat »der Lehrer (..) nur so geguckt, weil das ganze Wesen von mir ganz dagegen (ist).« Mit der kirchlichen Lehrmeinung stimmt sie nicht immer überein; zur Sexualmoral bemerkt sie, »die kannst du ja gleich vergessen (Lachen), letztes hatten wir in der Schule so eine Diskussion – wenn man Geschlechtsverkehr vor der Ehe hat, darf man nicht mehr zur Heiligen Kommunion vorgehen und so – den Lehrer, den hätts beinahe erschlagen, die ganze Klasse ist gegen den Lehrer aufgestanden.« Daß sie sich nicht daran hält, bereitet ihr keine Gewissensbisse: »Da machen das Millionen von Leuten so, warum sollte dann ausgerechnet ich darüber grübeln, die grübeln ja auch nicht.« Über den Sinn des Lebens hat Konstanze »noch nie nachgedacht.« »Wieso soll ausgerechnet ich mir Gedanken über den Sinn des Lebens machen (Lachen), das soll jemand anders machen und mir dann sagen.« Für sie hat das Leben eben einfach Sinn; es bestehe kein Grund, sich darüber Gedanken zu machen. »Alles was man macht, hat einen Sinn.«

Konstanze strebt einen hohen materiellen Wohlstand an, sie möchte »finanzielle Sicherheit« auf hohem Niveau und ist sich auch sicher, daß sie das erreichen wird. Dabei baut sie vor allem auf den *richtigen Mann*. Zwar habe sie ihren Kindheitstraum, einen Millionär zu heiraten, aufgegeben, aber materielle Anforderungen an einen Ehemann bestehen weiter: »Es kann ja ein gutverdienender Mann auch sein, es braucht nicht unbedingt ein Millionär sein.« Konstanze möchte das Leben in vollen Zügen genießen. Sie möchte »alles, was sich erreichen läßt«, erreichen. »Ich möchte gesund bleiben, ich möchte einen gesunden Mann haben, ich möchte gesunde Kinder haben, ich möchte Erfolg im Beruf haben, ich möchte viel Geld, ich möchte reisen, was mir Spaß macht, ich möchte gut Klavier spielen können (..) und eine schöne Wohnung, einfach – alles, was dazu gehört.«

Heiraten möchte Konstanze so Mitte der Zwanziger und vorher eine Zeit ohne Trauschein zusammenleben. »Da nimmt man mehr Rücksicht aufeinander, weil man ja weiß, man lebt zwar zusammen, aber das ist auch alles.« Dagegen wenn man verheiratet ist, »dann gehört man irgendwie zusammen, das weiß man, das hat man schriftlich, man hat einen Ring am Finger, und da nimmt man einfach nicht soviel Rücksicht aufeinander.« Dennoch möchte Konstanze heiraten: »Es kommt ja dann eine Zeit, wo man einfach nicht mehr die Jugend hat oder das Aussehen und wo man dann praktisch, wo dann der Mann sagt – das wäre dann praktisch ein Risiko, wenn der sagt, »ich will nicht mehr«, was will man dann mit

40 oder was weiß ich, wie alt man ist, noch groß anfangen, dann ist man alleine.« Mit der Heirat möchte Konstanze nicht sofort mit dem Beruf aufhören, aber noch vor der Geburt des ersten Kindes ihre Arbeitszeit reduzieren. »Eine Ehe ist doch ein gewisses Risiko, man kann nicht wissen, wie es ausgeht, da muß man sich erst mal dran gewöhnen (...), ich würde kein Risiko eingehen, indem ich da meinen Beruf aufgebe und dann daheim sitz und mich langweile, ich möchte praktisch langsam hineingleiten und vielleicht nach einem Jahr oder so, daß ich dann halbtags arbeite.« Kinder möchte Konstanze erst zwei oder drei Jahre nach der Heirat. Eine Halbtagsbeschäftigung möchte Konstanze machen, nicht »weil ich Geld brauch, sondern weil es mir Spaß macht.« Den restlichen Tag würde Konstanze dann machen, »was ich will, Kaffeetrinken oder Mode anschauen, in Geschäfte gehen und mit Freundinnen was machen.« Auch wenn sie verheiratet ist, möchte sie auch abends ab und zu etwas alleine unternehmen.

Mit Kindern hat Konstanze vor, zumindest für eine gewisse Zeit, ganz mit der Berufsarbeit aufzuhören. Aber auch mit Kindern möchte Konstanze nicht im Haushalt aufgehen. »Ich glaub, dazu würde ich mich nicht eignen, ich würde dann unzufrieden, vielleicht auch launisch mit der Zeit, weil es mich einfach nicht befriedigt, weil es mir keinen Spaß mehr macht.«

Konstanze möchte höchstens zwei Kinder. Mehr Kinder möchte sie nicht, »weil ich mir dann in meiner Freizeit wieder eingeschränkt vorkäme.« Mit zwei Kindern sei es noch möglich, etwas ohne Kinder zu unternehmen, da es möglich wäre, diese zu den Großeltern oder zu Freunden zu geben. »Ich finde, das ist durchaus machbar, zwei Kinder sind gerade noch zumutbar, jetzt wenn man wieder mehr hat, wo will man da die ganzen Kinder unterbringen.« Konstanze würde ihre Kinder von klein auf zu Selbständigkeit erziehen, so daß man sie mit 12 oder 13 Jahren auch einmal ein Wochenende allein lassen kann. Konstanze erkennt durchaus, daß Kinder für sie Verzicht bedeuten, aber dieser darf nicht zu groß werden. Wenn die Kinder mit der Lehre beginnen oder in den letzten Schulklassen sind, dann erwartet Konstanze, daß sich »das Leben wieder mehr auf mich einstellen kann.« Vielleicht ergreift sie dann wieder ihren Beruf, oder sie würde verstärkt ihren Freizeitaktivitäten nachgehen. »Und wenn ich noch älter bin, möchte ich ganz normal in den Tag reinleben, reisen, was mir Spaß macht, ich finde das nicht unbedingt, daß mein Alter das schönste Alter ist, ich kann mir vorstellen, daß auch Alter mit 60 oder 70 schön ist, weil man kann ja aus jedem Alter was machen.«

4. »Kumpels und so, die braucht man heutzutage«

4.1. Grundmuster des maskulin-orientierten Handlungstypus

Maskulin-orientierte Jugendliche verfügen im Bereich elterlicher Kontrolle über den größten Freiraum, allen voran die Jungen dieses Handlungstypus. Aber auch maskulin-orientierte Mädchen dürfen mehr als andere Mädchen. Diese relativ großen Handlungsfreiräume werden von den Jugendlichen eigeninitiativ gesetzt. Die Eltern stehen der Ausweitung der Handlungsfreiräume weitgehend machtlos gegenüber; entweder sind die Eltern bereit, diese dulgend-tolerierend zu akzeptieren, oder aber sie müssen diese Ausweitungen über Konfrontationen schließlich doch hinnehmen. Die Eltern wissen auch nur in groben Zügen über die außerhäusliche Freizeit ihrer Kinder Bescheid; sie sind nur über die regelmäßigen und wiederkehrenden Aufenthaltsorte informiert. Ihre Freizeit organisieren die Jugendlichen weitgehend unabhängig von ihrer Herkunftsfamilie, was von ihnen überwiegend und vorrangig in bezug auf Peers begründet wird.

Die Beziehung zu den Elternteilen ist wesentlich bestimmt durch die elterlichen Reaktionsweisen auf die geschaffenen Handlungsfreiräume. Zu Eltern bzw. Elternteilen, die diese Freiräume eher dulgend tolerieren, wird die Beziehung durchgehend als gut bewertet, und es ist auch möglich, sich auszusprechen. Versuchen dagegen die Eltern oder versucht ein Elternteil, Handlungsfreiräume konfrontativ einzuschränken, so ist die Beziehung konfliktreich, weist ein hohes Maß an Distanz auf, und es fehlt auch die Möglichkeit des Sich-aussprechens.

Als wichtig für ihre Eltern wird von maskulin-orientierten Jugendlichen hervorgehoben, daß sie ihre (Schul-)Ausbildung abschließen und nicht auf die »schiefe Bahn« geraten; ohne daß die Jugendlichen diese Werte der Eltern eindeutig ablehnen, wird auch nicht erkennbar, daß sie uneingeschränkt zustimmen. Ihre Eltern scheinen auch eine möglichst frühe Verselbständigung der Kinder stark zu fördern.

Maskulin-orientierte Jugendliche artikulieren am stärksten Distanz zu familienfremden Erwachsenen: sie haben wenig Kontakt und auch keine Spur an Interesse. Mit den wenigen Erwachsenen, mit denen sie Umgang haben, meistens Verwandte, kommen sie jedoch gut aus.

Typisch für den Peer-Kontext der maskulin-orientierten Jugendlichen ist die Clique und das Kumpel-Netz. Merkmale einer Clique sind (relativ) feste Mitgliedschaft, meist tägliches Zusammensein der Mitglieder, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und die Tatsache, daß die Mitglieder in der Öffentlichkeit als Gruppe handelnd in Erscheinung treten. Ein Kumpel-Netz umfaßt zahlreiche Peers, zwischen denen vielfach keine Bindung besteht und die in unterschiedlichen Konstellationen an verschiedenen Orten getroffen werden. Cliquen und Kumpel-Netze bestehen überwiegend aus Jungen. Nur Jungen scheinen Vollmitglieder zu sein, Mädchen sind nur *Anhängsel*; sie kommen in aller Regel nur als Freundin vor. Ihr Zugang und die Dauer der Zugehörigkeit ist an eine Freundschaft gebunden. Zwischen den Kumpels aus dem Kumpel-Netz wie auch zwischen den Cliquenmitgliedern besteht in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle keine intensive Beziehung; nur mit wenigen ist ein Austausch über subjektive Probleme möglich, der auch dann nur selten und in einer eher knappen Form erfolgt.

Die Relevanz der Peer-Relationen besteht für Maskulin-orientierte im Faktum des Zusammenseins, um miteinander die Zeit auszufüllen. Ein Hauptinhalt ihrer Peer-Interaktionen ist das »Nichtstun« (Corrigan 1979). Mit der Clique bzw. mit einzelnen Kumpels »hängen« sie am Treffpunkt »rum«, warten ab, was passieren wird. Aktivitäten mit Peers beschränken sich allerdings nicht auf das Nichtstun. Die Clique oder Kumpels dienen gerade auch dazu, »etwas los zu machen«, »sich aufzuführen«, »etwas zu unternehmen«, kurz: aus der Langeweile auszubrechen und »action« (Goffman 1971a) zu machen. Der Ausbruch aus der Routine des Nichtstuns geschieht durch exzessiven Alkoholkonsum und durch das »Verarschen« anderer. Das »Verarschen« steht immer auch in der Gefahr zu eskalieren, d.h. in eine Androhung bzw. Anwendung physischer Gewalt umzuschlagen. Zu Gewalt kann es auch durch bewußte Provokation kommen. Zwischen Eskalation und Provokation bestehen fließende Übergänge. Gewaltanwendung ist für maskulin-orientierte Jugendliche auch ein gewöhnliches Mittel der Konfliktlösung. Zwischen Cliquen/Kumpel-Netzen und offensichtlich auch zwischen den Cliquenmitgliedern/Kumpels gibt es zwar deutliche Unterschiede in der Bereitschaft zur Gewaltanwendung, dennoch ist physische Gewalt bzw. deren Androhung ein Grundelement in den kulturellen Räumen maskulin-orientierter Jugendlicher, mit dem jeder in irgendeiner Art konfrontiert wird, der in diesen

Räumen verkehrt. Diese Bereitschaft, wenn es subjektiv nötig erscheint, *seinen Mann zu stehen*, wie auch der sporadisch exzessive Alkoholkonsum sind Grundelemente des maskulinen Stils, der als Verhaltenskodex für diesen Handlungstypus konstitutiv ist. Actionmachen umfaßt für den maskulin-orientierten Handlungstypus oftmals auch eine Flip-Praxis, die im Vergleich zu anderen Jugendlichen deutlich stärker personen-orientiert ist und ein höheres Risiko-Potential für den einzelnen darstellt. Auf ihrer Suche nach Abenteuer und Aufregung scheinen gerade die Jungen des maskulin-orientierten Handlungstypus relativ häufig in Gefahr zu sein, mit der Polizei in Berührung zu kommen. Wichtige Orte der Peer-Relationen sind für maskulin-orientierte Jugendliche Gaststätten, öffentliche Plätze, Jugendzentren und Diskotheken mit progressivem Musikangebot.

Maskulin-orientierte Jungen und Mädchen berichten frühe Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht, oftmals schon vor dem 14. Lebensjahr. Die Aufnahme heterosexueller Beziehungen steht bei diesem Handlungstypus am Beginn der Jugendphase. Zudem scheinen die heterosexuellen Beziehungen der maskulin-orientierten Jugendlichen schon frühzeitig genital-sexuelle Formen zu umfassen. Den heterosexuellen Beziehungen wird von den maskulin-orientierten Jugendlichen schon frühzeitig ein ernsthafter und endgültiger Charakter zugeschrieben. Schon 15-, 16jährige können sich auch dann, wenn die Freundschaft erst von relativ kurzer Dauer ist, durchaus vorstellen, den Freund bzw. die Freundin zu heiraten. Es werden auch schon Pläne geschmiedet über eine gemeinsame Zukunft. Der Freund/die Freundin wird nahezu von Anfang an auch schon in das Verwandtschaftssystem einbezogen. Während viele Freundschaften für einen Jungen eher positiv sind, wirken sich diese auf das Image eines Mädchens negativ aus. Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen nicht nur in dieser Hinsicht; allgemein unterliegen Mädchen des maskulin-orientierten Handlungstypus im Peer-Kontext deutlich mehr Beschränkungen als die Jungen. Für Mädchen des maskulin-orientierten Handlungstypus hat das »Miteinander-gehen« eine starke Verlagerung ihrer Peer-Relationen zur Folge. Mit dem Beginn einer festen Freundschaft werden von Mädchen ihre alten Peer-Relationen weitgehend aufgegeben und durch die Freunde ihres Freundes ersetzt. Die Beziehungsnormen maskulin-orientierter Jugendlicher haben ein rigides Treuegebot zum Inhalt, das meist nicht nur gefordert, sondern auch selbst befolgt wird. Dieses rigide Treuegebot scheint bei den Jungen auch der eigentliche Motor für ihre Versuche zu sein, die *Außenkontakte* der Freundin zu kontrollieren. Sie wollen nicht, daß ihre Freundin alleine weggeht, oder möchten zumindest wissen, wo sie hingeht. Die Mädchen müssen demgegenüber auf die Treue ihres Freundes vertrauen.

Maskulin-orientierte Jugendliche weisen die kürzesten Schulkarrieren auf. Die

Schule wird von ihnen als eine von außen auferlegte, subjektiv weitgehend sinnlose Zeit erfahren. Sie sind bestrebt, die Schulzeit möglichst schnell hinter sich zu bringen. Berufsarbeit wird der Schule vorgezogen, zumindest nach einer anfänglichen Eingewöhnungszeit auch von den in der Arbeitswelt stehenden Jugendlichen. Es scheint, daß maskulin-orientierte Jugendliche am stärksten von Arbeitslosigkeit betroffen sind.

In der Selbstdarstellung maskulin-orientierter Jugendlicher zeigen sich drei Konstanten: (1) Die Jugendlichen möchten gerne auffallen und sind auf der Suche nach Abenteuer und Aufregung. *Auffallen-wollen* bedeutet hier etwas anderes als das *Nicht-eine/r-von-vielen-sein-wollen*, das sich beim hedonistisch-orientierten Handlungstypus auffinden läßt. Dieses *Auffallen-wollen* Maskulin-orientierter ist auf konkrete Situationen bezogen und Teil ihres Versuchs, aus dem Nichtstun auszu-steigen. (2) Die Jugendlichen wollen ein Leben nach eigenem Zuschnitt führen, sich nicht »dreinreden« und nichts vorschreiben lassen. (3) Die Jugendlichen verstellen sich nicht und lassen sich auch von niemandem verändern. Auch scheinen sich die Jugendlichen über sich selbst wenig Gedanken zu machen: sie sind so, wie sie sind.

Zumindest die maskulin-orientierten Jungen legen auf Kleidung keinen besonderen Wert. Sie brauchen nur wenige Kleidungsstücke und betonen, wichtig für die Beurteilung eines Menschen sei der Charakter und nicht das Aussehen. Dennoch hat die Kleidung für Maskulin-orientierte Bedeutung, und zwar als Mittel der Abgrenzung, um aufzufallen und zu zeigen, wie sie sind. Besonderer Beliebtheit erfreut sich die Lederjacke. Auch bei maskulin-orientierten Jugendlichen, die Moped oder Motorrad fahren, wird deutlich, daß die Lederjacke mehr ist als nur eine Schutzkleidung.

Für maskulin-orientierte Jugendliche stellt sich Jugend als eine *Sturm- und Drangphase* dar, als eine zeitlich begrenzte Phase, in der sie sich austoben und ausleben wollen, bevor dann unausweichlich das ruhige Erwachsenenleben beginnt. Statt als Vorbereitungsphase auf das eigentliche Leben, stellt sich die Jugendphase gleichsam als Höhepunkt im Lebenslauf dar; als Jugendliche/r ist es möglich, richtig zu leben. Das Erwachsenenleben fällt dahinter zurück; es ist durch mehr Pflichten und weniger Freiraum gekennzeichnet. Die maskulin-orientierten Jugendlichen äußern die Vorstellung, daß sie sich irgendwann *genug* ausgelebt haben und dann auch subjektiv bereitwillig den Erwachsenenstatus übernehmen. Erwachsensein wird für sie primär durch *äußere Kriterien* bestimmt: Erwachsensein hat den vollzogenen Eintritt in die Arbeitswelt zur Voraussetzung und wird mit dem Überschreiten einer bestimmten Altersgrenze in Verbindung gebracht. Verselbständigung von den Eltern hat mit dem Übergang zum Erwachsenen nichts zu tun; dieser Ablösungsprozeß vollzieht sich deutlich früher.

Maskulin-orientierte Jugendliche kümmern sich relativ wenig um ihre Zukunft. Im Anschluß an die stürmische Jugend wird ein Umschwung zu einem traditionellen Lebensplan erkennbar. Meist nach einer Phase des Zusammenwürfeln geschlechtsspezifische Unterschiede zeigen, die einer traditionellen Rollenverteilung zwischen Mann und Frau im Familienverband entsprechen; von den Mädchen wird die Familie als der wichtigste Lebensinhalt genannt, während die maskulin-orientierten Jungen ihre Rolle als Versorger der Familie betonen.

Die räumliche Trennung von den Eltern scheint mit den elterlichen Reaktionsweisen auf eigen-initiativ geschaffene Handlungsfreiräume zusammenzuhängen. Bei eher duldend-tolerierender Gesamthaltung ist die räumliche Trennung kein aktueller Wunsch; im Falle konfrontativer Korrekturversuche äußern die Jugendlichen das Vorhaben, sobald es subjektiv möglich ist, von Zuhause auszuziehen.

Als zentrale Motive der Berufswahl, vor allem der maskulin-orientierten Jungen, werden *Geld verdienen* und ein *sicherer Arbeitsplatz* genannt, was häufig mit der Bundeswehr in Verbindung gebracht wird. Für Mädchen des maskulin-orientierten Handlungstypus scheinen sog. Männerberufe eine große Anziehungskraft auszuüben, zugleich berichten die Mädchen aber, daß einer Verwirklichung solcher Berufswünsche zahlreiche Hindernisse auf dem Arbeitsmarkt entgegenstehen. An Sinnfragen bekunden maskulin-orientierte Jugendliche kein Interesse; das Leben sei einem gegeben, und das ist Grund genug zu leben, ein jeder müsse eben versuchen, das Leben zu meistern.

Der maskulin-orientierte Handlungstypus scheint im System sozialer Ungleichheit verortbar zu sein: Maskulin-orientierte Jugendliche stammen überwiegend aus Familien mit eher niedrigem Sozialstatus und weisen auch eher eine weniger qualifizierte Schulausbildung auf.

4.2. Hartmut

Hartmut ist 19 Jahre alt. Er hat Hauptschulabschluß, keine abgeschlossene Lehre und ist z.Z. arbeitslos. Sein Vater ist schon früh gestorben, und seine Mutter hat, als er acht Jahre alt war, wieder geheiratet. Sein Stiefvater arbeitet als Kraftfahrer, seine Mutter ist Hausfrau. Hartmut hat noch zwei Brüder, die beide älter sind als er, und eine jüngere Schwester. Mit 17 Jahren ist Hartmut von Zuhause ausgezogen.

Durch seine Arbeitslosigkeit verfügt Hartmut über viel freie Zeit. Morgens

Tabelle 3: Maskulin-orientierter Handlungstypus

Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt	Peers	Heterosexuelle Beziehungen	Schule	Selbstkonzept	Lebensplan
Eigen-initiative Ausweitung des Handlungsfreiraums	Zugehörigkeit zu einer Clique oder zu einem Netz zahlreicher Kumpels	Frühe Aufnahme heterosexueller Beziehungen	Schulzeit möglichst schnell absolvieren, Bevorzugung der Berufsaufarbeit	Sie möchten auffallen, sind auf der Suche nach Abenteuer und Ausregung	Umschwung zu einem traditionellen Lebensplan
Beziehung zu Eltern (-teil) in Abhängigkeit von den elterlichen Reaktionsweisen auf die Ausweitung des Freiraums	Dominanz von Jungen in Cliquen und Kumpele-Netz	Zuschreibung eines ernsthaften und erdgiehtigen Charakters an Bestenworte Beziehungen		Sie wollen ein Leben nach eigenem Ausschritt führen	Jungen: Geldverdienen und sicherer Arbeitsplatz als zentrale Motive der Berufswahl Mädchen: Neigung zu "Männerberufen"
Förderung früher Ver selbständigung durch die Eltern	Meist keine inter-siven Beziehungen zu Cliquemittgliedern/Kumpels	Starke Beschränkungen der Mädchen im Peer-Kontext		Sie vorstellen sich nicht und lassen sich auch nicht verändern	
(Schul-)Ausbildung beenden und nicht auf die schiefe Bahn geraten als zentrale Wertvorstellungen der Eltern	Peer-Alltag zwischen Nichtstun und Action-machen	Vorhandensein rigider Trennormen		Jungen: Kleidung hat wenig Wert und ist zugleich ein Symbol auf Ausweitung des Freiraums	Räumliche Trennung von Eltern in Abhängigkeit von elterlichen Reaktionsweisen auf Ausweitung des Freiraums
Wenig Aktivitäten mit Eltern wegen Peers	Orte der Peer-Relationen: Gaststätten, öffentliche Plätze, Jugendzentren und bestimmte Diskotheken			Jugend als vergangene Stumm- und Brautphase	Sinnfrage ist kein relevantes Thema; Leben ist gegeben und Grund genug
Wenig Kontakt und kein Interesse an Kontakten mit Erwachsenen				Erwachsenen primär durch äußere Kriterien (Berufseintritt, Alter) bestimmt	

schaute er meist, ob er bei irgendeinem Betrieb eine Arbeit auftreibt, oder er geht zum Arbeitsamt. Zur Zeit muß er im Jugendzentrum »Pflichtstunden« ableisten, zu denen er wegen wiederholten Nichtbesuchens der Berufsschule vom Gericht verurteilt wurde. Wenn er keine Arbeit findet, verbringt er den Tag zu Hause, allein, mit seiner Freundin oder zusammen mit »Kumpels«, oder er ist in der Stadt unterwegs. Neben dem Jugendzentrum ist er auch oft im Movie, in Diskotheken, vor allem im Titanic, oder in verschiedenen Lokalen. Im Sommer kommen noch Treffpunkte im Freien hinzu. Am Sonntag sind er, seine Freundin und Kumpels oft bei ihm; »da setzen wir uns zusammen und quatschen, das ist immer lustig, Sauferei (Lachen).« Seit seinem 12. Lebensjahr raucht Hartmut, er hat angefangen, weil er »den starken Mann spielen« wollte.

Hartmut kennt einen Haufen Leute, »Kumpels«, wie er sie nennt. Die meisten sind so zwei oder drei Jahre älter als er. Er sei schon immer mit Älteren zusammen gewesen; er meint, vielleicht, weil er keinen »richtigen« Vater hat. »Also ich kenn (...) ein Haufen Leute, Kumpels und so – die braucht man heutzutage.« Er kennt viele aus seiner Zeit im »Motorradclub«, andere hat er im Movie kennengelernt oder in Diskotheken. Überall, meint Hartmut, kann man Leute kennenlernen. Hartmut unterscheidet zwischen Freund und Kumpel. Einen Freund muß man länger kennen; er muß bereit sein, für den anderen alles zu tun, und das gilt natürlich auch umgekehrt. »Also ein Freund, der wäre so, das ist jetzt blöd zu sagen, der einen Finger für mich opfert und ich für ihn auch, praktisch, wenn es sein muß.« Dagegen einen »Kumpel« lernt man kennen, und am nächsten Tag ist er halt ein Kumpel. Einen Kumpel braucht man »zum Quatschen«, zum »Herumrennen«, zum »Gaudi machen«. Aber mit einem Kumpel redet man nicht über Probleme, die einen selbst betreffen; das macht man ausschließlich mit einem Freund. Hartmut hat offensichtlich sehr viele Kumpels, mit denen er sich unregelmäßig an verschiedenen Orten trifft; manche seiner Kumpels kennen sich auch untereinander, aber nicht alle. Hartmut hat einen sehr guten Freund, Kurt, den er schon 14 Jahre kennt; über ihn sagt Hartmut, »er tut alles für mich, und ich tu alles für ihn.« Fast ein ganzes Jahr haben sie auch zusammen gewohnt; jetzt ist sein Freund bei der Bundeswehr. Auch mit seiner Freundin könne er »über alles reden«, zugleich schränkt er aber ein, »ein Moidl (d.h. ein Mädchen) denkt halt da anders wie ein Junge, über alles denken die irgendwie anders, ich weiß auch nicht.« »Wenn ich jetzt zum Beispiel über einen schlecht denke – über einen Jungen oder ein Moidl und hör mir da die Meinung von meinem Freund an und von meiner Freundin, die denken da anders, mein Freund sagt zum Beispiel, »wenn er dir nicht paßt, dann hau ihm mal eine drauf, meine Freundin sagt, »gehst ihm aus dem Weg.« Hartmut ist zwar viel mit »Älteren« zusammen, aber mit Erwachsenen hat er praktisch keinen Kontakt.

Bis vor einem halben Jahr war Hartmut in einem »Motorradclub«, in den er mit 16 Jahren eingetreten ist. Vorher wollte er mit Kumpels selbst einen »Club« gründen, »das war dann nichts Genaues, dann haben wir die Moon Riders mal eingeladen, die haben gesagt, wir können bei ihnen mitmachen, die haben wir also damals noch groß verehrt, jeder hat ein Motorrad gehabt, keiner unter einer 750 Kubik, das hat mir schon gefallen.« Bei den Moon Riders ist auch sein älterer Bruder, aber Hartmut betont ausdrücklich, daß er den Kontakt zu den Moon Riders unabhängig von seinem Bruder hergestellt hat. In seiner Anfangszeit hatte der Motorradclub ein eigenes »Clubheim«, »das war so ein kleines Häuserl, das haben wir uns eingerichtet, da war alles drinnen, Video, alles, Automat, ein Bierautomat.« Hartmut und die anderen, die neu dazugekommen sind, mußten, damit sie auf den schweren Maschinen mitfahren durften, die Maschinen putzen und auch das Clubheim saubermachen. Sie haben sich im Clubheim fast jeden Tag getroffen; jeden Freitag war Sitzung. Auf den Sitzungen war es verboten, besoffen zu sein, auch durfte man nicht »zugeraucht« (d.h. unter Drogeneinfluß) sein. Wer das nicht befolgte oder auch wer seine »Clubjacke verlegt« hatte, der mußte eine Geldstrafe bezahlen oder bekam »Clubkeile«, was allerdings offensichtlich eher Spaßcharakter hatte. Jedes Mitglied mußte im Monat 3 DM Beitrag bezahlen; mit diesem Geld wurde auf Rallys gefahren oder Abzeichen gekauft. Hartmut ist nur auf Rallys in der Umgebung mitgefahren, für weitere Fahrten fehlte ihm »das richtige Kleingeld.« Die Moon Riders trafen sich jeden Tag im Clubheim, oftmals gingen sie auch ins Movie oder fuhren mit ihren Motorrädern zu ihrem Stamplatz im Freien, um dort ein »Festl« zu machen. Sie hatten auch eine Stammdiskothek, die später geschlossen wurde. In manche andere Diskotheken durften sie mit ihren Clubjacken nicht hinein. Als ihnen dann das Clubheim wegen Beschwerden aus der Nachbarschaft nicht mehr weitervermietet wurde, haben sie auch oft »Festl« in Buden von Mitgliedern gemacht. Mit 18 Jahren kaufte sich Hartmut selbst ein Motorrad, eine 750er Honda, mit der er dann einen Unfall hatte; jetzt hat er eine 500er Honda.

Hartmut ist wegen eines Mitglieds aus dem Club ausgetreten, »mit dem hab ich mich überhaupt nicht verstanden, wenn wir zusammen waren, haben wir nur gestritten.« »Am Anfang haben wir uns verstanden, also der ist von der Marine entlassen worden, er war vier Jahre bei der Marine – na ja, und dann hat er keine Wohnung gehabt, ich hab gesagt, er kann bei mir pennen, bis er eine Wohnung hat, dann hat er gepennt, und zu essen hat er auch von mir gekriegt, und dann sind wir abends weggegangen, und er hat mir halt dann immer ein Bier gezahlt, dann hat er seine Wohnung gekriegt, und dann fängt er auf einmal an, er kriegt 100 Mark von mir, weil er mir öfters eine Zeche freigehalten hat, das hat mir

dann gescheit gestunken, wie gesagt, das Zeug hat er mir weggefressen.« Er hat dann auf einer Sitzung vorgebracht, daß »ich mich mit dem nicht versteh und »entweder geht er oder ich«, na ja, und dann hat keiner was dazu gesagt, dann bin ich halt gegangen.« Hartmut hat es auch nicht gepaßt, daß die Neuen im Motorradclub nichts mehr tun müssen. Im nachhinein weiß Hartmut nicht, ob es richtig war, auszutreten. Obwohl Hartmut nicht mehr im Club ist, hat er mit den einzelnen Mitgliedern weiterhin Kontakt.

Zu seiner Zeit waren die Freundinnen der Mitglieder selbst nicht Mitglied. Dies hat sich mittlerweile geändert. »Also jetzt haben sie auch die Jacken an«, wodurch die Mitgliedschaft symbolisiert wird. »Vorher war also praktisch, ein Moidl, wenn dabei war, das war immer das Weib, verstehst, die hat halt nichts zu sagen gehabt, wenn sie was sagen wollt und das nicht hineingepaßt hat, dann hat sie halt gehen müssen, das war halt immer das schwächere Geschlecht.« Trotz dieser Gewährung des Mitgliedsstatus ist die Mitgliedschaft zumindest faktisch auch weiterhin an die Freundschaft gebunden.

Hartmut beschreibt sich selbst als »nicht der Kerl, der gleich hingehet, zunächst hinhaut und dann fragt.« Er sei keiner, der den Streit sucht, aber er läuft auch nicht davon. »Ich will nicht, daß ich da jetzt Streß habe mit irgend jemand (...), ich will mit jedem auskommen, und wenn das nicht geht, dann kann ich natürlich auch gemein werden.« Unter besonderen Umständen kann es schon vorkommen, daß Hartmut andere »anstreitet.« »Das kommt vielleicht im Jahr dreimal vor, heuer ist das mal vorgekommen, da hab ich mit meiner Freundin Streß gehabt, da war fast Schluß, kann man sagen, und dann hab ich ein bißchen zuviel () getrunken aus lauter Haß, dann bin ich so durchs Jugendheim durchgegangen, also ich war selber schuld, weil ich ihn angerempelt habe, und er hat gleich blöd daher geredet, dann hab ich ihn gleich gepackt und an die Wand hingedrückt und gefragt, was los ist.« Manchmal sei man gezwungen, sich durchzusetzen; man müsse den anderen zeigen, daß man sich nicht alles gefallen läßt.

Bei den Moon Riders sind unter den Mitgliedern öfter »Schlägereien« vorgekommen. »Der ist der Meinung, der ist der Meinung, dann der Rausch noch dazu, dann kommt so was vor.« Hartmut erzählt ein Beispiel: Der Präsident, Uwe und er sind vom Volksfest ins Clubheim gekommen, wo einige gerade Video geschaut haben. »Dann hat der Präsident gesagt, daß er Musik hören will, dann hat er zum Uwe gesagt, er soll den Video ausschalten, der schaltet ihn aus, dann ist der andere aufgestanden, hat dem Uwe gleich eine gegeben (Lachen), dann hat sich gleich der Präsi eingemischt, dann hats Streß gegeben, gscheiten.« »Streß« gab es auch mit anderen Clubs, vor allem mit einem Motorradclub aus der Nachbarstadt. Streitigkeiten zwischen einzelnen Mitgliedern aus beiden Clubs haben sich

zu einer Konfrontation zwischen beiden Clubs ausgeweitet. Eine Zeitlang haben sie sich auch gegenseitig die Clubjacken abgenommen. Das hat dann aufgehört, weil beide Clubs einen »absoluten Frieden« geschlossen haben. Bei diesen Auseinandersetzungen gibt es offensichtlich keine Grenzen. Es ist »alles erlaubt«, auch die Anwendung von Flaschen, Baseballschlägern oder Knüppeln. Fairer ist allerdings, meint Hartmut, der Kampf Mann gegen Mann, zumindest dann, wenn sie gleich stark sind. Aber ob die Kontrahenten einen fairen Kampf führen, bleibt ihnen überlassen. Allein das Ergebnis zählt, ausgenommen sind nur Extremfälle. Daß ein fairer Kampf mehr geschätzt wird, »kann man nicht (...) sagen, sagen wir mal, der hat Streß gehabt, dann ist das erledigt, klar, wenn sie ihn dann gleich krankenhausreif schlagen, dann wird der Club schon was unternehmen, aber so, wenn er ein blaues Auge hat, mei, dann hat er halt ein blaues Auge (Lachen).«

Nicht nur die Auseinandersetzung im Motorradclub bzw. mit anderen Motorradclubs, sondern auch, daß er selbst schon allerlei »Stückerl gebracht« hat, erzählt Hartmut mit einer Begeisterung, die deutlich macht, daß es sich hierbei um herausragende Ereignisse handelt. Ein Auszug aus dem Interviewprotokoll (I steht für den Interviewer):

»Ja mei, Polizei verarsch ich auch gerne.

I: Wie machst du das?

Na ja, letztthin zum Beispiel war ich auf der Kirchmauer rumgesessen, dann sind sie gekommen, und ich bin einfach weggerannt, dann sind sie mir nachgefahren, und dann habe ich mich versteckt.

I: Haben sie dich dann gefunden?

Nein.

I: Also die reagieren dann auch sofort drauf?

Hingeschaut und weggerannt (Lachen), genauso die Kripo, da bin ich mit meinem Kumpel heimgegangen, an der Würstelbude vorbei, und dann hab ich mich hinter die Würstelbude gestellt (), an der Türklinke festgehalten, und habens gemeint, ich will da einbrechen, und dann sind die gleich gekommen, haben die Pistolen durchgeladen und haben gefragt, was ich da mach, dann hab ich gsagt, »pinkeln«, dann haben sie gesagt, »stimmt nicht, wir haben sie gesehen, daß sie an die Türklinke hingelangt haben«, dann hab ich gesagt, »ihr habts sonst nichts zu tun als anderen Leuten beim Pinkeln zuzuschauen«, dann haben sie mich mit aufs Revier mitgenommen und ausgequetscht, na ja, ich hab die praktisch bloß verarscht.

I: Aber kann das nicht mal dumm ausgehen, so was?

Das kann schon dumm ausgehen, ich mein, ich bin nicht frech, daß ich z.B. zu einem Polizisten sage, »du bist ein Arschloch« oder so was, das mach ich nicht – ich red dann halt anders dumm daher, »Herr Uniformierter« oder so (Lachen), schon provoziert.

I: Und wie ist es dann ausgegangen?

Verhör und so, und dann haben sie gesagt, ich kann gehen, dann bin ich gleich nochmal an der Würstelbude vorbeigegangen (Lachen).

I: Das hättest du dir auch nicht gleich gedacht, oder?

Nein – da haben sie schon mal eingebrochen, das habe ich nicht gewußt.«

Hartmut hat seine Freundin, die 17 Jahre alt ist, vor einem Jahr im Jugendzentrum kennengelernt. »Ein Bekannter von ihr, der hat uns vorgestellt, na ja, und dann hat sie mich angeschaut, ich habe sie angeschaut, gefallen hat sie mir schon – na ja, dann so um zehn (Uhr), dann wollt ich heimgehen, hab Servus gesagt, dann hats (meine) Hand nicht mehr loslassen – eine Woche drauf haben wir uns wieder in der Disko gesehen, na und dann ist es halt losgegangen.« Hartmut ist sich nicht ganz sicher, ob er sie als *feste Freundin* bezeichnen soll. Er denke noch oft an ein anderes Mädchen, die er »verehrt (hat) wie eine Königin« und die mit ihm Schluß gemacht hat. »Ich bin mit dem Moidl zwei Jahre gegangen, und dann war es aus mit der, und seitdem will ich mich nicht mehr so richtig fest binden.« Er habe Angst vor einer erneuten Enttäuschung. Sich an ein Mädchen binden, darunter versteht Hartmut »man ist halt fast verheiratet, irgendwie ohne Ring.« Man sei jeden Tag zusammen, hat Spaß miteinander und hat sich gegenseitig gern. »Ich sehe meine Freundin fast jeden Tag, aber – ich weiß nicht, wie ich das erklären soll, wenn sie halt geht, dann geht sie halt, Pech gehabt, andere Mütter haben auch schöne Töchter.« Als einmal beinahe Schluß gewesen wäre, weil ein anderes Mädchen bei ihm übernachtet hat und er mit ihr »umeinandergeknutscht« hat, da hat er das Ganze – wie bereits oben erwähnt – offensichtlich nicht so leicht genommen.

Seine Freundin ist die meiste Zeit bei ihm. Sie möchte auch gerne bei ihm einziehen, er läßt sich das aber noch durch den Kopf gehen: »Mir gefällt es jetzt, wie es ist.« Am Freitag gehen sie meist ins Jugendheim und ab und zu ins Movie oder ins Titanic. Sie gehen offensichtlich nicht nur so zweit fort, sondern auch zusammen mit Kumpels, worunter Hartmut seine eigenen Kumpels versteht. Mit den früheren Freunden seiner Freundin, die Punks sind, versteht er sich nicht. Hartmut hat mit den Eltern seiner Freundin Kontakt und ist offensichtlich auch als Freund anerkannt. »Ich glaube, die können mich auch einigermaßen leiden, ich habe ihnen schon oft geholfen, beim Tapezieren, Gartenstühle streichen und so.«

Hartmut hat seine Freundin mal gefragt, »warum sie eigentlich mit mir geht, erstens hat sie gesagt, »weil du mir gefällt« und »zweitens, weil ich dich gern habe« (Lachen), und dann (...) habe ich gefragt, »warum gefalle ich dir«, dann hat sie gesagt, sie steht auf Leute, die Lederjacken haben, praktisch auf harte Burschen.« Als er seiner Freundin erzählte, daß er bei den Moon Riders ausgetreten ist, hat sie nur gesagt: »Du spinnst« – dann hab ich gesagt, »ich werde schon wissen, was ich tu.«

Hartmut bezeichnet sich selbst als »streng« in bezug auf das, was seine Freundin

tun darf, um die Beziehung nicht zu gefährden. »Also mich streßt es manchmal, wenn sie mit einem intensiver quatscht.« Ihm paßt es auch nicht, wenn sie allein weggeht und er nicht weiß, wohin sie geht, was er ihr aber nicht offen zeigt. In der vorangegangenen Beziehung, der er nach wie vor nachtrauert, sei er »furchtbar eifersüchtig« gewesen, »da hab ich schon mit einem Streß gehabt, nur weil er mit ihr getanzt hat.« Er darf, um die Beziehung nicht zu gefährden, nichts mit »anderen Moidl (...) haben«, zumindest darf es seine Freundin nicht wissen. Aus diesem Grunde wäre schon beinahe einmal Schluß gewesen. Hartmut meint zu der Reaktion seiner Freundin: »Ist ja klar, (...) es ist nicht schön, daß ich ihr weh tu.« Diese Einsicht steht aber im Widerstreit mit seinem Lebensanspruch: »Aber ich möchte mein Leben genießen.«

Ein festes Alter, ab wann man eine feste Freundschaft haben soll, kann Hartmut nicht nennen. »Ich finde, wenn man eine will, dann soll man sich eine suchen, und wenn man keine will, soll man es bleiben lassen.« Er selbst hatte seine erste Freundin mit 13 Jahren; sie war fünf Jahre älter. »Da haben wir gezeltet, na ja, da ist dann sie rein, dann haben wir so gequatscht, na ja – und ich weiß auch nicht, wie das dann war, es hat sich dann irgendwie so ergeben, wir haben da mit dem Zelt genächtigt, na ja, den Schluß kannst du dir dann denken.«

Hartmut ist der Auffassung, daß es Mädchen leichter haben als Jungen, zumindest in jungen Jahren. Später dann, wenn sie Kinder großziehen müssen, gilt das nicht mehr. Mädchen können nicht und müssen auch nicht so viel leisten wie Jungen. Ein Mädchen, das ständig säuft, würde er »links liegenlassen«, bei einem Jungen wäre das nicht der Fall. Er meint, ein Mädchen mit vielen Freundschaften wird »blöd angesehen«, ein Junge dagegen »verehrt«. Für ihn selber wären viele Freundschaften von einem Mädchen kein Hinderungsgrund, mit ihr eine Beziehung einzugehen. »Mit ist wurscht, wenn mich die anderen blöd anschauen, wenn ich mit ihr geh.« Wichtig ist ihm offensichtlich lediglich, daß das Mädchen ihm treu ist. Aber ein »schwaches Geschlecht« möchte er auf keinen Fall sein: »a Bua – man wird mehr respektiert.«

Von Zuhause ist Hartmut ausgezogen, weil er ein Zimmer mit seinem älteren Bruder hatte, der auf ihn keine Rücksicht genommen habe. »Ich habe gearbeitet, er ist arbeitslos, er ist abends heimgekommen, besser in der Früh um zwei oder so, Musik angemacht und so, und ich hab in der Früh um sechs wieder aufstehen müssen – das hat mir nicht gepaßt, so hab ich mich auch nicht verstanden, manchmal hab ich mich schon gut verstanden, aber – er hat einen Dickkopf und ich hab einen.« Sein großer Bruder, der 24 Jahre alt ist, sei »nicht gerade das beste Beispiel für einen kleineren Bruder (d.h. für ihn)«. Er arbeitet nicht und hat auch kein Interesse an Arbeit; er wohnt weiterhin zu Hause und lebt auf Kosten der

Mutter. Seit Hartmut ausgezogen ist, versteht er sich mit seinem Bruder »besser wie zuerst«. Er trifft ihn ab und zu im Jugendheim und im Movie. Der zweite Bruder ist »total das Gegenteil von uns, er ist mehr ein Spießer.« Er ist Berufssoldat und lebt mit seiner Freundin zusammen. Über seine vierzehnjährige Schwester sagt Hartmut: »Mit der kann man sich bloß verstehen – wer die mal kriegt, der hat Glück.«

Auch seine Mutter hat zu seiner Entscheidung, auszuziehen, beigetragen. »Das hat mir halt nicht gepaßt, daß sie (d.h. seine Mutter) sich so viel um mich kümmert.« Als er noch zu Hause wohnte, hat seine Mutter versucht, ihm Vorschriften zu machen, denen er sich aber widersetzt hat. »Wenn sie gesagt hat, um 12 bist du zu Hause, bin ich um eins heimgekommen – ich war mal mit 15 drei Tage weg, da hat sie nicht mehr gewußt, wo ich bin, hat alles abgelaufen.« Seit er in der eigenen Wohnung lebt, kommt es mit seiner Mutter nur noch selten zu Streit. Nur neulich, als seine Mutter erfahren hatte, daß er größere Schulden hat, gab es »Streß« mit ihr. Als er noch zu Hause wohnte, gab es öfters Streit. »Da hat ihr vieles nicht gepaßt, Musik zu laut und – das und das.« Er habe sie auch provoziert, »wenn sie gesagt hat ›leiser‹, habe ich lauter gemacht.« Seine Mutter hat dann »das Schreien angefangen, dann habe ich die Musik ausgemacht und bin fortgegangen und in einer Stunde wieder heimgekommen – dann war wieder eine Ruhe.« Eigentlich hatte seine Mutter »recht gehabt (.)«, wenn sie gesagt hat, ›dreh leiser‹ – aber wenn gerade ein gutes Lied dran ist, dann dreh ich nicht leiser, es gibt eine Musik, die kann man sich nur laut anhören.« Ob seine Mutter damit einverstanden war, daß er sich dem Motorradclub angeschlossen hat, weiß er nicht: »Ich weiß nicht, ob es ihr recht war, sie hat eigentlich nie was dazu gesagt – ich habe gesagt, ich bin jetzt beim Motorradclub, so ungefähr, ob es dir paßt oder nicht.« Von seinem Stiefvater hat sich Hartmut nie was sagen lassen, er hat ihn nie akzeptiert. »Ich habe mir immer gedacht, was will mir der sagen.« Hartmut kann sich nur an einen einzigen Streit mit seinem Stiefvater erinnern, er war damals 12 und hat laut Musik gespielt. Sein Stiefvater kam ins Zimmer und »hat sich ein wenig aufgeführt (...), ich hab ihm dann ein Matchbox-Auto nachgeworfen.« Sein Stiefvater hat ihn dann gepackt und wollte ihn schlagen, »ich hab nur die Hand (), hab gesagt, er soll aufhören, er hat mir nichts zum Vorschreiben.« Sie haben nur »das Nötigste« miteinander geredet, und er hat nur »ab und zu Spaß gehabt mit ihm – zu Silvester oder zu Weihnachten oder so, aber so.« Hartmut ist der Ansicht, ihm habe ein »richtiger Vater« gefehlt; ein Vater müsse seinen Sohn »zügeln«, daß er nicht tut, was er will; zugleich schränkt Hartmut aber ein, »obwohl ich das sowieso tun würde.« Wiederholt betont Hartmut, daß er sich von niemandem etwas vorschreiben lasse, daß er sich von niemandem in sein Leben »reinreden«

lasse. »Ich bin halt so, wie es mir gefällt – ich leb so, wie es mir gefällt, ich tu alles, was mir gefällt.«

Jetzt kommt Hartmut mit seiner Mutter »schon gut« aus. Er meint, seine Mutter würde auf jeden Fall zu ihm halten. Sie hält ihn auch schon für »ziemlich erwachsen«, seine Mutter möchte, daß ihre Kinder so schnell wie möglich alles lernen, was sie kann. »Wenn ich Kinder hätte, dann würde ich denen auch so schnell wie möglich alles beibringen, (...) daß sie es später mal nicht so schwer haben.« Was er so immer macht, weiß seine Mutter nicht. Sie fragt auch nur selten, sie hat »wenig Interesse daran«. Als er noch bei ihr wohnte, »da hat sie alles wissen wollen.« Hartmut bringt seiner Mutter seine Wäsche und kommt auf Wunsch seiner Mutter jeden Sonntag heim zum Mittagessen, bleibt aber immer nur kurz. Er findet es auch gut, daß er heimgehen kann und es nicht so ist wie bei anderen, die mit ihren Eltern »Riesenstreß« haben. Über Probleme kann Hartmut schon mit seiner Mutter reden, über Streß mit der Freundin, »wenn irgendwas mit der Wohnung nicht klappt«, oder über Geld. Offensichtlich unterstützt ihn seine Mutter auch häufiger finanziell. Über Drogen dagegen, die er durch seine Freundin kennengelernt hat, kann Hartmut mit seiner Mutter nicht reden.

Besonderen Wert legt seine Mutter darauf, daß er kein »Flegel« ist, daß er »gscheit angezogen« ist und daß seine Wohnung sauber ist. Seine Mutter sagt ihm auch immer, daß er sich eine Arbeit suchen solle. Ihr gefällt es, wenn er eine feste Freundin hat. »Ihr gefällt es nur nicht, wenn ich mehrere habe oder mal die, mal die, das gefällt ihr nicht – obwohl sie dagegen auch nichts machen kann.« Alle diese Vorstellungen seiner Mutter hält Hartmut für »spießig«, vor allem die über Kleidung, »weil ich ziehe mich sowieso an, wie es mir gefällt.« Auf Kleidung legt er keinen großen Wert: »Ich geh halt nicht nach der Mode, mir ist das wurscht.« Jeans, die er trägt, können ruhig kaputt sein und »ich renne auch eine Woche mit derselben Jeans umher.« »Ich zieh gerne Lederjacken an (...), ich habe z.B. sechs Paar Stiefel zu Hause, die ziehe ich im Sommer genauso an wie im Winter, das gehört einfach dazu, Jeans, Stiefeln und Lederjacken, das paßt gut zusammen.« Seine Ex-Freundin, »die wollte mich immer anders kleiden, als ich wirklich bin, die wollte, daß ich ein Sakko anziehe und so, gut, ich habs ein paarmal angehabt, dann hab ich es in die Ecke geschmissen, meine Lederjacke wieder vorgeholt, meine dreckige Jeans angezogen, die wollte mich verändern, das geht nicht.«

Hartmut hat zwei Lehren abgebrochen. Ein Vierteljahr lang hat er eine Malerlehre gemacht. Der Beruf hätte ihm schon gefallen, aber mit dem Gesellen kam er nicht aus, »der hat mich immer reingedrückt.« Anschließend machte er für ein dreiviertel Jahr eine Maurerlehre; diese Arbeit hat ihm nicht gefallen, sie war hart, immer das gleiche, und der Kontakt zu den Arbeitern war schlecht. »Da hat kei-

ner was Vernünftiges gesagt, da wirst du nur angeschrien, und du bist der letzte Depp.« Anschließend hat Hartmut als Isolierer gearbeitet, und zwar über ein Jahr als Hilfskraft. Im letzten Sommer hat er in einem Projekt des Jugendheims gearbeitet, das aus ABM-Mitteln finanziert wurde. Arbeitslose Jugendliche haben einen Zweiradparkplatz gebaut. Diese Arbeit hat ihm »total gefallen«, »da war das Verhältnis viel besser, in der Früh, wenn wir angefangen haben, haben wir erstmal Kaffee getrunken, dann die Arbeit angefangen.« Die Leute, die mitgearbeitet haben, waren »saugut«, »da hab ich mich direkt auf die Gesichter gefreut.« Seit dieses Projekt abgeschlossen ist, ist Hartmut wieder arbeitslos und bekommt Arbeitslosenhilfe. Manchmal findet er Aushilfstätigkeiten für ein paar Tage; zur Aufbesserung seiner Finanzen macht er auch »Geschäftl«, er kauft z.B. einen billigen gebrauchten Cassettenrecorder, richtet ihn her und verkauft ihn dann wieder. Er möchte jetzt einen Job zur Überbrückung der Zeit, bis er voraussichtlich in vier Monaten zur Bundeswehr kommt.

Im letzten Jahr ist er nur noch sehr unregelmäßig in die Berufsschule gegangen, weshalb er jetzt im Jugendzentrum Pflichtstunden ableisten muß. »Ich war in dem Jahr eigentlich höchstens acht- oder neunmal, mich hat das gelangweilt, ich habe nur reingehen müssen, damit ich meine Schulpflicht erfülle, ob ich jetzt schlafe oder sonst was mach, das hat den Lehrer gar nicht interessiert, ich habe reingehen können, schlafen und dann wieder heimgehen, das finde ich sinnlos, denn wenn ich arbeiten kann, dann arbeite ich lieber, ehe ich in die Schule gehe.« Solange er gelernt hat, ist er schon in die Berufsschule gegangen. »Wenn man den Beruf lernt, dann interessiert das einen.« Ohne Lehrstelle wird man einfach in eine Klasse gesteckt, in der was frei ist. »Da sitzt du drin, da mußt du zuhören, was der da waaft (d.h. abfällig für *erzählt*) und was dich null interessiert, und du von dem Thema keine Ahnung hast.« Trotz seiner negativen Erfahrungen ist Hartmut der Überzeugung, daß Arbeit sein muß. Arbeit sei »Alltagstrott, an den sich jeder gewöhnen muß, passen tut es wohl keinem.« Arbeiten muß man, damit man Geld hat.

Hartmut sieht sich selbst als »Zwischenstück« zwischen erwachsen und jugendlich; »so ganz Jugendlicher will ich nicht mehr sein, und erwachsen bin ich auch noch nicht ganz.« Jugendlicher ist man, so meint Hartmut, bis 17; Erwachsener geht los ab 30, wenn man einen festen Beruf hat, verheiratet ist und auch Kinder hat. Er möchte nicht erwachsen werden, sondern »ewig so bleiben«, nur mehr Geld haben. Erwachsene seien »spießig«, sie passen sich immer an. Er möchte das nicht, er möchte tun, was er will. »Ich möchte viel Spaß haben – Gaudi machen und mal über den Durst trinken«, das könne man als Erwachsener aber nicht mehr tun. Vereinzelt deutet er an, daß »die Gesellschaft« auch ihn in das ruhige Erwachsenenleben zwingen wird.

Hartmut möchte sich zur Bundeswehr verpflichten und dort eine Lehre nachholen. Genauere Vorstellungen hat er nicht, »leider kann ich es heutzutage nicht mehr aussuchen.« Seine Lebensziele sind ein »guter Job«, der »krisensicher« ist und in dem er »gutes Geld« verdient, und eine »gute Wohnung«. »Da muß halt alles in Ordnung sein, da möcht ich meinen Fernseher haben und mein Video vielleicht, und gut eingerichtet muß es sein, Bad und Dusche, gute Küche, einen Kühlschrank, der voll ist.« Als weitere Lebensziele nennt Hartmut »ein gutes Moidl«, ein »gutes Motorrad« und später vielleicht einmal den PKW-Führerschein. Hartmut ist der Ansicht, daß eine Lehre für sein späteres Leben wichtig sei. »Ich mein, eine Lehre ist immer gut, () Beruf, fürs spätere Leben, daß man was unternehmen kann, wenn du keinen Beruf hast, dann bist du halt – kein normaler Mensch, also du kommst halt nicht durch, das ist zwar von mir aus gesehen wieder spießig, daß man unbedingt eine Lehre braucht, aber ich sehe das so, ohne Lehre kein Geld, ohne Geld kein gutes Leben, ich seh das eigentlich nur vom Finanziellen her.«

Heiraten möchte Hartmut nicht. Er ist »total gegen das Heiraten, überhaupt finde ich das einen Schmarrn.« Er möchte nicht zum »Gewohnheitsmenschen«, zum »Alltagsmenschen« werden, sondern seine Unabhängigkeit behalten. »Ich brauche mindestens drei Tage in der Woche, an denen ich machen kann, was ich will, wozu ich Lust und Laune habe, »jetzt geh ich fort und sauf mir einen Rausch an«, das geht halt nicht, wenn ich verheiratet bin.« Heiraten sei etwas »für Leute, die Angst haben, die unbedingt die Bestätigung brauchen, daß sie zusammenbleiben – daß sie sich gerne haben.« Außerdem stören ihn die Kleidungszwänge bei der Heirat. »Ich möcht halt hingehen, wie ich bin, mit Lederjacke und Jeans, dann möchte ich heiraten und dann mit dem Motorrad wegfahren und nicht den Quatsch da mitmachen, Anzug und mords herrichten, das ist alles bloß Schau.« Mit einer Freundin zusammenleben, das kann sich Hartmut schon vorstellen, »weil da kann ich immer noch sagen, »ich gehe« oder »du gehst«, ohne daß es Schereien gibt.« Kinder möchte er später schon, »so zwei, drei«; auch Kinder wären für ihn kein Grund zum Heiraten. Das Leben seiner Mutter und seines Stiefvaters hat für ihn keinen Modellcharakter. Er möchte mal nicht »spießig« werden, wobei er sich nicht sicher ist, ob er es vermeiden kann: »Ich weiß nicht, ich glaub es nicht, da ist die Gesellschaft schuld, ich kann nicht hingehen mit kaputten Hosen und zu einem sagen, »ich brauch eine Wohnung«, das ist klar.«

Hartmut träumt gern. »Ich träume oft, ich liege in der Sonne, hab meine Freundin im Arm, und meine Traummaschine liegt da, und ich liege auf der faulen Haut – einfach, daß ich finanziell zufrieden bin.« Am schönsten wäre es gewesen, in der Zeit der Cowboys und Indianer zu leben, »das, was sie wollten, haben sie sich

geholt, wenn es nicht gegangen ist, dann mit Gewalt – heutzutage geht das nicht mehr, du kannst es dir zwar holen, aber dafür sperren sie dich ein.« Hartmut erzählt, daß er sich »viel zu viel« Gedanken mache. Er findet das schon gut, »aber manchmal da frusts mich halt auch«, dann »hock ich (..) da und bin fertig.« Er überlegt sich, »wie es weitergeht, das ganze Leben, der Scheiß-Staat, Scheiß-Arbeit, weil es keine gibt – wie es mit meiner Freundin weitergehen soll, was ich machen soll, wenn meine Mutter mal nicht mehr ist – und lauter so Sachen.«

In die Kirche geht Hartmut seit seiner Firmung nicht mehr; er hält von der Kirche überhaupt nichts. Er beklagt die Zwänge und daß alles nur Schau sei. Trotzdem glaubt er an »was Höheres (...), das uns führt.« In seinen Augen hat das Leben keinen Sinn. »Da wird man geboren, dann muß man in die Schule gehen, das heißt nicht, ob du willst, sondern du mußt in die Schule gehen, du mußt was lernen, damit du einen Beruf hast, dann mußt du in die Arbeit gehen, damit du Geld hast, daß du dir was leisten kannst, mei, und was hast du dann?, dann hast du was geleistet, gut, und dann mußt du sterben, was hast du davon gehabt?, du hast irgendwas gehabt, gut, was weiß ich, einen Mercedes, eine 500er (), einen Sinn sehe ich da keinen.« Er versucht, »das Beste draus (zu machen), sofern es geht.«

4.3. Theresa

Theresa ist 19 Jahre alt. Nach dem mittleren Schulabschluß machte sie eine Ausbildung als Verkäuferin. Im Anschluß an die Lehre war sie eineinhalb Jahre arbeitslos, seit kurzem arbeitet sie auf einer ABM-Stelle als Küchenhilfe in einem Altenheim. Sie wohnt bei ihren Eltern, ihre Mutter ist Hausfrau, ihr Vater kaufmännischer Angestellter. Ihre um sechs Jahre ältere Schwester ist verheiratet und lebt im Haus nebenan.

Nach der Arbeit und auch am Wochenende ist Theresa mit ihrer »Clique« zusammen. »Man kann sagen, es vergeht kein Tag, wo wir uns nicht treffen.« Die Abende unter der Woche sind fest verplant. Am Montag- und Dienstagabend sind sie in ihrem Stammlokal in einer benachbarten Stadt, am Mittwoch- und Donnerstagabend sind sie im Jugendtreff, in dem der größte Teil der »Clique«* – auch Theresa – aktiv mitarbeitet. Als sie noch arbeitslos war, ist Theresa mit anderen

* Da sich der Gebrauch des Begriffs »Clique« bei Theresa – im Gegensatz zu Jürgen und Konstanze – mit der Definition im Abschnitt 4.1. deckt, werde ich im folgenden auf Anführungszeichen verzichten.

anschließend oft noch in ihr Stammlokal gefahren, jetzt nicht mehr, da sie jeden Tag um fünf Uhr morgens aufstehen muß. In ihrem Stammlokal ist es billig, und »da können wir kickern, Billiard spielen, können auch lachen, und er (d.h. der Wirt) macht selber eine Gaudi mit, nicht wie in anderen Wirtschaften, »kommt, seid mal ruhig« oder so, »führt euch anständig auf.« Am Freitagabend gehen sie zunächst ins Jugendzentrum, anschließend fahren sie dann ins Titanic oder in eine andere Diskothek. Am Samstag und Sonntag trifft sich die Clique meist schon nachmittags, am Samstagabend wird auf alle Fälle »was unternommen«, was vorab vereinbart wird. Ein wichtiger Treffpunkt bei schönem Wetter ist der Park oder der Waldspielplatz. Manchmal gehen sie ins Kino oder – vor allem nachmittags – zu einem aus der Clique zum Videoschauen. Seitdem alle aus der Clique über 18 Jahre alt sind, den Führerschein und ein Auto haben, ist das Wegfahren kein Problem. »Da bleiben sogar die meisten Autos stehen, weil wir dann zusammen fahren, daß nicht so viel Autos fahren müssen, mal fahren die einen die Woche, und die nächste kommen dann die anderen dran, daß jeder mal mit dem Fahren dran kommt.«

Der Clique von Theresa gehören 12 bis 15 Jugendliche an, »also so ein Stamm von acht Leuten ist eigentlich immer beieinander.« Theresa ist seit eineinhalb Jahren in dieser Gruppe; die Clique selbst besteht schon länger, sie wurde von Jungen aus einem Stadtteil gegründet, die gemeinsam die Realschule besuchten. Nachdem bei Theresa eine zweijährige feste Freundschaft aus war, wurde sie im Jugendtreff aktiv. Über einen Bekannten von früher hat sie dort nach etwa einem halben Jahr Anschluß an die Clique gefunden. In der Gruppendiskussion wurde von Theresa und anderen Mitgliedern dieser Clique als entscheidendes Ereignis ein Zuhilfenkommen genannt, als ein Dritter Theresa Schläge angedroht hatte. Ihre Clique hat keine Clubjacken: »weil das (..) nur Angabe wär – weil da kommen sie daher mit ihren Jeansjacken und Ketterle rum, so wie Schläger, schaut her, wir sind da, wer bin ich und so.«

In dieser Clique ist derzeit außer Theresa nur ein weiteres Mädchen, das die Freundin eines Jungen aus der Clique ist. Während das andere Mädchen ausschließlich als Freundin akzeptiert wird, ist Theresa voll integriert. »Mich sehen die gar nicht so richtig als Moidl an, ich bin für die genauso ein Kumpel, als wäre ich ein Bub, ich versteh mich echt gut mit denen, ich komm auch gut mit denen aus.« Bei ihr wird auch angerufen, wenn kurzfristig etwas unternommen wird, was bei dem anderen Mädchen nicht der Fall ist. Theresa schließt nicht aus, daß ihre Anerkennung als Kumpel mit ihrer *Trinkfestigkeit* in Verbindung steht. »Da vertragen manche von der Clique nicht so viel wie ich, da sagen sie schon immer zu mir, also »schnell das Bier weg, die Theresa ist da«, so auf die Tour, aber das ist

dann auch wieder in Gaudi einbezogen, aber so, ich glaub, das macht auch viel mit aus, daß sie mich mit akzeptieren, manche, die sitzen dann nur da und sagen nichts oder sitzen an ihrem Cola, bringen nicht ›muh‹ oder ›mäh‹ raus, das ist bei mir das völlige Gegenteil.« In der Gruppendiskussion erzählte Theresa, daß die Mädchen beim Bruch der Freundschaft in aller Regel die Clique verlassen. »Meistens ist es so, (...) wenn jemand eine Freundin hat und es ist dann vorbei, (...) bleiben die Typen bei der Clique und Moidl macht etwas anderes.«

Therasas Beziehungen zu den einzelnen Cliquenmitgliedern weisen offensichtlich große Unterschiede auf. »Da sind zwei Stück (...) dabei, zu denen sag ich nur ›Servus‹, ich hab zwar auch mit denen meine Gaudi, aber daß ich mit denen über Probleme rede, (...) das ist mit denen nicht der Fall, auf keinen Fall.« Vier andere Jungen kann Theresa dagegen »ewig gut leiden«, zu denen hat sie eine »ganz intensive Beziehung«; sie kann mit ihnen offen reden, weil sie weiß, daß sie nichts weitererzählen. Trotzdem sind nicht diese vier Jungen ihre wichtigsten Gesprächspartner, sondern ihre Mutter und ihre Schwester. Überhaupt, meint Theresa, »man soll Schwierigkeiten nicht mit in die Clique bringen, was man daheim für Probleme hat.« Auch über *Beziehungsfragen* redet Theresa nicht mit Cliquenmitgliedern. Überhaupt scheint es unmöglich, in der Clique über Probleme zu reden, allenfalls ist das im Gespräch mit einem einzelnen Cliquenmitglied möglich.

Streitigkeiten in der Clique sind relativ selten. »Manchmal schon, das kommt aber überall vor, wenn es dem einen eben nicht paßt, wenn wir da und da hinfahren, und der will dann einen Streit anfangen, ›ja, net schon wieder, gehen wir mal dorthin, gehen wir halt mal wieder dorthin‹, ›nein, ich bleib heut da‹ und so, dann sagen wir, ›okay, wenn es dir nicht paßt, bleibst da, oder du fährst allein dorthin‹, weil aber doch immer der größte Teil zueinander halten tut, und der kommt dann schon am anderen Tag oder fährt am selben Abend wieder mit, aber so, daß es richtige Streitereien gibt, das ist eigentlich nicht der Fall, es gibt hie und da mal wieder ein wenig Krach oder so, aber das, das ist überall, sei es wegen Auto fahren, ›ich muß schon wieder fahren‹ oder ›nein, ich will heute auch was trinken, ja, ich hab letzte Woche nichts trinken können, weil ich hab fahren müssen, es ist meistens nur wegen so Kleinigkeiten, aber das ist dann eigentlich gleich wieder vorbei.« Wer heute fahren muß, ist eine wichtige Entscheidung für die Clique, da sie am Wochenende meist weitere Strecken fahren, und wer fährt, sollte möglichst keinen Alkohol trinken, was aber anscheinend nur wenige machen, oder wenigstens weniger trinken. Alkoholkonsum ist für das Cliquenleben überhaupt ein herausragender Bestandteil. Ein Auszug aus der Gruppendiskussion mit Jugendlichen dieser Clique:

Theresa: »Wenn wir im Park unten hocken, da gehts nur immer um ein Thema...

Ein Junge: Saufen...

Theresa: Kaufen wir eine Kiste (Lachen, Zustimmung), was willst du sonst machen, nur so da hocken?«

Offensichtlich ist Theresa in letzter Zeit häufiger mit dem Auto gefahren. Über den gestrigen Freitagabend erzählt sie: »Gestern abend, (...) das erste Mal wieder ohne Auto, dann hab ich gesagt, ›das Auto ist hin, heute ist mir alles wurscht, da prall ich mir die Birne zu.« Sie hat dann 11 Bier und drei Gespritze getrunken, »aber daß das jetzt jeden Tag die Regel ist, das ist nicht so, auf einem Festl oder so, dann schon.« Theresa raucht seit über fünf Jahren, sie habe angefangen, »weil es die anderen gemacht haben aus der Clique.« Gegen Drogen hat sie eine »totale Abneigung«, obwohl einige aus ihrer Clique Drogen nehmen.

In ihrem Stammlokal, im Jugendtreff, im Jugendheim und auch in Diskotheken kommen sie zwar mit anderen Cliquen zusammen, doch haben sie mit ihnen keine Probleme, weil sie »keinen Grund zum Streiten« geben. »Wir können hingehen, wo wir wollen, sei es auch in (Hinweis auf eine Diskothek) oder so, da sind ja auch immer so Cliquen beieinander, die sagen überhaupt nichts zu uns, wir dürfen keinen Grund zum Streiten, jetzt hingehen und anrempeln oder so, das darf man halt nicht, das ist klar.« Aber alles gefallen lassen sie sich auch nicht: »Im Jugendheim sind die, wir sagen immer, die Stiftenkopfbande, die Kleinen mit den kurzen Haaren, die sind mal hergegangen und haben von jedem das Bier gepackt und haben es ausgeschüttet und so, da sind die dann schon narrisch geworden, das ist auch klar, weil so was brauchen sie nicht machen.« Auch wenn sie mehr getrunken haben, fängt niemand aus ihrer Clique das »Streiten« an. »Wenn wir was trinken, dann lacht jeder über jeden, wie der da sitzt oder so, fast nicht mehr stehen kann, so in der Richtung, aber so, daß dann einer das Streiten anfängt, das kommt nicht vor.«

In ihrer Clique besteht ein starker Zusammenhalt. »Wenn wirklich was ist, dann halten wir alle zusammen.« Dies gilt nicht nur im Falle einer Bedrohung, gestern z.B. hat einer aus ihrer Clique Theresa in die Arbeit gefahren, weil ihr Auto kaputt ist. Auch während ihrer langen Arbeitslosigkeit hat Theresa durch ihre Clique eine große Unterstützung erfahren. »Die von der Clique haben mir ziemlich viel geholfen, da hab ich ziemlich viel Ablenkung gehabt.« Sie haben angerufen, »heute nachmittag treffen wir uns da und da«, und wenn ich dann gesagt habe, ›nein, ich hab keine Lust‹, dann haben sie gesagt, ›du kommst, sonst hockst du nur daheim und grübelst dauernd‹, die haben mich dann immer mit hingeschleift, dann hab ich nicht an das gedacht.«

Stark hebt Theresa hervor, daß ihre Clique weder Mitglieder anderer Cliquen

noch Erwachsene mit Absicht provoziert. Im Sommer sind sie, ausgestattet mit einem Kasten Bier, im Park, aber sie wollen nur ihren Spaß und legen es nicht darauf an, andere zu provozieren. »Da schauen viele Leute, aber da denken wir uns nichts dabei, weil wir haben unseren Spaß dran, und – was uns Spaß macht, das machen wir dann auch.« »Wir sagen höchstens, »gell, das paßt dir nicht, daß wir was zu trinken haben«, so da reden wir schon mal dumm dahin, aber auch nicht bei jedem, oder nur weil wir denken, der könnte blöd daher reden oder böse sein, da schauen wir uns die Leut schon näher an, wenn sie sich hinstellen, »wollen sie oder du auch ein Seidl (d.h. eine Flasche Bier)«, so in der Richtung.«

Die Clique ist für Theresa diejenige Sozialform, die ihr ein Maximum an Erlebnisfülle und Abwechslung bietet. Rückblickend auf ihre zweijährige feste Freundschaft, die mit 15 begann, meint sie, »ich hab mir meine schöne Zeit total versaut, kann man sagen, nur jeden Tag mit dem zusammen, wir sind zwar auch fortgegangen, aber die Abwechslung, das manchmal dorthin, mal dorthin gehen, mal mit denen, mal mit denen weggehen, das hab ich alles versäumt, kann man sagen, und vielleicht ist es das jetzt, daß ich noch keine feste Beziehung eingehen will oder daß ich jetzt keinen Freund haben will und ich mich in der Clique wohl fühle, weil ich das jetzt nachhol, das nehm ich fest an.« Eine feste Freundschaft hat offensichtlich unausweichlich eine gewisse Distanz von der Clique zur Folge. Theresa und ihr Freund hatten auch »Freunde und Bekannte« – es wurde im Gespräch nicht expliziert, ob es sich dabei um eine Clique handelte – aber die Häufigkeit der Kontakte und die Ereignisfülle war deutlich geringer. Dieser Freundeskreis war der ihres Freundes; durch die Freundschaft hatte Theresa frühere Kontakte zu Freundinnen, vor allem aus der Schule, völlig aufgegeben, was zur Folge hatte, daß sie, als die Freundschaft aus war, für längere Zeit alleine war. Theresa möchte jetzt »die Clique nicht wegen einem Freund aufgeben.« Sie ist auch – als sie schon bei der Clique war – »mit einem aus der Clique gegangen, das war nichts – da wollten wir nicht mehr soviel bei den anderen sein, dann haben wir wieder die Clique vernachlässigt und, lieber – einen guten Kumpel als einen schlechten Freund, sag ich mir, und, oder mehrere gute als einen schlechten, also das ist mir echt lieber.« Offensichtlich teilen die meisten Jungen aus der Clique auch diese Vorstellung, nur einer hat eine feste Freundin. Wenn sie weggehen, dann wollen die Jungen schon auch Mädchen kennenlernen, aber sie sind nicht nur darauf aus. »Also von den vieren, mit denen ich immer zusammen bin, die sagen nur, »wir brauchen keine Freundin«, also sie wollen es nicht, und die wollen die Clique nicht vernachlässigen, und sie sind jetzt noch jung, sie wollen erst mal richtig leben und dann erst mal eine Beziehung eingehen oder so.«

Trotz ihrer Beteuerungen, momentan wegen der Clique keinen festen Freund

zu wollen, gibt es dennoch einen Jungen, bei dem sie sich vorstellen könnte, daß mit ihm eine »feste Beziehung« entsteht. Es handelt sich dabei um den Bruder eines Jungen aus ihrer Clique. Um ihn zu treffen, geht sie ins Movie, ein Lokal, das von ihrer Clique eher abgelehnt wird. Als eine besondere Schwierigkeit zwischen beiden nennt Theresa ihre unterschiedliche Cliquenzugehörigkeit. »Ich (bin) mit der Clique zusammen, (...) und er ist auch in seiner Clique, weil er Wasserball spielt, er will die nicht verlassen, und ich will die anderen nicht verlassen – die Wasserballer, die sind halt – nicht eingebildet, aber unsere Clique, da sind wieder manche dabei, die können die Wasserballer nicht leiden, das ist bei den Wasserballern wiederum auch so, daß man sagt, »wir gehen zusammen«, das kommt nicht in Frage.« Die Clique der Wasserballer besteht nur aus Jungs; daß sie sich dieser Clique anschließt, steht auch entgegen, daß man dort »als Moidl nicht so akzeptiert« wird. Ob diese unterschiedliche Cliquenzugehörigkeit tatsächlich ausschlaggebend ist oder ob Theresa noch unsicher ist über das Interesse des Jungen an einer festen Beziehung, muß hier offen bleiben.

Eine feste Beziehung sollte für Theresa »nicht nur einen Tag oder eine Woche oder so, (sondern) schon auf was längeres« angelegt sein. Man muß nicht jeden Tag zusammen sein, sonst sei die Gefahr sehr groß, daß man sich bald »auf den Geist geht«; auch sei es für die Beziehung eine »Probe, wie es überhaupt ist, wenn man sich nicht jeden Tag sieht.« Auch wenn es zwischen Jungen und Mädchen keine »gravierenden Unterschiede« gibt, treten Jungen »immer selbstsicherer auf« als Mädchen. Unterschiede bestehen auch bei der Beurteilung wechselnder Freundschaften: »Wenn Buam dauernd jemand anderen haben, dann ist das mehr als üblich, das sehen manche als üblich an, bei den Moidl (...) da wird es dann gleich anders hingedreht, da wird gleich schlecht gedacht.«

Ab und zu kommt es schon vor, daß Theresa an einem Abend am Wochenende zu Hause bleibt, »wenn ich keine Lust hab zum Fortgehen.« Auch fährt sie mit ihren Eltern mal zu Verwandten, oder sie machen gemeinsam einen Ausflug. »Nicht, daß ich jetzt nur für die Clique da bin, das ist nicht der Fall, die sagen dann zwar schon, »ja, warum kommst du dann nicht«, dann sag ich, »ich geh mit meinen Eltern weg«, das verstehen sie dann schon, weil da sind mehrere dabei, die auch mal mit den Eltern wegfahren müssen oder von sich aus, weil sie eben die meiste Zeit nicht da sind.« Wenn sie zu Hause ist, hilft sie auch im Haushalt mit, »viel zwar nicht, weil ich nicht oft da bin.«

Mit ihren Eltern hat Theresa »echt keine Probleme (...), ich kann echt zufrieden sein.« Ihre Eltern haben ihr viele »Freiheiten« gelassen. Daß sie mal nicht weggehen durfte, hat es nie gegeben. Als sie noch nicht 16 Jahre alt war, durfte sie unter der Woche bis zehn Uhr und am Wochenende bis 11 Uhr weggehen. Mit 17 hat

es nur noch heißen, »komm nicht zu spät, um so eins, zwei hat sie (d.h. ihre Mutter) schon immer gelten lassen.« Wenn es dennoch später wurde, hat sie Bescheid gesagt. Auch hatte ihre Mutter nichts dagegen, daß sie schon früh einen festen Freund hatte. Ihre Eltern haben immer gesagt: »Lieber, wir wissen, daß du weggehst, als du machst es hintenrum, und wir wissen nicht, wo du bist, mit wem du zusammen bist.« Verbote seien zwecklos, »weil dann tu ich es ja erst recht.« Ihre Eltern akzeptieren auch, wenn sie sagt, »laßt mir heute meine Ruh, ich will heut niemand sehen.« Am nächsten Tag erzählt dann Theresa von sich aus, was los war. Ihre Eltern kennen auch die Mitglieder ihrer Clique. Zumindest ihre Mutter ist auch über ihre Aufenthaltsorte informiert, da sich diese für bestimmte Tage »eingebürgert« haben; wenn sie mal was anderes gemacht haben, dann erzählt Theresa, wo sie waren.

Theresa bezeichnet ihre Mutter als ihre »beste Freundin«. »Das kann ich wirklich sagen, ich red mit der über alles, se, ich hab mal Probleme mit der Clique oder – in der Arbeit oder sonst was, als erstes geh ich zu meiner Mutter, ich versteh mich mit meiner Mutter ewig gut.« Streit gibt es schon, »aber so richtiger Streit, daß ich einen Haß entwickeln würde, das ist nicht der Fall.« Die Beziehung zu ihrem Vater nennt Theresa im Gespräch »auch gut, aber nicht so intensiv«, und führt dies darauf zurück, daß sie mit ihm weniger häufig zusammen ist. In der Gruppendiskussion, Theresa war damals noch arbeitslos, berichtete sie von »Schwierigkeiten mit dem Vater«, er mache ihr heftige Vorwürfe, daß sie sich zu wenig um eine Arbeitsstelle kümmere. Mit dem Ende der Arbeitslosigkeit hat sich anscheinend auch ihr Verhältnis wieder normalisiert. Im Interview erwähnt Theresa aus dieser Zeit nur, daß ihre Eltern sie angehalten haben, sich eine Stelle zu suchen; vor allem aber hebt sie hervor, daß ihre Eltern sie finanziell unterstützt haben.

Theresa erzählt, daß ihre Eltern sie »nie als Kind« behandeln; daß sie kein Kind mehr ist, darauf »waren (sie) schon (...) eingestellt, als ich noch keine 18 war.« Sie ist voll und ganz damit zufrieden, wie sie erzogen wurde. »Ich bin nicht auf die schiefe Bahn geraten und bin auch nicht mords was eingebildet oder sonst was, sondern ich bin halt so, ich kann mich nicht anders vorstellen, daß da jetzt ich mords wer sein möchte, das will ich nicht und könnte mir auch nicht vorstellen, ich bin auf jeden Fall zufrieden, wie mich meine Eltern erzogen haben.« Ehrlichkeit und Vertrauen seien ihren Eltern besonders wichtig, wogegen sie auch nie verstoßen hat: »Also ich hab keinen Grund oder Anlaß gehabt und wüßte auch nicht, warum ich es machen sollte.« Für ihr gutes Verhältnis zu ihren Eltern gibt Theresa folgende Erklärung: »weil ich sie wirklich – auch versteh und an ihnen häng und nicht schlecht über sie rede, das mach ich nicht (...), und die wissen das

auch, und wenn mir was an ihnen nicht paßt, dann sag ich ihnen das.« Auch bei ihren eigenen Kindern würde Theresa »erziehungsmäßig auf jeden Fall das gleiche wie meine Eltern« machen.

Bei ihrer Schwester waren ihre Eltern noch »strenger«, was ihre Mutter auf die veränderte Zeit zurückführt. Ihre Schwester und deren Ehemann wohnen seit knapp vier Jahren im Haus nebenan, nachdem sie vorher außerhalb der Stadt lebten. Seither ist Theresa auch öfter bei ihrer Schwester, mit der sie sich »ewig gut« versteht. Theresa kennt auch die Bekannten von ihrer Schwester und ihrem Ehemann, die sie alle als erwachsen einstuft. Auch kennt sie die Bekannten ihrer Mutter und hat Kontakt zu Verwandten. Sie komme mit allen Erwachsenen gut aus, ist aber nicht allzu häufig mit ihnen zusammen.

Ihre Eltern haben es Theresa überlassen, ob sie auf eine weiterführende Schule gehen möchte und auch auf welche. Sie hat sich für die Wirtschaftsschule entschieden. Nach dem Abschluß der Schule hatte sie große Schwierigkeiten, eine Lehrstelle zu bekommen. »Ich hab mich schon (...) Ende der neunten Klasse beworben und nur Absagen bekommen, weil es schon so schwierig war, und was mir gefallen hätte, das wäre Kfz-Mechaniker oder Fernstechniker gewesen, und da hat man als Moidl totale Schwierigkeiten gehabt, und dann war mal in der Zeitung mit Schreinerei, das hätte mich auch interessiert, also nicht die wirklichen Mädchenberufe, die haben mich weniger interessiert, wie Friseurin oder so, das hätte mir nicht gefallen, mich hat eben was anderes interessiert, so im technischen Bereich sowieso, weil wenn daheim irgendwas war, das hab dann ich gemacht.« Am Ende war sie froh, überhaupt eine Lehrstelle zu bekommen; sie begann eine Verkäuferinnenlehre. »Mir hat das schon gefallen, weil ich mit Leuten Kontakt gehabt habe, aber mein Traumberuf war es nicht, also meine Vorstellung von einem Beruf.« Positiv hebt Theresa hervor, daß sie durch die zwei Lehrjahre ihre »Menschenkenntnis« verbessern konnte. Sofort nach Abschluß der Lehre hat Theresa von sich aus gekündigt, da sie mit den Verkäuferinnen im Geschäft nicht ausgekommen sei; vor allem eine 65jährige Verkäuferin hat ihr »das Leben zur Hölle gemacht.« Ihre Kleidung hat ihr nicht gepaßt, und alle Fehler, auch die von anderen Verkäuferinnen, wurden immer ihr angelastet. Theresa hat unter diesem schlechten Arbeitsklima stark gelitten; sie war beim Arzt wegen Nierenschmerzen, doch der meinte, »ich hab nichts, das sind die Nerven.« Zum Schluß wurde es so schlimm, daß ihre Mutter sie zur Arbeit bringen mußte. Mit dem »Chef« kam Theresa schon aus, aber der hat ihr auch nicht geholfen.

Zunächst bekam Theresa für ein dreiviertel Jahr Arbeitslosengeld, dann Arbeitslosenhilfe in Höhe von 60 Mark im Monat. Die lange Arbeitslosigkeit hat

Theresa stark belastet; ohne die Ablenkung durch die Clique und die finanzielle Unterstützung ihrer Eltern wäre diese Zeit noch schlimmer gewesen.

Seit einem Monat arbeitet Theresa auf einer ABM-Stelle als Küchenhilfe in einem Altenheim. In der Küche sind fast nur junge Kolleginnen, und auch der Chef ist noch jung. »Mit denen komm ich ewig gut aus, (...) freilich muß man seine Arbeit machen, aber es ist immer ein bißchen Gaudi dabei, es ist nicht alles so streng, halt alles lockerer im Verhältnis.« Die Arbeit in der Küche sei zwar abwechslungsreicher, »aber so vom Menschenkontakt her wär mir Verkäuferin doch irgendwie lieber.« Theresa hat jeden Tag 50 km Anfahrt zur Arbeitsstelle, »das ist schon eine Zumutung jeden Tag.«

Als Theresa noch zur Schule ging, drängte sie stark ins Berufsleben. »In der Schule hat man es nicht erwarten können, »Mensch, wenn ich arbeiten würde«, und dann, »Mensch – der Lehrer sagt es einem immer, »wartet nur, wenn ihr arbeiten werdet, dann sagt ihr, wäre ich doch lieber in der Schule«, das glaubt man nicht, aber es stimmt, irgendwo ist es schon so, also die erste Zeit auf alle Fälle.« In der Lehre hatte sie schon manchmal den Gedanken, »Mensch, gingst du doch noch auf die Schule«. Aber trotz allen Ärgers mit ihren Arbeitskolleginnen hatte sie nie die Absicht, ihre Lehre abzubrechen. In der Schule habe man mehr Freizeit, aber dafür bekomme man für die Arbeit Geld. Jetzt hat ein Schulbesuch für Theresa endgültig jeden Reiz verloren, was sie auf die lange Arbeitslosigkeit und vor allem auf das »viele Geld« zurückführt, das sie jetzt bekommt.

Ihren Kleidungsstil charakterisiert Theresa als »locker«; sie trägt Jeans, Turnschuhe und Sweatshirt oder Pulli. »Also richtig locker, hie und da überleg ich schon mal, was ziehst du heute wieder an, aber dann nehm ich mir einfach den, und dann ist die Sache vorbei – nicht, daß ich mich da drei-, viermal umziehe, das ist nicht der Fall.« »Mords Rüschenbluse oder so, so was hab ich gar nicht.« Auch die Wahl der Kleidung überlassen ihre Eltern ihr, wobei sie auch keine anderen Vorstellungen haben. Auch Theresa möchte immer »sauber« gekleidet sein. Durch die lange Arbeitslosigkeit »hab (ich) mich (...) dran gewöhnt, mich einzuschränken oder nicht das Teuerste zu nehmen, sondern lieber renn ich ein wenig rum und schau, wo es billiger ist.«

Theresa beschreibt sich als »kameradschaftlich, lustig, ich mach einiges mit – das ist nicht so, wenn jetzt Blödsinn gemacht wird, daß ich da nicht mitmache, mit mir kann man einiges anstellen.« Gegen Fremde »tu ich am Anfang ein wenig langsam, bis ich überhaupt rausgefunden hab, wie die Person wirklich ist.« Nach ihrer eigenen Einschätzung macht Theresa sich »wenig« Gedanken über sich selbst; nur selten im Bett überlegt sie sich, ob sie heute »was anderes machen (hätte) können«, ob sie zu zurückhaltend war oder schon zu weit gegangen sei.

Daß sie traurig oder deprimiert ist, komme »eigentlich nicht vor«. Auch träumt sie nicht vor sich hin. »Das einzige, was ich mach, ist, die Gedanken auf den Abend lenken, was wird heute abend sein, oder was kannst du heute abend machen oder wie könntest du es heute abend machen, das schon, aber so, daß ich direkt nur so vor mich hinträum, das ist nicht der Fall.« Anders möchte Theresa nicht sein, »ich fühl mich so wohl und bin auch ziemlich weit damit gekommen.« Theresa ist auch der felsenfesten Überzeugung, daß andere – ihre Eltern und auch ihre Clique – sie genau so sehen, wie sie ist.

Theresa sieht sich selbst als Jugendliche. Ich »fühl (...) mich noch nicht alt, als Erwachsener – und auch so, von meinen Interessen her hab ich überhaupt noch nicht die Interessen, wie zum Beispiel meine Schwester, die ist jetzt 25, da hab ich in keinsten Weise die Interessen wie die, die ist viel ruhiger geworden, die geht nicht mehr so oft fort, das hat jetzt aber nicht bloß damit zu tun, daß sie verheiratet ist – die sind auch eine Clique, da sind auch manche dabei, die sind nicht verheiratet, das hängt aber echt mit dem Alter zusammen, die gehen dann lieber in so ruhige Lokale oder in so – wie soll ich sagen – in so ein Pils-Pub da, da gefällt es uns wiederum weniger, weil eben nur Ältere drin sind, und ich fühl mich drin auch nicht wohl.« Von ihrer Clique möchte noch keiner erwachsen sein; sie alle möchten jetzt noch was unternehmen. Zum Erwachsensein gehört für Theresa ein bestimmtes Verhalten und eine bestimmte Einstellung: Erwachsene führen ein ruhiges, geregeltes Leben und denken an die Zukunft, während Jugendliche viel unternehmen und eher von heute auf morgen denken. Zum Erwachsensein gehört auch ein bestimmtes Alter; auch kleiden sich Erwachsene anders, sie kleiden sich eleganter und zeigen, daß sie erwachsen sind. Die meisten Erwachsenen, die Theresa kennt, wohnen nicht mehr zu Hause. Dagegen ist der Erwachsenenstatus nicht an Beruf und Ehe gebunden.

Fragen der Zukunft sind für Theresa momentan noch nicht aktuell. Sie möchte sich jetzt noch ausleben, aber sie weiß, daß diese Zeit befristet ist. Sie möchte auch erwachsen werden, nur nicht gleich. Hinsichtlich dessen, was sie in ihrem Leben erreichen will, meint Theresa: »Ich möchte nur, daß ich zufrieden bin mit meinem Leben, mit meiner Lebensart, erreichen, daß ich jetzt da voraussetz, wenn ich 30 bin, ein Haus haben muß, das nicht.« Ihre Berufsarbeit sieht Theresa lediglich als Übergang zur Familiengründung. Auch bei der Wahl ihres Arbeitsbereichs im Altenheim – Küche oder Station – hatte sie ihre zukünftige Familie im Blick: »Da hab ich gesagt, »in die Küche«, weil ich kann das auch für das spätere Leben wieder gebrauchen, weil das Kochen lern ich da oben ewig.« Theresa möchte heiraten und auch Kinder haben; »ich war daheim zu zweit, das möcht ich schon haben, vielleicht noch eins mehr.« Auf alle Fälle kein Einzelkind, ein

Einzelkind würde nicht so schnell selbständig. Mit einem Kind würde Theresa mit der Berufsarbeit aufhören. »Wenn man so zwei Kinder hat, dann hat man genug Arbeit daheim, Haushalt hat ein Haufen Arbeit.« Nur wenn es »geldmäßig« erforderlich wäre, kann sich Theresa vorstellen, daß sie später wieder berufstätig wird, aber erst, wenn die Kinder in die Schule gehen, und auch dann nur halbtags. Vor der Heirat möchte Theresa zunächst ohne Trauschein zusammenleben. Durch das Zusammenleben habe man die Möglichkeit, »sich erstmal richtig kennenzulernen«, und wenn man sich nicht versteht, sei die Trennung kein Problem. Heiraten würde sie vor allem »wegen den Kindern«, damit diese z.B. in der Schule keine Nachteile haben. Ihr späterer Ehemann sollte »dieselbe Einstellung« haben wie sie, zudem einen »gesicherten« Beruf und auch gut verdienen.

Von Zuhause ausziehen möchte Theresa erst, wenn sie mit einem festen Freund zusammenzieht. Momentan spielt sie mit diesem Gedanken überhaupt nicht. Sie müsse ihren Eltern kein »Kostgeld« zahlen, auch sagen ihre Eltern nicht, daß sie ausziehen solle. »Warum soll ich gehen, ich hab ein gutes Verhältnis zu ihnen, versteh mich ewig gut, krieg mein Zeug gemacht, kann heimkommen, wann ich will, hab keine Vorschriften, warum soll ich gehen.«

Theresa bezeichnet sich als »gläubig«. »Ich hab meinen Glauben, das braucht aber dann niemand sehen.« Sie geht nicht in die Kirche und betet auch nicht, »weil dadurch, das ist meine Meinung, kann man nichts erreichen, ob du jetzt beten tust oder nicht, (...) das ist dann so, wie es kommen muß, und da kann niemand was dran ändern, da kann man nichts ändern.« Ein jeder muß schauen, daß er sein Leben meistert, und dadurch hat das Leben auch Sinn. »Sagen wir mal so, du mußt dein Leben leben, weil du auf der Welt bist, und daraus das Beste machen oder es so machen, daß du wirklich Spaß am Leben hast, das kommt dann ganz auf dich alleine an, wenn du jetzt natürlich keine Lust hast zu leben, dann ist es klar, daß das Leben keinen Sinn hat.«

5. »Ich will das machen, was mir was bringt«

5.1. Grundmuster des subjektorientierten Handlungstypus

Subjektorientierte Jugendliche berichten einen massiven Konflikt zumindest mit einem Elternteil. Die häufigsten Konfliktthemen sind das Aussehen (Kleidung und Haare), das Weggehen, der Umgang mit Peers, die Schule und auch Wertfragen. Als zentraler Kritikpunkt wird von subjektorientierten Jugendlichen der Vorwurf geäußert, daß sie mit ihren Eltern bzw. mit einem Elternteil nicht reden können. Das Miteinander-reden-können erscheint für den subjektorientierten Handlungstypus als das zentrale Kriterium, das bei der Beurteilung der Eltern-Kind-Beziehung angelegt wird. Miteinander-reden-können meint nicht nur das Thematisieren subjektiver Probleme, sondern scheint immer auch den Austausch über Wertfragen miteinzuschließen. Dieser nicht stattfindende *Wert-Diskurs* läßt sich dabei nicht auf die Dimension eines bloßen Sprachproblems reduzieren, sondern ist Ausdruck kontroverser Wertvorstellungen, die in der Herkunftsfamilie aufeinanderstoßen. Als zentrale Werte ihrer Eltern werden von den subjektorientierten Jugendlichen vor allem *Konformität* und/oder *materielle Orientierung* aufgeführt. Für die Jugendlichen haben diese perzipierten elterlichen Wertvorstellungen nicht nur keine Gültigkeit, sondern verkörpern gleichsam die Gegenposition zu den eigenen Idealen. Freizeitaktivitäten mit ihren Eltern kommen bei den subjektorientierten Jugendlichen äußerst selten vor; überhaupt scheinen die Jugendlichen nur selten zu Hause zu sein. Diese Abkehr von ihren Eltern wird dabei vor allem mit dem massiven Familienkonflikt begründet. Der Familienkonflikt scheint auch eine relativ frühe räumliche Trennung vom Elternhaus zu fördern.

Subjektorientierte Jugendliche geben auch an, nur selten mit familienfremden Erwachsenen zusammenzusein. Dabei wird eine deutliche Unterscheidung gemacht: Es gibt *gewöhnliche* Erwachsene, d.h. solche Mitmenschen, die ihrem

Negativbild eines Erwachsenen entsprechen und zu denen der fehlende Kontakt nicht vermisst wird. Aber es gibt auch *andere* Erwachsene, mit denen es möglich und zudem interessant ist zu reden, die ähnliche Vorstellungen vom Leben haben. Zu Erwachsenen zweiter Kategorie ist eine hohe Kontaktbereitschaft erkennbar.

Die hohen Anforderungen an das Miteinander-reden-können werden in erster Linie von Peers erfüllt. Unter den Peers finden die Angehörigen dieses Handlungstypus *Gleichgesinnte*, mit denen es möglich ist, »gute Gespräche« zu führen, sich über »anspruchsvolle Themen« zu unterhalten. Mit Peers reden die Jugendlichen über sich selbst, ihre Gefühle, subjektive Probleme und über gegenkulturelle Vorstellungen. Das Miteinander-reden wird als zentraler Inhalt der Peer-Interaktionen herausgestellt. »Wirklich reden zu können« ist auch eine der Anforderungen, die erfüllt sein müssen, um jemanden als guten Freund/gute Freundin zu bezeichnen. Weiterhin wird von einer Freundschaft immer auch erwartet, daß ein *Werte-Minimal-Konsens* vorhanden ist, also daß er/sie die »gleiche Wellenlänge«, die »gleiche Meinung« habe bzw. daß beide »etwas gemeinsam haben«. Trotz der Zentralität des Miteinander-redens schließen die Peer-Interaktionen subjektorientierter Jugendlicher auch miteinander lustig sein, »Blödsinn machen« ein. Die Flip-Praxis dieses Handlungstypus hat einen unmittelbaren Bezug zu Mitmenschen: Mitmenschen sind nicht nur Objekte, sondern die Alltagsflips werden erst aus den Reaktionen anderer erkennbar bzw. heißt verrückte Sachen machen, Handlungen auszuführen, die andere für nicht »normal« halten.

Die typischen Peer-Konstellationen subjektorientierter Jugendlicher haben zunächst große Ähnlichkeit mit dem *Peer-Kreis* hedonistisch-orientierter Jugendlicher. Auch sie verkehren mit bestimmten Peers, wobei die jeweilige Zusammensetzung der Verkehrsform innerhalb eines relativ weiten Kreises von Peers wechseln kann und die Beziehungen von unterschiedlicher Intensität sind. Jedoch sind beim subjektorientierten Handlungstypus nicht mehrere *Peer-Kreise* vorhanden, die sich voneinander vehement abgrenzen, vielmehr gehören die Jugendlichen einem einzigen *großen Kreis* an, der zur begrifflichen Unterscheidung – verbunden mit einer Selbstkettierung durch die Jugendlichen – als *progressive Szene* bezeichnet werden soll. Die Anlaufpunkte der *progressiven Szene* sind Jugendzentren, Alternativkneipen sowie Diskotheken mit progressivem Musikangebot. Unter jüngeren Subjektorientierten kommen noch unabhängig von der progressiven Szene existierende Enklaven vor, die meist mehrere, in einer mehr oder weniger lockeren Verbindung stehende Peers umfassen, und auf Privaträume bzw. auf die *Halböffentlichkeit* von Jugendgruppen beschränkt sind. Es hat zumindest den Anschein, daß diese Enklaven nach und nach als Subeinheiten in die Szene integriert werden.

Heterosexuelle Erfahrungen machen subjektorientierte Jugendliche im Durchschnitt später als Jugendliche der beiden letztgenannten Handlungstypen. Es werden hohe Anforderungen an heterosexuelle Beziehungen gestellt: von einem Freund/einer Freundin wird erwartet, daß es möglich ist, miteinander zu reden, daß wechselseitig tiefe Gefühle vorhanden sind und daß beide *füreinander da sind*. Die heterosexuellen Freundschaften, die bei Angehörigen des subjektorientierten Handlungstypus vorhanden sind bzw. angestrebt werden, sind keine *Beziehungsspiele*, sondern der Freund/die Freundin ist vielmehr Lebenspartner/in der Gegenwart: sie sind häufig zusammen und beidseitig wichtigste/r Kommunikationspartner/in. Dennoch wird den heterosexuellen Beziehungen kein endgültiger Charakter zugeschrieben, vielmehr betonen subjektorientierte Jugendliche die Möglichkeit des Zerbrechens, und jede zerbrochene Beziehung wird als wichtige Erfahrung aufgefaßt.

Nicht nur bei der Beurteilung vieler Freundschaften, für subjektorientierte Jugendliche ist die Gleichheit der Geschlechter allgemein eine Selbstverständlichkeit. Gleichheit wird nicht nur als rechtliche Gleichstellung verstanden, vielmehr ist damit eine Angleichung der weiblichen und männlichen Geschlechtsidentität gemeint, die im Kleidungsstil und in Verhaltensweisen auch deutlich zum Ausdruck kommt: Jungen und Mädchen kleiden sich weitgehend gleich, Jungen dürfen und sollen auch *schwach* und Mädchen auch *stark* sein. Von den Jugendlichen wird kritisiert, daß das Gleichheitspostulat noch nicht in allen Bereichen verwirklicht ist.

Brüche in der Schulbiographie kommen beim subjektorientierten Handlungstypus – wie schon beim hedonistisch-orientierten – relativ häufig vor. Auch die subjektorientierten Jugendlichen übernehmen dafür selbst die Verantwortung: sie *erklären* die Schulprobleme durch ihre Faulheit bzw. durch ihr Desinteresse. Der weitere Schulbesuch wird in diesem Fall durch die Überzeugung begründet, daß die Schule ein wichtiger Freiraum sei, den sie sich länger bewahren wollen. In einigen Fällen steht bei subjektorientierten Jugendlichen einer Verlängerung der Schulzeit allerdings der Wunsch entgegen, möglichst schnell von Zuhause wegzukommen. Dennoch besteht bei subjektorientierten Jugendlichen zumindest die Chance für ein thematisches Interesse an der Schule. Die Jugendlichen haben Interesse an Lehrinhalten und arbeiten auch aktiv mit, wenn es ihnen gelingt, einen *Subjektbezug* herzustellen: sie erwarten von der Schule »geistige Anregungen«, möchten für sich etwas herausziehen und häufig Gelegenheit haben, mit Lehrkräften und Mitschüler/inne/n im Unterricht zu diskutieren. Subjektorientierte Jugendliche zeigen hohes Interesse an einer *persönlichen Beziehung* zu den Lehrkräften. Zu Mitschülern und Mitschülerinnen, ausgenommen sind *Gleichgesinnte*, wahren die Jugendlichen Distanz.

Im Selbstkonzept subjektorientierter Jugendlicher können folgende Konstanten festgestellt werden: (1) Die Jugendlichen legen großen Wert auf Authentizität und Spontaneität im Handeln. Die Jugendlichen sind bestrebt, so zu sein und so zu handeln, wie sie wirklich sind und wie sie wirklich fühlen. Spontanes Handeln wird bevorzugt: es sei diejenige Form, die ein Maximum an Echtheit gewährleistet. (2) Die Jugendlichen geben ein hohes Maß an Selbstreflexion zu erkennen und berichten Formen kreativer Praxis. Die Jugendlichen denken oft über sich nach, wobei dies einhergehen kann mit einer eher traurig-nachdenklichen oder mit einer eher fröhlich-unbeschwerten Grundhaltung. Die Jugendlichen schreiben Gedichte oder Tagebuch, um ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken. Überhaupt hat Kreativität für den subjektorientierten Handlungstypus einen hohen Stellenwert. Auch Musik hören steht oft in einem engen Zusammenhang mit Selbstreflexion: die Jugendlichen hören Musik, wenn sie allein sind, ohne etwas zu tun, sie denken dann nach und lassen ihre Gedanken durch die Musik treiben. (3) Die Jugendlichen definieren sich selbst in Beziehung zu anderen. In ihrer Selbstdarstellung nehmen die Jugendlichen häufig unmittelbar Bezug auf andere. Mit anderen zusammen zu sein, vor allem das Miteinander-reden, wird als zentral für die eigene Person herausgestellt. (4) Die Jugendlichen geben eine gegenkulturelle Orientierung zu erkennen, was eine Abkehr von einer rigiden Arbeitsmoral, Streben nach subjektiv sinnvoller Arbeit, gesellschaftskritisches Engagement, Kritik an gesellschaftlichen Konventionen und eine veränderte Einstellung zum Geld umfaßt. Subjektorientierte Jugendliche zeigen auch eine hohe Bereitschaft, zur Lösung von Umweltproblemen den eigenen Lebensstandard einzuschränken.

Modische Kleidung wird von subjektorientierten Jugendlichen vehement abgelehnt. Kennzeichnend für diesen Handlungstypus ist eine versuchte Individualisierung ihrer Kleidung: sie bevorzugen solche Kleidungsstücke, die nur sie anhaben. Die Jugendlichen tragen gerne »selbstgemachte Sachen«, wobei das Endprodukt keineswegs perfekt sein muß; auch wählen sie bevorzugt alte Kleidungsstücke, z.B. eine alte Jacke vom Vater oder alte Sachen vom Flohmarkt.

Erwachsenensein ist für subjektorientierte Jugendliche, zumindest weitgehend, eine negative Kategorie. Erwachsenensein bedeutet für sie stehenzubleiben, festgefahren zu sein, nichts mehr für sich tun zu können, in den Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt zu sein. Zumindest in diesem Sinne möchten die Jugendlichen nicht erwachsen werden; sie möchten versuchen, immer so zu bleiben, wie sie jetzt sind, bzw. so zu bleiben und sich zugleich positiv weiterzuentwickeln.

Der Lebensplan subjektorientierter Jugendlicher schließt die Gegenwart mit ein: sie möchten ein sinnerfülltes Leben verwirklichen, und zwar schon heute. Das Ideal eines sinnerfüllten Lebens hat einen Bezug auf Mitmenschen: die

Tabelle 4: Subjektorientierter Handlungstypus

Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt	Peers	Heterosexuelle Beziehungen	Schule	Selbstkonzept	Lebensplan
Existenz eines massiven Konflikts zu mindestens einem Elternteil	Zugehörigkeit zur lokalen progressiven Szene. Bei Jüngeren: auch Ausbildung szenenunabhängiger Erklaven	Hohe Anforderungen an eine heterosexuelle Beziehung	Schulprobleme aus eigener Verantwortung, zugleich Schule als wichtiger Freiraum	Sie legen großen Wert auf Authentizität und Spontaneität	Verwirklichung eines sinnerfüllten Lebens
Ablehnung der zentralen Wertvorstellungen (Konformität, materielle Orientierung) der Eltern	Miteinander-reden als zentraler Inhalt der Peer-Interaktion	Beziehungspartner/in als Lebenspartner/in der Gegenwart	Thematisches Interesse an Unterricht bei subjektbezogener	Sie geben ein hohes Maß an Selbstreflexion zu erkennen und berichten Formen kreativer Praxis	Berufswahl gegen ihre Eltern
Wenig Aktivitäten mit Eltern wegen massiven Familienkonflikt	Orte der Peer-Relationen: Altbarnhöfen, Jugendzentren und Diskotheken mit progressivem Musikangebot	Gleichheit der Geschlechter als kulturelle Selbstverständlichkeit	Interesse an persönlichen Beziehungen zu Lehrkräften	Sie definieren sich in Beziehung zu anderen	Etwas Sinnvolles tun und kreativ arbeiten als zentrale Motive der Berufswahl
Zwei Kategorien von Erwachsenen: unterschiedliche Kontaktbereitschaft	Flippraxis als Bezug auf Reaktionen anderer	Distanz zu Mitschüler/innen, ausgenommen Gleichgesinnte		Sie stellen sich als gegenkulturell orientiert dar	Heirat als umstrittener Fixpunkt
				Versuchte Individualisierung ihres Kleidungsstils	
				Erwachsenensein als Negativkategorie	

Jugendlichen möchten ein Leben mit und für andere führen. Bei den Mädchen scheint für ein sinnerfülltes Leben der Beruf eine hohe Relevanz zu haben. Dagegen hat der Beruf für subjektorientierte Jungen im Vergleich zu den männlichen Jugendlichen anderer Handlungstypen weniger Bedeutung. Der Sinn des Lebens ist auch für subjektorientierte Jugendliche ein wichtiges Thema, im Unterschied zum familienorientierten Handlungstypus wird aber ein Bezug zum Glauben nicht hergestellt. Subjektorientierte Jugendliche zeigen eine große Distanz zur Kirche als Institution. Damit ist aber Religiosität nicht ausgeschlossen, nur ist diese an die Form eines Sich-intensiv-Befassens mit Glaubensfragen gebunden und zielt vor allem auf eine Verwirklichung christlicher Prinzipien im Alltagsleben ab.

Subjektorientierte Jugendliche geben zu erkennen, daß sie ihre Berufswahl gegen die Vorstellungen, Wünsche und Pläne ihrer Eltern treffen. Die Jugendlichen möchten einen Beruf, in dem sie *etwas Sinnvolles* tun oder kreativ arbeiten können.

Während der Wunsch zu heiraten für drei der vier Handlungstypen eine Selbstverständlichkeit darstellt, ist das Heiraten als Fixpunkt im Lebenslauf bei den subjektorientierten Jugendlichen umstritten. Zumindest manche Jugendliche des subjektorientierten Handlungstypus können sich auch ein Zusammenleben ohne Trauschein zu zweit oder zu mehreren als dauerhafte Lebensform vorstellen.

Der subjektorientierte Handlungstypus ist offenbar im System sozialer Ungleichheit dem maskulin-orientierten Handlungstypus entgegengesetzt: Subjektorientierte Jugendliche weisen eine qualifiziertere Schulausbildung auf und stammen auch überwiegend aus Familien mit eher höherem Sozialstatus.

5.2. Yvonne

Yvonne ist 19 Jahre alt und hat im Sommer Abitur gemacht. Im Wintersemester wird sie mit dem Studium der Pädagogik in Regensburg beginnen. Momentan ist sie dabei, mit ihrem festen Freund, der das gleiche Fach studiert, in Regensburg zusammenzuziehen. Yvonne hat eine ein Jahr jüngere Schwester und einen Bruder, der in die Grundschule geht. Ihr Vater ist Angestellter bei der Stadt, und ihre Mutter arbeitet halbtags als Büroangestellte.

Yvonne ist stark im Jugendheim engagiert. Ab und zu kommt es vor, daß Yvonne nachts, wenn sie heimkommt, noch für eine längere Zeit mit ihrer Mutter »ratscht«. Noch »vor zwei Jahren ist überhaupt nichts gegangen, da hab ich

mich überhaupt kaum zu Hause blicken lassen, außer wenn ich mal zu Hause hab bleiben müssen.« Sie hatte »zu dieser Zeit ein ziemliches gespanntes Verhältnis« zu ihren Eltern, vor allem zu ihrem Vater, der sie bis 18 Jahre »ewig unter Druck gesetzt« hat. Die Haupteinschränkung war das Heimkommen. Zunächst durfte sie nur bis halb acht und einmal bis halb neun weg. Mit 16 Jahren ist Yvonne dann von Zuhause »ausgerissen«, aber schon am nächsten Tag wurde sie von der Polizei aufgegriffen und heimgebracht. Durch ihr Ausreißen hat sie erreicht, daß ihr Vater sie seitdem nicht mehr geschlagen hat, auch durfte sie von nun an – bis zu ihrem 18. Geburtstag – täglich bis 10 Uhr weggehen, und sie war auch nie eher daheim. »Der hat am Tag vor meinen 18. Geburtstag, am nächsten Tag bin ich 18 geworden, ist er, bin ich um 10 heimgekommen, da ist er mit der Uhr dort gestanden und hat gesagt, »es ist genau 10, hast aber Glück gehabt (Lachen), und so ist es halt die ganze Zeit gegangen.« Ihr Vater habe auch versucht, ihre Freundeskreise zu zerstören, indem er ihr den Umgang mit ihren Bekannten verbot. Yvonne bekam oft Hausarrest, einmal wegen eines schlechten Zeugnisses für ein halbes Jahr. An Feiertagen und besonderen Anlässen (Geburtstag usw.) wurde der Hausarrest aufgehoben; auch ihre Mutter hat ihr geholfen, indem sie ohne das Wissen ihres Mannes Yvonne nachmittags weggehen ließ. Yvonne kann über die Gründe ihres Vaters nur spekulieren: Wahrscheinlich hatte er Angst um sie, wobei Yvonne eingesteht, in der Zeit »war ich schon schlimm beinand, ja, bin ich oft einen ziemlich gefährlichen Weg gegangen, auch in bezug auf Drogen.« Letztlich sieht Yvonne die Gründe in der Person ihres Vaters. Mit ihrem Vater reden zu wollen, ist unmöglich; er habe auch die Verbote nie begründet. »Ich darf nicht, Diskussion zwecklos, warum, wieso, er läßt sich das von seiner Tochter nicht bieten, und das wars.« Auch ihre Mutter konnte ihr – abgesehen von gewissen Korrekturen – nicht helfen. »Also ich mein, gegen meinen Vater kommt niemand an, dann schlägt er halt zu, meine Mutter schon gar nicht, da ist sie nicht fest genug dazu.«

Überhaupt ist die Beziehung zwischen ihren Eltern stark konfliktbeladen. Ihr Vater kommt öfters betrunken nach Hause und beginnt zu streiten. Früher hat es ihr »ziemlich viel ausgemacht«, jetzt lasse sie es »halt an mir runterlaufen«; sie kam damit aber immer schon besser zurecht als ihre Schwester: »Wenn mein Vater und meine Mutter gestritten haben, dann bin ich halt im Bett gelegen und hab bloß gedacht, »du Arsch«, und sie hat dann geplärrt.« Yvonne hat mittlerweile auch eingesehen, daß sie ihrer Mutter in ihrer Beziehung nicht helfen kann.

Seitdem Yvonne 18 Jahre alt ist, haben sich die Konflikte mit ihrem Vater drastisch vermindert. Sie kann heimkommen, wann, und machen, was sie will. Ihr Vater hat Angst gehabt, vermutet Yvonne, daß sie ihre Drohung, mit 18 auszuzie-

hen, wahr mache. Daß es jetzt nur noch sporadisch zu Streit zwischen ihnen kommt, scheint auch an einer starken Reduzierung der Gelegenheiten zu liegen: »Ich merks da jetzt, wenn ich den ganzen Tag daheim bin, muß ich automatisch wieder streiten, weil dann fangen sie wieder das Streiten an, besser gesagt, der Vater hackt auf dem (Vorname ihres Bruders) rum (...), das kann ich halt auch wieder nicht hören, da schalt ich mich dann wieder ein, und dann fängt er mit mir wieder das Streiten an.« Weil Yvonne »die ganze Streiterei« »nervt«, vermeidet sie nach wie vor alle außerhäuslichen Aktivitäten mit ihren Eltern.

Auch mit ihrer Mutter gab und gibt es Konflikte, wenngleich in geringerem Ausmaß, und zwar wegen der Schule und wegen der Kleidung. Den Druck in punkto Schule hat ihre Mutter, anders als ihr Vater, »mehr nebensächlich und sanft ausgeübt, so »jetzt hast du schon wieder nichts für die Schule gemacht, du mußt doch lernen« und halt dann jeden Tag, das hat genauso gebohrt.« Ihre Mutter mag nicht, daß sie »vergammelt rumrennt«. Yvonne kann dies verstehen: »Irgendwie versteh ich das auch, ich mein, die ist in einer Zeit aufgewachsen, wo es unheimlich toll war, was Neues zu haben und was Schönes zu haben, und die Tochter, für die gilt das jetzt nicht mehr, das kann sie wahrscheinlich nicht ganz verstehen.« Meistens geht Yvonne mit dem außer Haus, was sie gerade an hat. Manchmal zieht sie sich, auf Wunsch ihrer Mutter, schon um. »Mein Gott, wenn ich saubere Klamotten – hab, worin ich mich wohl fühle, dann zieh ich halt die an, ich mein, ich bin ja nicht mehr so stur, früher war ich wesentlich sturer.« Vor allem könne sie in Regensburg sowieso anziehen, was sie will. Yvonne trägt gern Jeans, lange Röcke, alte Parkas oder Anoraks; sie mag fröhliche Farben, aber keine knallbunten, und weite Klamotten, die nur ihr gefallen müssen. »Mir ist das scheißwurscht, wie irgendwelche Leute über mich denken, wie ich angezogen bin.« Früher hätte sie ihren Kleidungsstil als »ausgeflippt« bezeichnet; jetzt ist es ihr nur noch wichtig, daß sie sich in den Sachen wohl fühle. Nur »zu brav« darf es nicht ausschauen.

Trotz dieser Konfliktstoffe kommt Yvonne mit ihrer Mutter – ganz im Unterschied zu ihrem Vater – »prima« aus. Sie reden miteinander, Yvonne erzählt, was im Jugendheim los war, aber über »tiefschürfende Probleme« würde sie mit ihrer Mutter nicht reden. Im Haushalt hat Yvonne eher wenig geholfen, bei diesen Arbeiten sei sie »recht faul«. Der Stadtwechsel nach Regensburg ist für Yvonne eine dauerhafte räumliche Trennung von ihren Eltern, aber sie möchte keinen völligen Bruch. Sie sei jetzt »nicht mehr so unter Druck« und außerdem: »ich mag meine Eltern, auch soviel Krach ich mit ihnen habe, und ich mein, ich hab das ja gemerkt, die ersten paarmal, wie ich aufs Wochenende in Regensburg war, ich mein, sie mögen mich auch, ja, wir kommen halt bloß ewig schwer zusammen.«

Mit ihrem kleinen Bruder kommt Yvonne »saugut« aus; sie könne ihm mehr sagen als ihre Mutter. Mit ihrer Schwester hat sie nicht gerade das »innigste Verhältnis«. Manchmal können sie gut reden, dann wieder ist sie »ziemlich launisch und mürrisch«. Daß sie gemeinsam mit ihrer Schwester etwas unternimmt, kommt nicht vor.

Ihrer Mutter ist vor allem wichtig eine »saubere Wohnung«, »saubere Kinder«, ihre Arbeit und Geld; Freundinnen hat sie keine. Ihr Vater ist gerne mit Freunden zusammen; am liebsten verbringt er seine Freizeit im Wohnwagen, der auf einem Campingplatz steht, oder mit seinen Aquarien. Yvonne möchte später nicht ein ähnliches Leben führen wie ihre Eltern. »Ich habe nicht die Zielsetzung, die meine Eltern haben, was Leben so, also jetzt auf Kinder ausgerichtet, das hab ich nicht, so brav – und bieder, (...) zum Beispiel meine Mutter, die eigentlich nichts hat als ihre Arbeit im Büro und dann wieder die Arbeit im Haushalt und dann da für die Kinder, abspülen und kochen und Wäsche waschen, nein, und wie mein Vater, der nichts anderes hat als seine Aquarien und stundenlang vor den stummen Fischen hockt.« Sie möchte nicht auf »so eine hübsche kleine Familie (machen) und außenrum ist nichts mehr.« Vor allem im Unterschied zu ihrer Mutter möchte Yvonne »schon mehr unter Leuten sein«. Vor allem hat für Yvonne Geld und Wohlstand einen viel geringeren Stellenwert. »Ohne Geld kommt man nicht aus, aber ich mein – ich seh halt bei meinen Eltern schon oft, daß es mit weniger Geld auch gehen würde.«

Im Jugendheim oder Jugendzentrum – Yvonne gebraucht beide Begriffe – ist Yvonne fast immer, wenn es offen ist und z.T. auch außerhalb den Öffnungszeiten. Wegen des Studiums in Regensburg muß Yvonne ihr Engagement reduzieren, was ihr schwerfällt, ganz möchte sie sich zumindest zunächst nicht zurückziehen. »Irgendwie möcht ich es schon, damit ich irgendwie mal aus dem Jugendheim weggomm, weil ich allmählich schon merke, daß ich da zu lange drin bin, und weil ich mal wieder was anderes machen möchte, aber andererseits möcht ich ja grad wegen dem Jugendheim nicht weg, weil ich ziemlich dran häng, weil ich die ganzen Leute unheimlich gern hab, die da drin sind.« Im Jugendheim »unterhält« sich Yvonne »mit Leuten« und ist mit »organisatorischen Sachen« befaßt; z.B. macht sie »Ausshank«, d.h. sie verkauft in der Cafeteria Getränke, verwaltet bei offenem Betrieb die Schlüssel (»Schlüsseldienst«) oder nimmt an Arbeitskreissitzungen teil. Dies alles ist für Yvonne nicht »Arbeit«, »ich komm halt mit Leuten zusammen, die ich gern hab, und das ist auch mein Vergnügen.« Yvonne zählt sich selbst zu den erfahrenen, verantwortungsbewußten Stützen des Jugendheims und wird von anderen auch so gesehen. Sie hat auch engen Kontakt mit den drei Hauptamtlichen; bei ihr können sich die Hauptamtlichen »aussprechen«, ihren »Frust ablassen«.

Yvonne erzählt, daß sie »sehr viele Leute kennt«. »Ich (war) eigentlich auch schon immer () mit vielen Leuten zusammen (..), mit vielen, wahnsinnig vielen Leuten.« Durch eine Schulfreundin ist Yvonne schon früh ins Movie, eine Alternativkneipe, gekommen. »Die (Vorname der Schulfreundin) eben hat einen Freund gehabt, der war älter als sie, und der war ziemlich viel im Movie, und durch den ist sie und durch sie dann praktisch auch ich ins Movie dann reingekommen, und dann haben wir halt die ganzen Leute so kennengelernt, und damals waren die halt für uns die großen Vorbilder, also mit ihrem Reden von einer besseren Welt und intellektuellen Geschwafel teilweise, ja aber damals hat uns das eigentlich imponiert.« In diesem Kreis hat Yvonne auch aktive Mitglieder des »alten« Jugendzentrums kennengelernt, selbst wurde sie aktiv, nachdem sie von Zuhause ausgerissen ist. Damals war das Jugendzentrum wegen umfangreicher Umbaumaßnahmen geschlossen, und ehemalige Aktive hatten für die Übergangszeit eine Gruppe gegründet, der sich Yvonne anschloß. »Das war – die (Gruppe) hat sich damals getroffen, weil die Leute (...) über die eigenen Probleme miteinander reden wollten und auch – versuchen wollten, zu Zärtlichkeiten fähig zu sein, also nicht bloß, das ist mein Freund und den lang ich an und sonst niemanden mehr – ja und wir haben so gruppenspezifische Spiele gemacht, (..) das ist teilweise ganz gut gelaufen, das war eine ziemlich feste Gruppe, wir haben uns eigentlich fast jeden Tag gesehen.« Diese »ziemlich feste Gruppe« war von kurzer Dauer; mit Eröffnung des Jugendheims hat sich die Gruppe in einen größeren Kreis verflüchtigt. Yvonne beklagt, durch das Jugendheim habe sie es »ziemlich abgebaut«, auf »fremde Leute zuzugehen«, »weil man da so automatisch Leute kennenlernt und nie in der Situation ist, fremde Leute kennenzulernen, sondern bloß – Leute, die man mal irgendwann gesehen hat, besser kennenlernt.«

Am häufigsten ist Yvonne mit Daniel, ihrem Freund, zusammen, mit dem sie jetzt seit eineinhalb Jahren befreundet ist. Als sie noch zur Schule ging und er in Regensburg studierte, war er nicht nur in den Semesterferien, sondern auch jedes Wochenende in ihrer gemeinsamen Heimatstadt. Wenn er in der Stadt ist, kommen sie in aller Regel gemeinsam ins Jugendheim und verlassen es auch wieder miteinander; sie sind gemeinsam anwesend, auch wenn sie meist mit anderen Freunden und Bekannten in Kontakt stehen. »Das Jugendzentrum, na ja überhaupt (..) Jugendarbeit« sei ihr gemeinsames »Hauptinteresse«. Engeren Kontakt haben sie zu einem Hauptamtlichen, zwei Mädchen und einem Paar, die beide im Jugendheim mitarbeiten, obwohl sie schon deutlich älter sind als die anderen Aktiven. Sie werden deshalb von Yvonne spaßhalber als »Berufsjugendliche« bezeichnet. Diesen engeren Freundeskreis haben sie sich gemeinsam aufgebaut,

wobei deutlich wird, daß die Initiative stärker von Yvonne ausgegangen ist. Eine beste Freundin hat Yvonne nicht.

In Regensburg möchte Yvonne die gemeinsamen Aktivitäten etwas abbauen. Sie verbindet damit auch eine pädagogische Absicht; sie möchte, »daß er selber eigene Aktivitäten macht, daß er so aktiv wird – auch teilweise einen eigenen Freundeskreis hat.« Auch möchte sie, daß er keine so große Angst mehr vor Leuten hat und lernt, selber Freundschaften zu schließen. Yvonne bestätigt auch direkt ihr erzieherisches Handeln: »Ich hab ihn bis jetzt ganz gut erzogen.« »Der hat früher ziemlich, ja (war) ziemlich unsicher – nicht so selbstsicher und ewig viel Scheiß gebaut auch in bezug auf Drogen und – wie er mit seinem eigenen Leben umgegangen ist, das hat er abgelegt.« Nicht nur an dieser Stelle wird deutlich, daß Yvonne in ihrer Beziehung der *starke Teil* ist.

Ihre Freundschaft begann auf einem Rosenmontagsball, obwohl sie sich aus dem Jugendzentrum schon länger kannten. Daniel kam auf diesen Faschingsball mit anderen aus dem Jugendheim, »Leute, mit denen ich eigentlich weniger zusammen war, und wir haben uns saugut verstanden, und dann bin ich am Daniel hängengeblieben, ich weiß nicht, wie das gegangen ist (Lachen).« Sie haben festgestellt, »daß wir uns furchtbar ineinander verliebt haben, (...) und wir müssen uns jetzt kennenlernen, wir haben uns ja überhaupt nicht gekannt, und dann war, drei Wochen lang sind wir jede Nacht im Auto gehockt und haben miteinander geredet bis in der Früh um halb fünf.« Das war kurz nach ihrem 18. Geburtstag, und Yvonne konnte so lange, wie sie wollte, wegbleiben. Sie haben sich »erstmal eben erzählt – was man selber möchte, wie man sich selber sieht – eigene Probleme aufgearbeitet, na ja, und was bis jetzt alles passiert ist bei einem.« In den ersten drei Wochen, da »bin ich (...) nur so durch die Gegend getanzt und hab gesungen, da hab ich beim besten Willen nichts mit der Schule im Kopf gehabt.« Yvonne hatte damals noch einen anderen festen Freund, der aber weiter weg lebte und den sie nur jedes zweite Wochenende traf. Das dauerte noch vier Wochen; sie mußte sich dann entscheiden, sie bekam »Druck« von ihrer Mutter und hat auch gemerkt, daß der Daniel das »nicht packt«. Ihren Eltern »paßt« ihr Freund »schon«; »die merken auch, daß er ein ewig guter, lieber Kerl ist.« Dagegen kommt Yvonne mit seiner Mutter nicht aus.

Bei einer festen Freundschaft kommt es nicht darauf an, »ob es um Sexuelles geht oder nicht, das ist wurscht, sondern daß es wichtig ist, daß man versucht, eine Zeitlang miteinander zu leben.« Eine Beziehung ist »mehr als bloß rum-schmusen.« Wichtig ist für eine Freundschaft auch, »daß jeder vom anderen so viel wie möglich weiß, ob das jetzt am Beginn der Freundschaft ist oder irgendwann anders, das kommt halt drauf an, wie weit der andere ist, ob der sofort

reden kann.« Daß man aber miteinander reden kann, ist für eine Freundschaft unerlässlich. Von Daniel konkret erwartet sich Yvonne, »daß er mir irgendwo Ruhe gibt, die mir also schon etwas abgeht – ja und Geborgenheit, daß ich mit ihm reden kann, über alles reden kann – ja und daß man einfach mal eine Zeitlang zusammenlebt, solange es gut geht, und daß man sich lieb hat.« Yvonne glaubt, ihr Freund schätzt an ihr besonders, daß er Vertrauen haben und sich aussprechen kann. Sie möchte mit Daniel zusammenbleiben, »so lange es halt geht.« Trotz der intensiven Beziehung, die sie leben, wird die Möglichkeit der Vergänglichkeit durchaus in Betracht gezogen. Ihr Zusammenziehen hat für sie auch keinen *Probecharakter*, ob sie zusammenpassen: »Das ist einfach eine Zeitlang zusammenleben, so lange es geht, ich mein, das ist – das Erfahren oder Kennenlernen eigentlich nicht mehr, ich mein, man lernt immer neue Seiten an einem Menschen kennen, weil ein Mensch verändert sich ja ständig, aber – das ist keine Probe, das ist, wir leben halt einfach zusammen.« Die Zweizimmerwohnung, die Daniel bislang alleine bewohnt hat, haben sie »so eingeteilt, daß halt jeder sein Zimmer hat, also es ist nicht so, daß wir Schlafzimmer und Wohnzimmer haben, das würde einen ankotzen.« Yvonne möchte ihren eigenen Bereich, »ja, ich mein, so total auf Ehepaar und happy family möchte ich nicht machen, so alt bin ich noch nicht, und so sicher ist auch für mich die Verbindung noch nicht – und selbst – wenn ich mit jemanden so fest zusammen bin, möchte ich trotzdem meinen eigenen Bereich haben, wo ich tun und lassen kann, was ich möchte (...), ich bin ja trotzdem ein eigener Mensch, auch wenn ich mit jemanden zusammen bin.«

Yvonne macht deutlich, daß sie in der Beziehung einen großen Freiheitsspielraum hat. Für Daniel wird es immer schwierig, wenn sie zu jemandem »zärtlich« ist; obwohl sie das gern ist, hat sie sich hier etwas eingeschränkt. Zu akzeptieren gelernt hat Daniel, daß sie sich »trotzdem in andere Leut verlieben kann.« Schluß wäre dann, wenn sich eine andere »festere Freundschaft rauskristallisieren würde.« Yvonne ihrerseits möchte Daniel »einen so großen Spielraum lassen, wie er irgendwie kann«; wobei sie sich nicht vorstellen kann, daß Daniel diesen Freiraum auch ausschöpft. Auf keinen Fall dürfte sich Daniel in Richtung ihres Vaters entwickeln.

Ihre erste feste Freundschaft hatte Yvonne mit 14 Jahren, die mit einer Unterbrechung über ein Jahr dauerte. Sie erwähnt außer der mit Daniel noch drei weitere feste Beziehungen. »Mir ist es bei Freundschaft nicht ums Prestige gegangen, sondern weil ich die Leut echt lieb gehabt habe, wahnsinnig lieb gehabt habe.« Ihre Freunde waren – was auch für Daniel zutrifft – immer deutlich älter als sie.

Zumindest für sich als Frau sieht Yvonne keine Benachteiligungen gegenüber

Männern; dagegen weist Yvonne darauf hin, daß Jungen Gefühle nicht offen zeigen können bzw. dürfen: »Zum Beispiel wenn ich die (weiblicher Vorname) umarme, scheidt sich kein Mensch drum, wenn jetzt der Daniel einen anderen Mann umarmt, dann schaut das schon ganz anders aus, genauso, dasselbe ist das mit dem Weinen, auch wenn viele sagen, sie sind aufgeklärt, aber ein Bub wenn zu weinen anfängt, da geht dann sofort die action los, was hat denn der, was ist denn los und, statt daß man ihm einfach mal seine Ruhe läßt.«

Verrückte Sachen zu machen, um aufzufallen, weist Yvonne von sich: »Was soll denn das, brauch ich nicht.« Das bloße Auffallen-wollen ist ihr zu einfach, da »muß schon mehr dahinter sein.« »Mehr Spaß macht es mir, in der Öffentlichkeit die Leute anzulachen (Lachen), aber so also, ich mein, ich schränke mich da jetzt nicht ewig ein, daß ich, wenn ich mal gut aufgelegt bin, nicht durch die Gegend hüpfte, weil ja die Leute schauen könnten, daß ich den Daniel nicht in den Arm nehme, wenn mir danach ist.« So kann es schon vorkommen, daß andere, ohne daß es ihre Absicht wäre, ihr Handeln als verrückt wahrnehmen.

Yvonne hatte starke Schulprobleme; immer nur knapp hat sie das Wiederholen einer Klasse verhindern können. »Ich war schon eine faule Sau, das muß ich zugeben.« Wegen den »ewigen Ängsten«, ob sie die Klasse noch schafft oder nicht, und dem ständigen Ärger mit ihren Eltern wegen der Schule habe ihr ihre eigene Faulheit »teilweise schon gestunken«. »Das hätt es nicht unbedingt gebraucht, wenn ich mich ein bißchen dahintergesetzt hätt, andererseits waren für mich damals in der Zeit andere Sachen wichtiger.« Um von Zuhause wegzukommen, wollte Yvonne eigentlich nach der zehnten Klasse mit der Schule aufhören. Sie machte trotzdem weiter, weil »der Freiraum, den man durch die Schule oder durch Studium hat, ewig wichtig ist für einen selber, daß man Zeit für sich selber hat, daß man nicht in den Trott reinkommt.«

Yvonne hat auch – stundenweise oder auch für den ganzen Tag – häufiger die Schule ausfallen lassen. Als sie noch jünger war, versuchte sie dadurch, die Reglementierung ihres Vater beim abendlichen Weggehen zu kompensieren; unabhängig davon nennt sie noch einen weiteren Grund: »weils mir oft wichtiger war, (...) mit irgendwelchen Leuten zu reden als in der Schule drinzuhocken und mir irgendwas über Latein anzuhören, das hat mich nicht interessiert.« Dennoch habe ihr die Schule durchaus auch »geistige Anregungen gegeben«. »Ich wäre zum Beispiel ohne Schule nie an den (E.T.A.) Hoffmann gekommen, ich hätte wahrscheinlich nie etwas drüber gelesen (Lachen), (...) ich mein, das gibt einem schon Anregungen, die einfach weiter hinausgehen als bloß die Schule, wo man bloß auswendig lernt, ich mein, das war das einzige, wo ich mit der Schule was anfangen konnte, wens über das Lernen hinausgegangen ist, wo man echt was rauszie-

hen konnt.« Vor allem in der Abschlußklasse hat sie selbst gemerkt, »daß ich mich, wenn mich Sachen interessieren, ganz schön reinhängen kann, daß ich dann halt auch Einsatz bringen kann.«

Mit fast allen Lehrern ist Yvonne gut ausgekommen. Es hat ihr »gestunken«, wenn junge Lehrer »systematisch fertiggemacht« wurden; sie hat dann auch versucht, mit ihren Mitschülerinnen darüber zu reden. Yvonne war daran gelegen, eine »persönliche Beziehung zum Lehrer zu haben«, sie hat sich deshalb vor allem in den letzten Jahren immer möglichst weit vorne hingestellt, außer in den Fächern, an denen sie kein Interesse hatte. Offensichtlich war es ihr immer wichtiger, mit den Lehrern zu diskutieren als den Unterricht zu stören.

Dagegen ist Yvonne mit ihren Mitschülerinnen nicht besonders gut zurecht gekommen. In dem Mädchengymnasium, das sie besuchte, hatte Yvonne nie eine »so richtige Freundschaft«. »Ich mein, gerade mit 12 fängst du dann an, daß du dich mal für das männliche Geschlecht interessierst, und dann findet man in der Mädchenschule halt niemanden, und dann baust du halt automatisch deinen Bekanntenkreis woanders auf, außerhalb von der Schule.« Mit einem Mädchen ist sie zwar immer zusammengesessen, sie haben auch immer zusammengehalten, aber außerhalb der Schule hatten sie relativ wenig Kontakt. Lediglich den Anschluß an den Kreis um das Movie hat Yvonne durch dieses Mädchen gefunden, aber ziemlich schnell waren dann Jungen aus dem Kreis ihre wichtigeren Bezugspersonen. Ab der zehnten Klasse hatte Yvonne – vielleicht mit Ausnahme ihrer Banknachbarin – auch andere Interessen als ihre Mitschülerinnen. »Ich hab halt dauernd versucht, irgendwie die Schüler für Politik zu interessieren, nicht einmal für Parteipolitik, sondern Politik im großen Allgemeinen – und ja, und ans Weltverbessern wollte ich sie gewöhnen, und ich mein, das haben sie irgendwie nicht gepackt (Lachen).« Auch war sie in ihrer Klasse lange Zeit »die einzige Raucherin«. In der Kollegstufe habe sich ihre Beziehung zu Mitschülerinnen verbessert; sie sei nun auch mit »neuen Leuten« zusammengekommen, die stärker ihre Interessen hatten.

Yvonne sieht sich als Jugendliche, obwohl sie sich im Jugendheim schon manchmal alt vorkommt. Sie habe mehr Erfahrungen und auch ein größeres »Gesichtsfeld« als die Jüngeren. »Wenn du dir jetzt einen 14jährigen anschaut, die haben hauptsächlich Interesse, wie komm ich an den ran oder an den ran, nicht alle, ja, aber viele, ich hoffe, daß mein Gesichtsfeld ein wenig weitergeht.« Sie wird von anderen Besucher/inne/n des Jugendheims auch als Jugendliche wahrgenommen. Dies zeige sich in den Umgangsformen, »daß sie zu mir genauso reden wie zu jedem anderen auch.« Für Yvonne sind mit Erwachsensein negativ besetzte Vorstellungen verknüpft: »Ich mein, für mich hat das Wort Erwachsener einen

komischen Nachgeschmack, weil das so mit meinen Eltern zusammenhängt – erwachsen heißt für mich immer stehen bleiben in der Entwicklung.« In diesem Sinne möchte sie nicht erwachsen werden, »ich möchte einfach mich immer weiterentwickeln, irgendwie weise, oder mehr Erfahrung haben, ich möchte lernen, aber nie mit einem bestimmten Ziel irgend etwas zu werden, sondern irgendwie mein Leben lang – mich auch ständig verändern – also möglichst positiv.« Im Unterschied zu den Erwachsenen kann sie sich verändern, auch ist ihre »äußere Umgebung« nicht »festgefahren«. Das Erwachsenwerden in dem angesprochenen negativen Sinn wird für Yvonne durch einen festen Beruf bewirkt, vor allem dann, wenn Berufsarbeit auf bloßes Geldverdienen reduziert wird. Um selbst in keinen »Trott« zu kommen, möchte sie darauf achten, auch wenn sie im Beruf ist, daß es »noch andere Sachen gibt, die wichtig sind, außer eben das Geldverdienen, ja – indem man sich selber immer (wichtig ist) und auch andere Leut wichtig sind.« Wenngleich es nicht leicht sei, Erwachsenwerden zu vermeiden, sei es doch möglich: »ich kenn (...) recht jugendliche alte Leute.« Mit Erwachsenen, zumindest so wie sie diesen Begriff versteht, ist Yvonne fast nie zusammen, höchstens einmal über ihre Eltern. Die Hauptamtlichen im Jugendheim und auch das befreundete Paar, die alle deutlich älter sind, werden nicht als Erwachsene aufgefaßt. Bei Zugfahrten sei es ihr schon häufiger passiert, daß sie mit Mitreisenden in ein intensives Gespräch gekommen ist, auch dabei handelte es sich offensichtlich nicht um *festgefabrene Erwachsene*.

Yvonne ist nicht bereit, Ärger zu unterdrücken; »ein kräftiges oder ein sauberes, klares Wort« sei besser als »durch die Gegend schleimen«. »Also wenn ich einen Grant hab, dann muß ich den rauslassen, und wenn der draußen ist, dann paßt's wieder.« Manchmal kommt es schon vor, daß sie einen zu »aggressiven Ton drauf« hat, aber dann geht sie im nachhinein zu dem Betroffenen und erklärt, wie sie es gemeint hat. Den Drogenkonsum hat Yvonne weitgehend eingeschränkt; sie hat nichts dagegen, ausnahmsweise mal zuviel Alkohol zu trinken, nur darf es nicht die Regel werden.

Yvonne weist mehrfach darauf hin, daß sie sich in den letzten Jahren verändert hat. Nicht nur in ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter sei sie nicht mehr so stur, auch ihre Einstellung zur Arbeit habe sich modifiziert: Arbeit, nur um Geld zu verdienen, lehne sie zwar weiterhin ab, aber für eine »sinnvolle« Arbeit ist sie in hohem Maße bereit, sich zu engagieren. Verändert haben sich auch die Inhalte ihrer Gespräche: Mit 16 Jahren ging es häufig, wie sie es rückblickend nennt, um »Weltverbesserungsideen«, jetzt dagegen stehen »persönliche Gespräche« im Vordergrund. Yvonne bringt diese Veränderungen vor allem mit den »praktischen Erfahrungen« in Verbindung, die sie durch das Jugendzentrum sammeln konnte.

Sie habe erkannt, daß es nicht ausreicht, die Welt verbessern zu wollen, sondern es ist notwendig, beim einzelnen Menschen, und auch bei sich selbst, anzufangen.

Yvonne möchte versuchen, in bezug auf andere besser zu werden, mehr Geduld zu haben und stärker auf sie zuzugehen. Über eine längere Zeit hat Yvonne Tagebuch geschrieben, »da hab ich (...) am besten an mir arbeiten können.« Über sich denkt Yvonne nach, wenn sie mit sich unzufrieden ist; sie überlegt sich dann, was sie verkehrt gemacht habe, was sie hätte besser machen können oder was sie hätte sagen sollen. »Mit Leidenschaft« träumt sie vor sich hin, »sonst würde ich nicht (E.T.A.) Hoffmann lesen.« Überhaupt liest Yvonne viel und gerne; als weiteren Lesestoff nennt sie »Herr der Ringe«, »Momo« und »Die unendliche Geschichte«. Auch malt Yvonne und töpft. Sie sei ein »recht fröhlicher Mensch«, daß sie betrübt oder niedergeschlagen ist, sei selten der Fall. »Ich mein, ich hab ziemlich gelernt, mich über kleine Sachen genauso zu freuen und immer wieder zu freuen, ich mein, das ist -- hängt auch, daß ich den Streß mit meinen Eltern gehabt habe, das ist halt dadurch gekommen, ich meine, ich war halt traurig, da bin ich im Wald spazierengegangen, und hab ich das und das gesehen, dann ist es mir wieder gut gegangen, so gehts mir heute auch noch, dann grinst mich der an und der an, dann paßts wieder.«

Anderen Menschen zu helfen, sie glücklich zu machen, ist Yvonne sehr wichtig. Ihrem Freund hat sie geholfen und möchte ihm noch mehr helfen. Es störte Yvonne auch nicht, daß eine Ex-Freundin von ihr, die »ewig viel Probleme« hatte, fast durchgehend von sich erzählte. Überhaupt sei sie für viele, die Probleme haben, die Ansprechpartnerin. Für ihre eigenen Probleme sucht Yvonne dagegen weniger das Gespräch; durch die Schwierigkeiten in ihrem Elternhaus habe sie gelernt, mit Problemen selbst fertig zu werden.

Auch die Lebensziele von Yvonne weisen einen starken Bezug auf Mitmenschen auf; sie möchte »Menschen glücklich machen« und ihnen »Freude bringen«; auch möchte sie »einigermaßen ausgeglichen« sein, weiterhin »ein fröhlicher Mensch« sein und sich über Kleinigkeiten freuen können. Der Sinn des Lebens besteht für Yvonne darin, andere glücklich zu machen. »Ich mein eigentlich, was willst du mehr als einen Menschen eine halbe Stunde in seinem Leben glücklich machen – dann hast du doch eigentlich ewig viel erreicht, und irgendwie ist das auch mein Sinn des Lebens, ja, die Menschen um mich rum, wo es geht, froh zu machen, glücklich zu machen.« In ihrem Glauben ist Yvonne unsicher; sie schwanke zwischen »Glauben an Gott und bloß einfach ein guter Mensch zu sein.« Früher war sie eine Zeitlang »ewig christlich« und auch in der Kirchenjugend aktiv; sie habe sich dann zurückgezogen, wegen »dem Getue der Kirchenweiber«, »dem Getue von meinen lieben Religionslehrern«. Yvonne kritisiert

zwar die Kirche, aber: »Die story mit der Nächstenliebe ist echt nicht schlecht.« Auch wenn Leben und Glauben in Verbindung stehen, sei es wichtig zu erkennen, daß man für das Leben selbst verantwortlich ist. Sie möchte andere Menschen glücklich machen von sich aus, nicht weil es der Glaube verlangt. »Ich mach das, weil ich das möchte, und ob das gefordert wird, ist mir wurscht, ich mein, daß das das ist, was eigentlich in dem Glauben verlangt wird, ist schön, das freut mich auch, aber das ist trotzdem meine eigene Entscheidung.« »Ich möchte es von mir aus machen, ganz bewußt von mir aus, nicht, weil das irgend jemand irgendwann einmal gesagt hat, daß mans machen soll.«

Ihre Lebensziele und ihr Berufswunsch sind untrennbar miteinander verbunden. »Ich möchte einen Beruf ergreifen, der irgendwo was mit meinen Lebenszielen zu tun hat, ich möchte nicht bloß einen Beruf ergreifen, um Geld zu verdienen.« »Ich wollte schon immer, solange ich mir eigentlich über meine Zukunft Gedanken gemacht habe, irgendwas mit Leuten machen in meinem Beruf oder in meinem Leben.«

Im Vorfeld ihrer Studienwahl hat Yvonne Praktika in einem Altersheim und Krankenhaus gemacht. Dadurch wurde ihr klar, daß ihr Krankenschwester oder auch Erzieherin zu werden nicht ausreicht, weil aufgrund der anfallenden praktischen Arbeiten keine Zeit zum Reden bleibt. »Ich glaube, meine Stärke liegt halt echt (...) dabei, mit den Leuten zu reden.« Am liebsten hätte sie Sozialpädagogik studiert, auch Psychologie hätte ihr gut gefallen, aber für beide Fächer reichten ihre Noten nicht aus. Als Alternative blieb ihr der Diplom-Pädagogik-Studiengang. Yvonne erwartet sich vom Studium, »daß ich ein wenig was lern für meinen Beruf, aber ein wenig, ich hab bei meinem Studium nicht allzuviel Hoffnungen, daß ich recht viel lern für den Beruf – weil Theorien sind zwar schön und nützlich, aber in der Praxis schauts halt doch meistens anders aus.« Auch möchte sie die Studienzzeit als Freiraum nutzen. Sie möchte »eine einigermaßen lustige Zeit« haben, »nicht bloß so stures Lernen«, und »für mich selber etwas rausholen«, indem sie »Leute« kennenlernt und mit ihnen etwas unternimmt. Wie schon in der Schule wird sie auch im Studium nur das machen, was ihr Spaß macht, wofür sie Interesse hat.

Ihre Eltern sind zwar froh, daß sie überhaupt studiert, »aber sie hätten sich wahrscheinlich schon einen anderen Beruf für mich gewünscht, wo ich halt mehr bin.« Ihrer Mutter hat Yvonne ihre Studienwahl ausführlich erklärt, so daß sie meint, ihre Mutter versteht sie jetzt auch. Ihre Mutter möchte, daß Yvonne parallel zum Studium an einem Tag in der Woche arbeitet. »Ich habe keine Lust, den Freiraum, den ich jetzt durch mein Studium habe, durch Arbeit einschränken zu müssen, und ich mein, wenn ich arbeite, dann möchte ich eine Arbeit machen,

die einen Sinn hat, ich möchte nicht bloß stupide irgend etwas einschlichten, bloß um Geld zu verdienen, das habe ich auch noch nie gemacht.«

Nach ihrem Pädagogikstudium würde Yvonne gerne in der offenen Jugendarbeit oder in der Drogenberatung tätig werden. Sie ist sich sicher, daß sich ihr Engagement nicht auf die festgelegte Arbeitszeit beschränken wird. Wie groß der Zeitaufwand auch wäre, das ist »mir (...) ehrlich gesagt wurscht, weil ich mache meine Arbeit, das ist meine Lebenseinstellung, meiner Meinung nach meine Aufgabe und, ja Berufung klingt blöd, aber so etwas in der Richtung, wie lange das dann dauert in der Woche, mein Gott.«

Yvonne möchte viele Kinder, »so viel wie möglich«, ungefähr sieben, darunter auch adoptierte Kinder aus Problemfamilien. Sie möchte so viele Kinder, »weil ich Kinder gern hab – weil irgendwie, weils irgendwie schön ist, Kinder zu haben und zu erziehen und den Kindern die Freude beizubringen am Leben.« Aber es kann schon sein, wie Yvonne meint, daß es später dann nicht so viele Kinder werden. Mit Kindern würde Yvonne aufhören zu arbeiten, »na dann wären meine Kinder praktisch mein Beruf, logischerweise.« Nur noch Hausfrau zu sein, würde ihr nicht gefallen: Sie möchte auf alle Fälle einen Freundeskreis behalten, am liebsten mit einem »anderen Ehepaar oder anderen Paar« zusammenziehen, die sich auch mal um die Kinder kümmern. »Na ja, einen Abend in der Woche möchte ich auch mal weg, oder ich möchte einmal soweit sein, die Kinder alleine zu lassen oder so, so ganz abgrenzen und dauernd nur für die Kinder da sein möchte ich nicht.« Yvonne hat auch die feste Absicht zu heiraten, aber nur wegen der vorhandenen bürokratischen Zwänge. Sie würde heiraten, damit der Vater über die Kinder dieselben Rechte hat wie die Mutter; außerdem sei das Verheiratetsein Voraussetzung für Adoption. Für sie ist »das Heiraten einfach so ein Mittel zum Zweck«; wären diese Zwänge nicht vorhanden, würde Yvonne keinen Grund sehen, warum sie heiraten sollte.

5.3. Wilfried

Wilfried ist 18 Jahre alt; zu Beginn des Schuljahres mußte er vom Gymnasium auf die Realschule wechseln und besucht dort die zehnte Klasse. Er wohnt im Haus seiner Eltern, in dem er das ausgebauteste oberste Stockwerk für sich hat. Wilfried hat eine 15jährige Schwester. Sein Vater arbeitet als Lokführer, seine Mutter ist halbtags in einem Büro tätig.

Nach der Schule zieht sich Wilfried zurück auf seinen Wohnraum – alleine

oder mit einem Freund – oder er geht zu einem Freund. Häufig ist er mit Frank, seinem besten Freund, zusammen. Wenn er allein ist, hört er Musik, schreibt Gedichte, malt oder liest. Hausaufgaben macht er nur, wenn es unbedingt notwendig ist. Abends geht Wilfried meist weg, ins Jugendheim, wo er im Arbeitskreis Freitagdisko aktiv mitarbeitet, ins Movie oder – am Freitag- und Samstagabend – ins Titanic. Daß er mit seinen Eltern zusammen ist oder gar gemeinsam mit ihnen etwas unternimmt, ist eine Seltenheit. Seine Eltern fahren am Wochenende oft weg, er bleibt allein zu Hause. Früher mußte er am Sonntagnachmittag mit ihnen spazieren gehen, wogegen er sich seit längerem erfolgreich sperrt. »Sonntagnachmittag, so ein Familientag, das geht einfach nicht mehr.« Nur ab und zu fährt er mit in ihren Garten, zu Familienfeiern oder zu seiner Oma. Mit seiner Schwester verstehe er sich gut, auch wenn sie miteinander »nicht total persönlich« reden. »Sie ist halt in meiner Richtung, ein bisserl extremer«, sie »ist halt der Typ, den du dir halt vorstellst, wenn du hörst, alternativer Bauernhof.«

Mit 16, 17 Jahren hatte Wilfried fast jeden Tag Streit zu Hause, was jetzt nicht mehr so häufig vorkommt. Ein häufiger Konfliktstoff war das Heimkommen. »Da wollte ich halt auch mal bis zum Schluß bleiben, so bis 12, na ja – und da haben wir jedesmal gestritten und jedesmal wieder (...) und dann Anfang 17, da hab ich dann gesagt, »wollt ihr mich jetzt die ganze Zeit zu Hause halten?, und wenn ich 18 bin, kann ich ja machen was ich will, ich muß mich jetzt auch langsam drauf vorbereiten«, das haben sie dann eingesehen und seitdem, also ich habe ein Jahr, bevor ich volljährig war, gemacht, was ich gewollt habe.« Wilfried geht jetzt weg, wann er will, und auch so lange, wie er will, obwohl sich sein Vater schon manchmal noch über sein spätes Heimkommen »aufregt«. Als er 16, 17 Jahre alt war, stand immer die Schlafzimmertür offen, als er heimkam, mittlerweile ist dies nicht mehr der Fall. Wenn er weggeht, sagt Wilfried »nur immer, »ich komm bald« oder »ich komm spät heim«, wenn ich dann mal gesagt habe, ich komm bald heim, und ich merk, es wird länger, dann ruf ich an, das glaub ich schon, daß ich ihr (d.h. seiner Mutter) schuldig bin, weil da merk ich immer, daß sie sich freut, daß ich anrufe, daß doch noch eine Bindung da ist.« Einmal, erinnert sich Wilfried, gab es auch einen »Riesenstreit«, weil er auf eine »Demo« fuhr.

Früher wollte seine Mutter nicht, daß er ins Movie geht, weil sie meinte, das sei ein Umschlagplatz für Drogen. Wilfried geht aber dennoch seit langem ins Movie, was er seiner Mutter allem Anschein nach auch nicht verheimlicht. Seine Eltern wollten auch, daß er sich seine damals noch schulterlangen Haare schneiden läßt, was er aber »aus Trotz« nicht machte, solange seine Mutter auf ihn einredete. Erst als sich seine Eltern offensichtlich damit abgefunden hatten, ließ er sie schneiden, weil ihn das dauernde Waschen »nervte« und vor allem weil in der

Schule lange Haare zur Mode wurden, und das habe ihn abgestoßen. Über sein Aussehen macht sein Vater auch jetzt noch ab und zu Bemerkungen. Wenn Wilfried z.B. eine gestreifte Hose anzieht, fragt er, ob er heute wieder den Clown spielt, doch Wilfried läßt sich dadurch nicht irritieren. Auch »regt« sich sein Vater immer auf, wenn Wilfried sagt, er weiß nicht, warum er noch zu Hause ist.

Konfliktstoff mit seiner Mutter ist das »Umeinander-hängen«: »Die sagt immer, ich häng umeinander, die merkt das gar nicht – es ist so, ich bin immer oben, und wenn ich schreibe, dann rauch ich halt dazu, und dann ist immer stickige Luft droben, und ich setz mich halt nicht an den Schreibtisch hin und schreib was, sondern da liege ich halt da umeinander, dann liegen die ganzen Platten rum am Boden, wenn sie dann reinkommt, dann macht sie nur so einen abfälligen Blick, ah gammeln, rumhängen, die sieht nicht, daß ich jetzt da, daß mir das was bringt, das will ich auch nicht erklären.« Ein anderer Konfliktstoff ist die Verwendung seines Taschengeldes. Sie möchte wissen, wofür er sein Geld ausgibt. »Das muß ich ihr noch abgewöhnen, das ist so nervig.« Wofür Wilfried sein Geld braucht, kann er ihr nicht sagen, da er einen Teil für Drogen ausgibt. Wenn sie fragt, sagt er, es sei doch sein Geld, und wenn sie weiter fragt, »dann sag ich immer, ich hab mir eine Platte gekauft oder so.« Auch kann seine Mutter nicht verstehen, daß er sein Geld nicht einteilt. »Dann sag ich halt immer, »ja, das ist die neue Generation.«

Zu einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Vater kam es in den Sommerferien. Wilfried und einige andere waren bei einem Freund, dessen Eltern weggefahren waren. Er kam nur zum Essen heim und war »ziemlich schlecht gelaunt, wie ich das Ganze zu Hause wieder gesehen hab.« »Dann hat mein Vater mich angemosert, dann hab ich ihn angeschrien, er ist mir hinterher gerannt, dann war ich in meinem Zimmer gesessen, dann ist er da auch rein und hat gebrüllt, und dann bin ich vorbeigegangen, hab die Tür zugeschlagen und gegangen und hab die Nacht beim Peter, dann hab ich abends daheim angerufen, da war mein Vater am Telefon, dann hab ich nur gesagt, er soll mir mal meine Mutter geben, und der hab ich es gesagt, was ich mach, ich hab zu ihr gesagt, daß ich nur wegen ihr anrufe, daß sie es meinem Vater nicht erzählen braucht, wo ich bin.« Wilfried hatte nach diesem Vorfall so eine »Wut«, daß er sich überlegt hat, ob er abhauen soll. Er war dann mit seinem besten Freund zusammen, der ihn schnell wieder aufgemuntert hat. Die Wut war dann bald wieder vorbei. »Da hab ich ja nichts davon, wenn ich jetzt dauernd überlege, »so ein Depp« und »so ein Arsch«, so veriß ich es, und nach jedem Streit sind wir etwas weiter auseinander.«

Wilfried macht deutliche Unterschiede zwischen seinem Vater und seiner Mutter, die sich aus seinen Ansprüchen an Eltern ergeben: »Wenn sich jemand mit sei-

nen Eltern versteht, dann ist das nicht bloß, daß er genug Geld kriegt, daß er sich ein schönes Leben machen kann, sondern daß er sich mit denen streiten kann, das gehört für mich dazu, und das kann ich mit meiner Mutter.« Mit »streiten« bezeichnet Wilfried hier die Möglichkeit, miteinander zu reden. Seine Mutter kann er »anstreiten«, sie »wehrt sich«, mit ihr »kann ich mich halt auseinandersetzen.« Es kann schon einmal laut werden, aber »dann reden wir sachlich über das Ganze, und hinterher hat es eigentlich jedem was gebracht, wenn auch keiner von seinem Grundsatz wegkommt, aber jeder weiß jetzt, was der andere denkt.« Mit seiner Mutter kann Wilfried schon über Probleme reden, wobei er diese meist allerdings nicht von sich aus thematisiert: »Ich – hock mich nicht hin und sage, »ich hab jetzt das Problem«, ich setz mich hin, und dann merkt sie schon, daß was los ist, und dann fragt sie dann solange, dann sag ich halt, »na ja, kannst dirs ja denken«, oder irgend so was sag ich halt immer, und wenn sie endlich draufkommt, »ja«, und dann reden wir halt drüber.« In erster Linie redet Wilfried mit seiner Mutter über Schulprobleme, andere Themen, gerade solche, die ihm selbst besonders wichtig sind, wie z.B. Sexualität, Beziehungen zu Mädchen, schließt er weitgehend aus. Auch über Drogen redet er nicht mit seiner Mutter. »Wieso sollte ich das mit meiner Mutter bereden, wenn mich der Frank viel besser versteht?«

Ganz anders ist die Beziehung zu seinem Vater, ihm geht er aus dem Weg oder redet mit ihm nur über Belangloses. »Mein Vater, (...) – mit dem leb ich so zusammen, der gehört irgendwie dazu, so wie die Haustür (Lachen), der ist halt immer beim Essen daheim, aber mit dem verbindet mich halt absolut nichts.« »Der bringt mir absolut nichts, ich weiß überhaupt nicht, warum der bei uns ist, mit dem kann man über Fußball reden, oder ich spiel mit ihm Tischtennis oder so was, das ist halt so was, mit dem mach ich halt (), der stört nicht, aber er fällt auch nicht auf.« Soweit sich Wilfried zurückerinnern kann, sei es schon immer so gewesen, daß er immer zu seiner Mutter ging, wenn etwas war. Sein Vater sagt ab und zu, »du kannst zu mir auch kommen«, aber das reicht mir nicht, wenn er sagt, »du kannst auch kommen.« Mit seinem Vater kommt es auch nach einem heftigen Konflikt zu keinem klärenden Gespräch. »Da gibts Streit, und dann siehst dich zwei, drei Stunden oder einen Tag nicht, und am anderen Tag tut mein Vater so, als wär nichts gewesen.« Wilfried zeigt auch keinerlei Interesse, das Verhältnis zu seinem Vater zu ändern.

Als er im letzten Schuljahr zum zweiten Mal durchgefallen ist, hat das sein Vater »erst ziemlich spät mitgekriegt«, und bis jetzt hat er dazu nichts gesagt. Seine Mutter wußte immer Bescheid. Soweit hat er seine Mutter »schon gebracht«, daß sie nicht meint, sie müsse kontrollieren, ob er lernt. Auf sein Durchfallen hat seine Mutter schon reagiert. Selbstverständlich habe sie ihn

weder geschlagen noch das Fortgehen verboten. »Da ist sie schon immer gut, die läßt sich immer einfallen, was mich am besten trifft, dann hat sie mir halt das Urlaubsgeld gestrichen.« Er mußte seine Urlaubsfahrt mit dem Geld finanzieren, das er durch seine Ferienarbeit verdient hat.

Wilfried erzählt, seinen Eltern ist vor allem der Eindruck wichtig, den man nach außen macht. Seine Eltern möchten gerne, »daß man mich herzeigen kann.« Wilfried meint, daß das bei den meisten Eltern der Fall ist. »Kinder allgemein, die werden immer erzogen, daß man sie herzeigen kann, »schaut her, was ich aus meinen Buben gemacht hab« oder aus meiner Tochter, aber – das Verständnis, daß der auch selber leben will, das haben, glaube ich, die wenigsten, daß sie sich überlegen, ja, der ist doch ein eigener Mensch, und jetzt, vor allem wo er 18 ist, dann könnte er machen, was er will, er muß es ja auch langsam wissen.« Seine Mutter hat es, meint Wilfried, allmählich eingesehen, aber sein Vater nicht. Besonderen Wert legen seine Eltern auf Beruf und eine »gesicherte Existenz«, vor allem sein Vater. »Er sagt zwar oft, »was willst du jetzt mal werden«, dann sag ich immer, »weiß nicht«, er wieder »ja, weiß nicht, du mußt doch was wissen, jetzt bist du 18 Jahre«, ich wieder »ich weiß nicht.« Wilfried geht diesen Gesprächen möglichst aus dem Weg, weil »das wäre eine Endlos-Diskussion.« Sein Vater möchte, »daß ich genauso werde wie er, aber das möchte ich nicht.« Wilfried möchte nicht arbeiten, zumindest keiner Arbeit im Sinne seines Vaters nachgehen. Seine Eltern, meint Wilfried, »sehen mich so ein bisserl entartet.«

Mit Erwachsenen ist Wilfried selten zusammen. »Wenn, dann bloß durch meine Eltern, wenn mal irgendwo ein Geburtstag ist oder so was halt, daß ich dann mitgehen muß, weil es der 50. oder der 100. ist, aber so hab ich eigentlich auch kein Bedürfnis mit den Erwachsenen – also ich rede schon gerne mit Erwachsenen, aber nicht mit Erwachsenen, mit den deutschen – null, acht, fünfzehn.« Neben den *gewöhnlichen* Erwachsenen, mit denen zu reden er »kein Bedürfnis« hat, gibt es aber auch interessante und kompetente Erwachsene, mit denen er gerne redet. Zu den letzteren zählt Wilfried seine Oma. Seine Oma hat »Menschenkenntnis«, »die weiß immer, wie sie mit dir reden muß, die merkt immer ganz genau, wie ich drauf bin, (...) meine Oma, die wenn mir was erzählt, da merk ich ganz genau, die weiß, von was sie redet, wenn sie was erzählt, auf das kann ich echt trauen – da kann ich so vergleichen, da hat sie wieder recht, aber mein Vater, was soll der erzählen, der ist auch nicht so interessiert.«

Wilfried kennt viele »Leute«. »Einen großen Bekanntenkreis hab ich schon, aber keinen engen, da würde mir eigentlich nur der Frank einfallen, und das ist ein ganz ein enger, aber so, halt der Mike und solche Leut, so 10, 12 Leute – und durch das, daß ich im Freitags-AK (d.h. einer der drei Disko-Arbeitskreise im

Jugendheim) bin, kenn ich halt die ganzen Leute vom Jugendheim, aber das sind lauter so Bekannte, Bekannte sind für mich solche Leute, mit denen ich auch manchmal rede, ich kenn echt, wenn ich am Freitag in das Jugendheim gehe, dann kann ich zu jedem »Servus« sagen.« Er hat »keinen so festen Kreis, wo ich drin bin, ich bin mal da und mal da.« Wenn Wilfried weggeht, plant er keineswegs voraus. »Das Vorausdenken, das mach ich eigentlich selten, fast nie, das ist halt immer, ich – am Freitag, ich kann nicht sagen, heute fahr ich um sechs ins Movie, dann bleib ich bis acht im Movie, dann fahr ich ins Jugendzentrum, und um 10 fahr ich ins Titanic, je nachdem, wen ich treff, fahr ich halt irgendwohin, was mir halt so gerade Spaß macht.«

Am häufigsten ist er mit Frank zusammen. »Freund kann man schon nicht mehr sagen, das ist – schon, das ist wie eine Ehe, das ist der einzige, mit dem ich über alles reden kann, mit dem hab ich über alles geredet, das kann ich mit einem anderen nicht, beim Frank, da weiß ich, wenn ich bei dem anruf, der hat Zeit, der hört mir zu, und ich hör ihm zu, und (...) ich kann mir eigentlich keinen anderen vorstellen als ihm – a Freund kann man nicht sagen, das ist schon ein Partner.« Sie kennen sich seit der sechsten Klasse, drei Jahre lang sind sie in die gleiche Klasse gegangen. Zunächst waren sie in einer »Clique«, etwa acht Jungen, die sich alle von der Schule kannten. In der Rückschau meint Wilfried, »das war so in der Zeit, Pubertät, wie das heißt«, da »alberst du immer umeinander«, sie haben immer das »totale Chaos gemacht«. Diese Gruppe war von kurzer Dauer, und Wilfried war dann zunächst stärker mit Mike zusammen, Frank mit Peter. Mit Mike zusammen zu sein, ist »schon immer lustig, weil ich bin auch gerne mit ihm zusammen, aber mit ihm kann man nichts Wichtiges für mich machen, das, was mir was bringt.« Mike sei auch »ein bißchen anders geworden«, »ein bißchen so Punk und er macht halt so auf no-future-mäßig.« Intensiviert hat sich der Kontakt mit Frank auf einem Wochenendseminar des Jugendheims. »Da haben wir für uns so viel Zeit gehabt, da haben wir miteinander geredet, und seitdem sind wir echt jeden Tag zusammen, da haben wir gemerkt, daß wir – gleich sind.« Sie haben dabei festgestellt, »daß wir zwei die einzigen sind, die so auf der gleichen Welle (sind).« Für eine kurze Zeit haben beide viel getrunken; sie haben sich für den Diskoabend im Jugendheim eine Flasche Cinzano gekauft und diese dann gemeinsam ausgetrunken. Wilfried hatte Schulprobleme und Frank Probleme mit seiner Freundin. Wilfried meint, der Alkohol war für sie ein Mittel, um miteinander offen reden zu können. »Es war nicht nur Konsum, so daß du trinkst und dann alles vergißt, wir haben getrunken, und dann haben wir geschaut, daß wir über was reden.« Frank hat dann den Vorschlag gemacht, auf den Alkohol zu verzichten, da sie sich mittlerweile so gut kennen, um auch nüchtern offen miteinander

der reden zu können; auch schlug er vor, sie sollten aufhören, immer das »totale Chaos« zu machen. Sie haben es versucht, und es hat geklappt. Sie können miteinander über jedes Thema reden, über Politik ebenso wie über das Thema »Liebe«. Sie reden offen über alle Formen der Sexualität, einschließlich Onanie. Auch die Konflikte mit ihren Eltern sind Gegenstand ihrer Gespräche; auch merkt Frank immer gleich, wenn es ihm schlecht geht.

Beide schreiben Gedichte und malen. »Er hat vor mir das Schreiben begonnen, ich habe ziemlich viel gemalt, (...) dann hab ich halt gesehen, er schreibt, das hat mir gefallen, und er hat gesehen, daß ich mal, das hat ihm gefallen.« Momentan zumindest scheint Wilfried das Schreiben wichtiger zu sein als das Malen. »Wenn du schreibst, das ist so ein Tagebuch, das wenn ich mir so durchlese, dann seh ich ganz genau, wenn das Datum so druntersteht, das war so ein Gedicht, wo es mir super gegangen ist, und das andere Mal, wo es mir schlecht gegangen ist, das seh ich halt immer so, das geht immer auf und ab, und das bringt mir was.« Er kommt eigentlich zu wenig zum Schreiben, weil er sehr oft unterwegs ist. Er könne nur in einer bestimmten Gefühlslage schreiben. Z.B. schreibt er dann, wenn er einen Politiker im Fernsehen »schleimen« hört, »weil dann hab ich das Gefühl, jetzt hab ich irgendwas gemacht, wenn auch nur für mich.« Er findet es auch gut, zu schreiben oder zu malen, wenn er »was (d.h. Haschisch) geraucht« hat. Wilfried und Frank geben sich ihre Gedichte zu lesen und zeigen sich ihre Bilder. Zusammen mit einem anderen Freund sind sie auch schon an die Öffentlichkeit gegangen. Sie haben im Jugendheim ihre Bilder ausgestellt und jeder hat selbst verfaßte Gedichte vorgelesen. Die Themen seiner Gedichte haben sich mittlerweile etwas geändert. »Bei der Dichterlesung, (...) da hab ich so – Welt – also wie es halt der Welt geht, so no-future-mäßig und so politisch, jetzt schreib ich viel mehr über Gefühle und Gedanken.«

Auch wenn es den beiden nunmehr wichtiger ist, miteinander zu reden als »Chaos machen« oder »Leute verarschen«, haben sie dennoch auch daran weiterhin Spaß. »Mir machen auch noch viel Scheiß, aber das ist jetzt ein wenig geordneter, (...) aber da so richtig, (daß) jemand anders darunter leiden muß, das machen wir nicht mehr.« Wilfried erzählt eine Reihe von Beispielen: »Wir sind nach (Ortsname) gefahren und haben nackt gebadet und rumgerannt, sind auf so Kiesbergen umhergerannt, nackt und dann wieder ins Auto rein, dann weitergefahren, und dann haben wir so Maiskolben umeinander geschmissen, so Schlachten, also immer so, was halt einem einfällt, so ganz spontan, »ejh da ist ein Maisfeld, da halten wir an«, und dann haben wir eine Schlacht gemacht.«

Wilfried stellt die Beziehung zu Frank stark in den Vordergrund, dennoch hat diese keinen exklusiven Charakter. Er kennt viele Leute und ist immer wieder mit

anderen zusammen. In den Sommerferien ist Wilfried mit Peter nach Südfrankreich und vorher in den Osterferien mit Mike nach Italien getrampt. Auch hat Wilfried eine intensive Beziehung zu einem Mädchen – zu Karin – die er fast mit seiner Beziehung zu Frank gleichsetzt. Karin lebt in München und kommt in größeren Abständen. »Ich kann jetzt nicht sagen, mit der bin ich eng zusammen, also mit der geh ich jetzt oder so was – sondern mit der versteh ich mich halt, mit der kann ich was machen, – albern oder so was, ich versteh sie, und sie versteht mich, und der Frank ist noch drin, wir drei, das ist ganz was Besonderes.« Wilfried kennt Karin seit vier Jahren; und seit er mit Frank eng befreundet ist, ist auch Karin mit Frank zusammen. »Also das ist eine Dreierbeziehung, wo keiner auf den anderen eifersüchtig ist, das ist irgendwie eine Revolution.« Vorteilhaft für seine Beziehung zu Karin, meint Wilfried, sei es, daß sie sich nicht dauernd sehen. Anders als für die Beziehung zu Frank scheint Wilfried zu mutmaßen, daß diese Beziehung durch häufiges Sich-sehen abgenutzt würde.

Unabhängig von Karin hat Wilfried – wie auch sie – auch feste Freundschaften, jedoch zur Zeit keine. »Es ist ja nicht so, daß ich sage, jetzt brauch ich jemand.« Bis eine Freundschaft zustandekommt, dauert es bei ihm ziemlich lang: »Ich geh nicht hin, »hey du«, da muß ich immer vorher merken, daß da was gehen könnte, deswegen ist es dann meistens länger, so ein halbes Jahr.« Seine längste feste Freundschaft dauerte ein dreiviertel Jahr. Irgendwann werden die Beziehung dann langweilig; es geht dann »echt« nicht mehr, und er sagt das dann auch offen. Den Ausdruck »Schluß machen« weist er als nicht passend zurück; »du kannst nicht Schluß machen, du kannst dich höchstens auseinander leben.« Wilfried ist sich unsicher, »ob ich schon so weit bin, daß ich so mehr als ein Jahr mit jemand zusammen sein könnte.« Durch jede Beziehung lerne man dazu. Eine längere Beziehung, »das geht halt erst dann, wenn – du mehr machen kannst als umeinander schmusen, wenn du miteinander was machen kannst, was – was echt schon was Höheres ist.« Sein Ideal wäre eine Art Beziehung wie zu Frank: »Erst wenn ich mit irgend jemand über alles reden kann, dann glaub ich auch, daß es was Längeres gibt.« Zu einer festen Freundschaft gehört das Miteinander-reden-können und »Liebe«, worunter Wilfried emotionale Zuneigung und Sexualität zusammenfaßt. Sexualität darf nicht zu einer Selbstverständlichkeit und zum Hauptinhalt werden, sie gehört dazu als eine »Bestätigung« der Zuneigung. Wichtig findet Wilfried, mit einer Freundin offen über Sexualität reden zu können.

Wilfried wäre es – wenn er sich das Geschlecht aussuchen könnte – »ziemlich egal«, ob er Mann oder Frau wäre. »Mir kommt es nicht drauf an, was du bist, sondern wie du bist, – ich könnte genauso gut eine Frau sein.« »Das ist (..) egal, ob das jetzt ein Mann oder eine Frau ist, Mann und Frau können genau dasselbe,

handeln und denken und fühlen.« Frauen haben sogar Vorteile, weil Männer keine Gefühle zeigen dürfen. Keine Unterschiede gibt es in seinem Freundeskreis in der Beurteilung darüber, ob ein Mann oder eine Frau mehrere Freundschaften hatte; auch er hätte gegen eine Freundin, die schon mehrere Beziehungen hätte, keinerlei Vorbehalte.

Wilfried ist in der achten und zehnten Klasse am Gymnasium durchgefallen, und seit diesem Schuljahr ist er im Zweig Sozialarbeit an der Realschule. Seine schulischen Mißerfolge führt Wilfried auf seine Faulheit, seinen fehlenden Ehrgeiz zurück. »Ich bin einfach faul, das muß ich offen sagen, auch wenn ich das immer nicht wahrhaben will, ich hätte das (letzte) Jahr lässig schaffen können, ich bin halt zu faul dazu, ich glaube auch, das klingt jetzt vielleicht so – selbstgefällig, ich glaube, ich könnte das schon alles, aber – mir fehlt der Ehrgeiz, weil ich einfach nicht weiß, für was ich das dann mache, und in der Hinsicht ist es beim Frank anders, der hat ganz klar gesagt, er will das Abitur machen, bis dahin lernt er mit allen Einschränkungen, den Ehrgeiz hab ich nicht.« Wilfried hätte das letzte Schuljahr schaffen können, wenn er in der letzten Chemie-Schulaufgabe einen Fünfer geschrieben hätte. Er meint, es sei sogar zu seinem Vorteil, daß er durchgefallen ist, denn auf der Realschule wird er die Mittlere Reife sicherlich mit einem besseren Notendurchschnitt schaffen. Er möchte anschließend auf die Fachrichtung Gestaltung der Fachoberschule weitergehen, weil er keine Lust zum Arbeiten hat. Doch wenn er die Fachoberschule nicht schafft, wird der Notendurchschnitt von der Mittleren Reife wichtig. Überhaupt würden mit Mittlerer Reife Realschulabsolventen eher genommen als die vom Gymnasium. Im letzten Schuljahr hat Wilfried zusammen mit einigen Mitschülern, u.a. mit Peter – der mit ihm auf die Realschule überwechseln mußte – »ziemlich viel Chaos gemacht.« Er bekam neun Verweise. Sie haben Wettrennen über die Sitzreihen im Physiksaal, Schlachten mit Papierkugeln während des Unterrichts gemacht, und einmal stellten sie alle Stühle ins Freie. Er hat auch Lehrer »angeschnauzt«, wenn ihm etwas nicht gepaßt hat, und vor allem gegen Ende des Schuljahres oft blau gemacht. Bei fast allen Lehrern hatte er einen schlechten Ruf; sogar solche Lehrer, die er nicht im Unterricht hatte, haben ihn angesprochen. Sein Verhalten bedauert Wilfried auch im nachhinein nicht. »Mir stinkt es auch nicht, daß ich das gemacht habe, weil ich kann nur wieder wiederholen, ich lebe für den Augenblick und nicht für nächstes Jahr, ich mag immer das machen, was mir im Augenblick gefällt.« In diesem Schuljahr möchte sich Wilfried etwas zurückhalten, er exponiert sich nicht mehr, er möchte nur seinen Abschluß machen. »Ich denk mir jetzt, na ja, ich hab es jetzt eingesehen, daß mir das nichts mehr bringt.« Bei Wilfried findet sich weder ein Interesse an persönlichen Beziehungen zu Lehrper-

sonen noch ein thematisches Interesse an der Schule. Schule und Freizeit sind für ihn »zwei Welten«. »Das eine ist Muß, das muß ich machen, und das andere ist Freizeit oder so was, was ich spontan mache oder was mir gefällt, wenn die Schule vorbei ist, dann bin ich wer anders.« Mit Ausnahme von Peter, der zu seinem engen Freundeskreis gehört, unternimmt Wilfried mit den anderen Mitschülern in seiner neuen Klasse nichts. Sie sind ihm »egal«, »total unsympathisch«, sie haben »ganz andere Interessen«.

Bei seiner Kleidungswahl achtet Wilfried darauf, daß er etwas Eigenes trägt, was nur er anhat. »Da gibt es Leute, die haben alle dasselbe an, zum Beispiel die Popper am Dienstag (im Jugendheim), die haben alle dasselbe an, für mich sind die dann keine Persönlichkeit mehr, wenn ich was Eigenes anziehe, die Jacke zum Beispiel ist von meinem Vater, oder irgendwas, so einen langen Pullover, dann schau ich, daß ich möglichst was alleine hab und leihe es dann auch her, aber nicht, daß ich das an habe, was jeder anhat, dann bin ich nicht mehr ich, dann bin ich nur noch Teilmenge von irgend jemand, der ich nicht sein will.« Als es an seiner Schule Mode wurde, lange Haare zu haben, hat er seine schneiden lassen. »Das ist auch heute noch so, wenn ich irgendwie merk, daß alle im selben Takt, daß alle dasselbe machen, dann mach ich aus Trotz schon meistens was anderes.«

»Jeder ist was Eigenes, und jeder sollte halt – schauen, daß er eine Persönlichkeit ist.« Er sei er, und er möchte auch nicht anders sein. Die im Jugendheim für Jugendliche im Umkreis der Freitagdisko gebräuchliche Bezeichnung als »Ökos« lehnt er für sich ab. »Ich fühl mich nicht als Öko, wenn jemand zu mir sagt ›Öko‹, das stinkt mir sowieso, ich will nichts darstellen, ich will mich, also mich will ich darstellen, so wie ich bin, aber ich könnte das nicht beschreiben, mit was ich mich darstelle.«

Wilfried kauft sich jetzt nicht mehr so viele Schallplatten wie noch vor einem Jahr. »Ich kauf mir jetzt nur noch Platten, wenn ich weiß, die bringt mir was«, er kaufe sich nur Platten, »die ich nirgends anders hören kann als bei mir.« Er hat fünf oder sechs verschiedene Buttons mit Frank Zappa darauf. »Der gehört halt irgendwie zu mir dazu«, er mag die Musik von Frank Zappa sehr gern, und er sei auch vielen anderen als »Zappa-Fan« bekannt. Außerdem hat er noch einen Marihuana-Button, den er aber fast nie trägt. Von den Zappa-Buttons hat er immer einen dran, ziemlich versteckt benutzt er ihn als eine Art Sicherheitsnadel.

Auf die Frage, ob er sich mehr als Jugendlichen oder als Erwachsenen sieht, antwortet Wilfried: »Eigentlich mehr Erwachsener«, und fährt dann ohne Unterbrechung fort: »ich will gar nicht erwachsen werden.« Offensichtlich treffen hier zwei verschiedene Konzepte vom Erwachsensein zusammen. Einerseits die Vorstellung, schon weitgehend ein eigenständiges und selbstbestimmtes Leben zu füh-

ren, und andererseits die Vorstellung der gewöhnlichen Erwachsenen-Existenz, die alles andere als erstrebenswert ist. »Es gibt so wenig Erwachsene – die es geschafft haben, daß sie jung geblieben sind, daß sie weiter gelebt haben, wenn sie mal ihren Beruf gehabt haben, mit 60 Rente, Briefmarken sammeln und dann einen Eichensarg, ich will eigentlich nicht erwachsen werden, wenn ich immer so bleib, es ist ja egal, wie du aussiehst, das wichtigste ist das, was du machst, was du denkst und was du fühlst.« Als Erwachsener darf man keine »kindlichen Verhaltensweisen« mehr haben, muß man es zu einer »gesicherten Existenz« bringen und gesellschaftlich etabliert sein; auch muß man als Erwachsener »anderen immer was erklären können« und »immer gescheiter« sein. Wilfried hat zwar den Anspruch auf ein eigenes Leben, lehnt aber die gewöhnliche Erwachsenen-Existenz entschieden ab. »Ich will das machen, was mir was bringt, wo ich sagen kann, das hat mir gefallen, und nicht – was man machen muß, was halt Sitte von den Erwachsenen ist – ich kann mir sowieso nicht vorstellen, erwachsen, daß ich dann mal einen Beruf habe, das ist für mich so absurd.«

Nach der Mittleren Reife möchte Wilfried auf die Fachoberschule gehen. »Ich weiß ja nicht, wie ich auf der Fachoberschule werde, das kann auch sein, daß ich auf die Fachhochschule gehen werde, das ist ein Traum, ich weiß nicht, wie es weitergeht, ich wollte irgendwas Kreatives, so was will ich.« Vorher will Wilfried den Wehrdienst verweigern.

Mehrmals weist Wilfried darauf hin, daß er keine Lust zum Arbeiten hat. Er hat es in den Sommerferien wieder gemerkt, als er für zwei Wochen jeden Tag sechs Stunden gearbeitet hat. »Ich kann nicht arbeiten, entweder sie würden mich rauswerfen, oder ich würde von selbst wieder gehen – ich hoffe auf irgendwas, daß ich mal Glück habe, nicht auf Arbeit.« Diese Ablehnung von Arbeit bezieht sich auf Berufsarbeit und hat keineswegs eine völlige Lethargie zur Konsequenz. »Na ich arbeite ja, aber für mich, wenn ich schreib, dann ist das für mich Arbeit, und das ist dann eine Bestätigung, wenn du was gemacht hast, du bringst was, du kannst was, es ist halt nichts zum Vorzeigen, sondern für dein Wohl.« Auf Berufsarbeit könnte Wilfried völlig verzichten, er möchte in seinem Leben kreativ tätig sein. »Zum Arbeiten hab ich eigentlich keine Lust, wenn, dann irgendwas was ganz was Freies machen, malen oder schreiben oder irgend so was.« Als Freischaffender kreativ tätig sein, könnte er sich vorstellen; er möchte aber auch dann nur dann arbeiten, wenn er Lust hat oder Geld braucht. Hinsichtlich Geld hat Wilfried keine hohen Ansprüche; auch scheint Geld für ihn kein Problem zu sein: »na ja, Geld kriegst du immer irgendwie«; auch wird er einmal von seinen Eltern das Haus und den »Riesengarten« erben. Wilfried hofft auf sein Glück, daß er eventuell als Schriftsteller Erfolg hat.

Über seine persönliche Zukunft macht sich Wilfried kaum Gedanken. »Wenn ich mir jetzt Gedanken über die Zukunft mache, dann könnt ich nicht mehr beruhigt leben, weil wenn ich mir jetzt vorstelle, was in fünf Jahren mit mir los ist, dann – könnt ich heute nacht nicht gescheit schlafen, aber so, denk ich mir, ja, laß es halt mal rankommen, das wird dann schon irgendwie werden, bis jetzt ist es immer irgendwie geworden.« »Was hab ich davon, wenn ich heute sage, in vier Jahren geht es mir schlecht, wenn ich das sage, dann geht es mir nämlich heute auch schon schlecht, so geht es mir heute gut.«

Wilfried möchte, »daß ich vom Leben was gehabt habe, bis jetzt hab ich genug gehabt, ich hatte, glaub ich, mehr als die meisten Rentner – das hab ich mir schon mal überlegt, wenn ich jetzt sterben würde, ich könnte nicht sagen, ich habe umsonst gelebt, ich glaube, ich habe schon was gemacht aus meinem Leben, und wenn ich so weiter mache, dann bin ich echt zufrieden.« Ein Leben, wie es die meisten Erwachsenen führen, ist für ihn sinnlos. »Da denk ich mir echt oft, für was die Leute eigentlich leben, die jeden Tag in ihre Fabrik gehen, und abends sitzen sie dann bei der Familie, die leben dann nur noch für – das Geld und für die – daß sie halt mal einen bestimmten Status erreichen, daß sie ein Auto haben, daß sie im Beruf aufsteigen, noch ein besseres Auto und wieder aufsteigen, und so was finde ich eigentlich sinnlos, du sollst nicht das machen, was den anderen gefällt, sondern was dir gefällt.« Für ihn besteht der Sinn des Lebens darin, daß man macht, was einem selber gefällt. »Du lebst ja nicht für die anderen, zum Beispiel für den Frank leb ich schon, aber ich lebe nicht für den Kohl oder für die Menschheit, ich leb für mich und für die, die mich gerne haben.«

In die Kirche geht Wilfried nicht mehr seit seiner Konfirmation. Er glaubt auch nicht mehr an Gott. Für ihn ist Gott nichts anderes als das eigene Gewissen. »Den Gott, den hast du in dir selber, das ist nicht der Gott, das ist der – Gott, glaub ich, gibt es echt nicht, Gott ist echt nur das, was du denkst, willst und machst, wenn jemand was Schlechtes macht, dann hat er ein schlechtes Gewissen, dann sagt man, jetzt kommt er nicht in den Himmel, das ist ja nur eine Ausrede, daß er jetzt ein schlechtes Gefühl hat vor sich selber.«

Auch in bezug auf die Natur möchte Wilfried bewußter leben. Ob die Umweltprobleme noch zu bewältigen sind, daran hat er Zweifel, »mit den Deutschen bestimmt nicht«. Ihm würde es nicht schwerfallen, für deren Lösung seinen Lebensstandard einzuschränken, »weil ich bin ja nicht dann glücklich, wenn ich Luxus habe, sondern dann, wenn ich was mache, und wieso sollte ich dann nicht drauf verzichten können.« Wilfried ist auch politisch interessiert und möchte sich auch engagieren. »Du kannst ja nur was ändern, wenn du selbst was machst.«

Heiraten möchte Wilfried nicht, weil er keine »Verpflichtung« eingehen

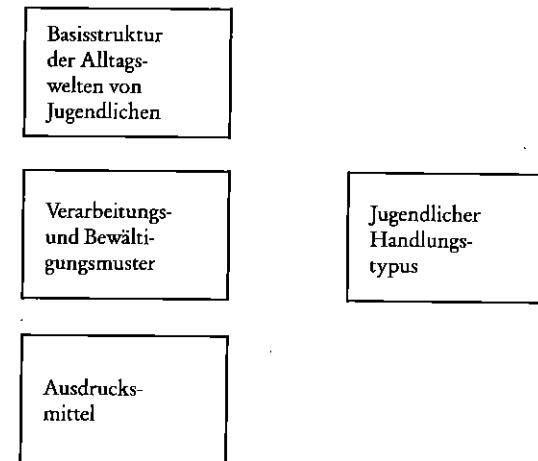
möchte; er könne sich nicht vorstellen, mit der gleichen Partnerin 30, 40 oder noch mehr Jahre zusammen zu sein. Auch halten ihn seine Erfahrungen, »daß es eigentlich keine Ehe gibt, die ewig glücklich war«, von einer Heirat ab. Anschließend nennt Wilfried einen Grund, der ihn veranlassen könnte, doch zu heiraten: »Vielleicht, daß ich mal heirate, daß ich mehr Geld kriege oder so, dann nicht mit ihr zusammenziehen, sondern halt – daß du den Staat bescheißt.« Alleine wohnen möchte Wilfried später nicht, »ich bin kein Einzelgänger«. Mit einer Freundin ohne Trauschein zusammenzuleben, könne er sich vorstellen; sehr gern würde Wilfried mit Frank und Karin zusammenleben. In einer Wohngemeinschaft mit mehr als drei Personen und vor allem mit irgendwelchen Leuten möchte Wilfried nicht leben. »Wohngemeinschaft ist echt für mich keine Alternative, weil das gibt dann nur noch mehr Probleme, das ist dann dasselbe, wie wenn du daheim bist, da hast du halt nicht deine Mutter, sondern hast den, und dein Vater ist dann der, da mußt du nicht mit zwei Leuten, sondern mit fünf Leuten kämpfen.« Das Ausziehen von Zuhause ist Wilfried kein vordringliches Anliegen. Er »brennt« nicht »aufs Ausziehen, solange es mir (...) gut geht, warum sollte ich ausziehen.«

Kinder möchte Wilfried später schon, zumindest ein Kind, vielleicht auch zwei. Er möchte seine »Einstellung« weitergeben, auch sei es schön, die Entwicklung eines Kindes mitzerleben. Gut könne er sich vorstellen, mit Frank und Karin gemeinsam zwei Kinder zu haben.

6. Jugendliche Handlungstypen als wissenschaftliches Konzept

Die nachfolgende Tabelle faßt das theoretische Modell der Untersuchung über die Alltagswelten von Jugendlichen zusammen:

Tabelle 5: Theoretisches Modell der Untersuchung



Die Jugendlichen werden mit der Basisstruktur (Zwischenwelt, Handlungsfelder, Handlungsaufgaben) konfrontiert und setzen sich als kompetent handelnde Subjekte aktiv mit den präexistenten Gegebenheiten und vorgegebenen Anforderungen auseinander. Die mögliche Verarbeitung und Bewältigung weist eine relativ große Bandbreite auf, und es lassen sich bestimmte Muster identifizieren, die im kulturellen Repertoire als mögliche Formen der Auseinandersetzung verfügbar

sind und von den Jugendlichen angewendet werden. Von den Verarbeitungs- und Bewältigungsmustern ist die Ausdrucksebene zu unterscheiden. Es gibt eine relativ große Vielfalt von Mitteln, durch die ein und dasselbe Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster zum Ausdruck kommen kann.

Das Konzept des jugendlichen Handlungstypus ist auf der Ebene der Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster anzusiedeln; er umfaßt eine häufig wiederkehrende Kombination dieser Grundmuster. Handlungstypen sind – wie auch die Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster – eine Abstraktion vom individuellen Einzelfall, die erst dann ins Blickfeld kommen können, wenn die Orientierung am Einzelfall zugunsten einer Mehrzahl von Fällen aufgegeben wird. Im Fokus des Interesses steht das Gemeinsame in den ähnlich gelagerten Fallgeschichten, alle individuellen Modifikationen werden vernachlässigt. In diesem Kapitel wird zunächst die »Konstruktion« der Handlungstypen, bestehend aus Grundmustern, genauer betrachtet und anschließend das Verhältnis von Handlungstypus und biographischen Portraits thematisiert. Zum Abschluß wird nach dem Beitrag der jugendlichen Handlungstypen für ein besseres Verständnis der Lebensphase Jugend gefragt.

6.1. Zur Konstruktion der Handlungstypen

Die nachfolgenden Ausführungen bauen auf den Übersichtstabellen 1–4 auf, in denen die Grundmuster des jeweiligen Handlungstypus zusammengefaßt sind. Bei der Auflistung der Grundmuster erwies sich eine Gliederung nach den Teilelementen der Basisstruktur der Alltagswelten von Jugendlichen als nicht praktikabel, da diese z.T. eng miteinander verwoben sind*. Für die Bezugnahme auf die Tabellen ist deshalb die Einführung von zwei »technischen« Begriffen notwendig: Themenbereich und Dimension. Mit Themenbereich sind die Bezeichnungen für die Spalten der Tabellen 1–4 gemeint: also Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt, Peers, Heterosexuelle Beziehungen, Schule, Selbstkonzept sowie Lebens-

* Diese enge Verwobenheit soll an einem Beispiel illustriert werden: Das Handlungsfeld der Herkunftsfamilie ist eng verknüpft mit der Umstrukturierung des Netzwerkes als Handlungsaufgabe, also der Ablösung von den Eltern und stärkeren Zuwendung zu Peers. Zugleich ist mit dieser Handlungsaufgabe aber auch das Handlungsfeld des Peer-Kontexts angesprochen. Identifizierbare Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster (Grundmuster) aus diesem Zusammenhang können nicht nur auf die eine Handlungsaufgabe verweisen, sondern stehen auch mit diesen beiden Handlungsfeldern in Verbindung.

plan. Dimension bezeichnet den Teilbereich, auf den das jeweilige Grundmuster verweist. Das erste Grundmuster in Tabelle 1 (»Bild einer positiven, harmonischen Beziehung zu mindestens einem Elternteil«) wie auch das erste in Tabelle 2 (»Symmetrische Beziehungsform zwischen Eltern und Jugendlichen als Bedingung für positive Urteile über die Beziehung zu den Eltern«) verweisen beide auf die Dimension der Beziehung Eltern – Jugendliche/r.

Als Handlungstypus wird eine typische Kombination von Grundmustern bezeichnet, die unterschiedlichen Themenbereichen zugeordnet sind und sich auf verschiedene Dimensionen erstrecken. Im folgenden wird über alle vier Handlungstypen das Verhältnis von Grundmuster und Dimension einer Betrachtung unterzogen:

(1) Betrachtet man die Tabellen 1–4, fällt auf, daß sich nicht für alle Dimensionen auch Grundmuster auffinden lassen, die in die Formulierung der Handlungstypen eingehen. Abgesehen von den Motiven der Berufswahl und der Bevorzugung der Berufsarbeit im Vergleich zur Schule beim maskulin-orientierten Handlungstypus fällt der ganze Bereich der Arbeitswelt heraus. Es ist zu vermuten, daß für die Arbeitswelt durchaus relevante Grundmuster vorhanden sind, nur reichte die empirische Basis im Projekt für deren Bestimmung nicht aus. Von den 34 Teilnehmer/innen der offenen Interviews ging knapp ein Drittel nicht mehr zur Schule. Ihre (Nicht-)Integration in die Arbeitswelt weist große Unterschiede auf: sechs sind in betrieblicher Ausbildung (u.a. Konstanze), die von gerade begonnen bis bald fertig reicht, drei sind ohne Berufsausbildung arbeitslos (u.a. Hartmut) und zwei nach abgeschlossener Lehre erwerbstätig (u.a. Theresa). In den Interviews wurden aufgrund dieser unterschiedlichen (Nicht-)Integration stark unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, so daß eine Bestimmung von Grundmustern nicht möglich war.

Daß im Verhältnis der Jugendlichen zur Arbeit unterschiedliche Formen feststellbar sind, ist ein Ergebnis der Studie von Martin Baethge u.a. (1987:271ff). Es konnten fünf Typen von Arrangements von Jugendlichen mit ihrer Arbeit unterschieden werden: das aktive Bestreben, beruflich voranzukommen, das Herauswollen aus einer als unbefriedigend empfundenen Situation, das Sich-Einrichten im Erreichten, das defensiv angepaßte, resignative Sich-Abfinden und das Leiden an einer ausweglos erscheinenden Situation. Diese Studie bestärkt die Vermutung, daß auch im Arbeitsbereich weitere Grundmuster für die Handlungstypen zu ermitteln wären, jedoch ist eine einfache ex-post-Zuordnung dieser Formen zu den Handlungstypen nicht möglich und auch nicht zulässig.

(2) Es gibt auch Dimensionen, in denen lediglich bei einem oder zwei Handlungstypen Grundmuster deutlich werden, während die anderen Handlungstypen

in dieser Dimension diffus bleiben. Z.B. findet sich bei den schulischen Lehrhalten nur für den subjektorientierten Handlungstypus ein Grundmuster (»Thematisches Interesse am Unterricht bei Subjektbezug«). Bei der Beziehung zu den Lehrkräften sind Grundmuster für den subjektorientierten und hedonistisch-orientierten Handlungstypus vorhanden. Für die jeweils anderen Handlungstypen ist es nicht möglich, die vorfindbare Verarbeitung und Bewältigung der entsprechenden Anforderungen und Gegebenheiten zu einem bestimmten Grundmuster zu verdichten. Natürlich ist es nicht auszuschließen, daß dies durch eine breitere empirische Basis möglich wäre. Allerdings gehe ich davon aus, daß nicht in allen Dimensionen notwendigerweise auch Unterschiede zwischen den Handlungstypen bestehen müssen.

(3) Die aufgefundenen Grundmuster können auch unterschiedliche Formen beinhalten. So lassen sich z.B. bei maskulin-orientierten Jugendlichen als Formen der Peer-Relationen Clique und Kumpel-Netz auffinden. Beim familienorientierten Handlungstypus lassen sich sogar vier Formen der Integration in den Peer-Kontext unterscheiden. Diese unterschiedlichen Formen stehen in einigen Fällen mit Geschlecht und Alter in Verbindung. Vor allem das Geschlecht erweist sich als wichtige Variable: Hedonistisch-orientierte Mädchen z.B. legen besonderen Wert auf eine feste Beziehung zu einem Jungen, dagegen möchten die Jungen lieber eine lockere Verbindung eingehen. Wer sich durchsetzt, ist eine offene Frage für den Einzelfall. Die Durchsetzungskraft der Mädchen darf nicht unterschätzt werden, vor allem da für sie ihr Image auf dem Spiel steht. Hedonistisch-orientierte Mädchen verwirklichen feste Beziehungen nicht zuletzt auch durch die Hinwendung zu »älteren« Freunden, bei denen allem Anschein nach eine höhere Bereitschaft zu einer festen Beziehung besteht. Mit dem Geschlecht sind nicht nur unterschiedliche Formen eines Grundmusters verknüpft, sondern es finden sich auch Grundmuster nur für Mädchen oder Jungen, z.B. die starke Beschränkung des Mädchens im Peer-Kontext des maskulin-orientierten Handlungstypus.

(4) Die Grundmuster sind auch unterschiedlich komplex. Bei der Formulierung der Grundmuster war es meine Absicht, eine möglichst hohe Komplexität zu erreichen. Wenn es möglich war, wurden auch mehrere Dimensionen in einem Grundmuster verdichtet. So kommt es, daß ein Grundmuster bei einem Handlungstypus zwei oder mehr Dimensionen umfaßt, die bei einem anderen Handlungstypus getrennte Grundmuster aufweisen. Z.B. umfaßt das Grundmuster »Existenz eines massiven Konflikts« die Dimensionen der Beziehung zu den Eltern und die Bereiche der elterlichen Kontrolle. Beim familienorientierten Handlungstypus ist das Bindungsbemühen der Eltern in das Grundmuster »Bild einer positiven, harmonischen Beziehung« eingegangen, während das entgegenge-

setzte Verhalten, die Förderung einer möglichst schnellen Verselbständigung durch die Eltern der maskulin-orientierten Jugendlichen, ein eigenständiges Grundmuster konstituiert.

6.2. Handlungstypus und biographische Portraits

Wenden wir uns nun dem Vergleich der Handlungstypen mit den biographischen Portraits zu. Nicht nur Handlungstypen, auch die Portraits sind wissenschaftlich veranlaßte Konstruktionen oder Typisierungen. Biographische Portraits von Jugendlichen dürfen nicht mit dem/der beschriebenen Jugendlichen verwechselt werden, auch sind sie – man möchte hinzufügen: »natürlich« – keine reinen Abbilder der betreffenden Jugendlichen. Auch die Einzelfalldarstellung hat sich unvermeidlich bereits von der konkreten Wirklichkeit der Jugendlichen entfernt. Jede Form von Typisierung geht einher mit einem Verlust empirischer Fülle, der aber im Falle einer wissenschaftlich veranlaßten Typisierung aufgewogen wird durch eine gesteigerte Eindeutigkeit als Ergebnis systematischer Auswertung, bezogen auf eine spezifische Problemstellung.

Jede Typisierung, lehrt Schütz, trägt einen Index, der auf die Problemstellung verweist, zu deren Zweck sie gebildet wurde. In der Ethnomethodologie wird dies unter dem Stichwort »Indexikalität« ausführlich diskutiert (vgl. Leiter 1980). Unterschiedliche Typenbildungen in der Jugendforschung können vorkommen, ohne daß dies notwendigerweise ein Zeichen sich widersprechender Ergebnisse sein muß; dies kann auch durch divergente Problemstellungen bewirkt sein. Damit soll nicht einem grenzenlosen Relativismus in der Typenbildung das Wort geredet werden. Die gegebenen Gemeinsamkeiten in der empirischen Basis der Typisierung – trotz aller Unterschiede leben wir in einer gemeinsamen Welt (vgl. auch Goffman 1977:36f) – müssen bei ähnlich gelagerten Problemstellungen und unter Berücksichtigung der Differenzen in der theoretischen Konzeptualisierung und Methodik eine Vergleichbarkeit der formulierten Typen möglich machen. Dies ist gleichsam die Voraussetzung für die Möglichkeit eines rationalen Diskurses innerhalb der scientific community.

Hier geht es im weiteren nicht um den Vergleich von Typenbildungen aus unterschiedlichen Studien, vielmehr werden mit Handlungstypen und biographischen Portraits unterschiedliche Formen der Typisierung aus einer Studie miteinander verglichen. Handlungstypus und biographische Portraits sind unterschiedliche Formen wissenschaftlicher Konstruktion, die sich durch das jeweilige

Tabelle 6: Vorhandensein und Ausprägung der Grundmuster in den Fallbeispielen

Familienorientierter Handlungstypus

	F1	F2	F3	F4	F5	F6	F7	H1	H2	H3	H4	Sch1	Sch2
Susanne	*	**	*/4F2	**	*	**	*	**	**	*	-	**	**
Ernst	**	*	**	*	**	**	*	**	*	*	**	**	**

	S1	S2	S3	S4	S5	S6	L1	L2	L3	L4	L5	L6
Susanne	*	**	**	*	**	**	**	//	-	-/4L2	**	**
Ernst	*	**	*	*	-/4S6	*	**	*	**	**	*	*

Hedonistisch-orientierter Handlungstypus

	F1	F2	F3	F4	F5	F6	P1	P2	P3	H1	H2	H3	Sch1	Sch2
Konstanze	**	**	**	*	*	-	-	-	**	**	**	**	O	*
Jürgen	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	1H4	**

	S1	S2	S3	S4	S5	S6	S7	L1	L2	L3	L4	
Konstanze	**	**	*	**	**	**	**	**	**	**	**	1L6
Jürgen	**	*	**	//	**	-/1S5	-/1S6	**	**	*	**	**

Maskulin-orientierter Handlungstypus

	F1	F2	F3	F4	F5	F6	P1	P2	P3	P4	P5	H1	H2	H3	H4	Sch1	Sch2	Sch3	Sch4
Theresa	**	**	*	*/2F3	*	*	**	**	*	**	**	*	*	**	O	**	**	**	**
Hartmut	**	*	**	*	**	*	**	**	*	**	**	**	*	*	**	**	**	**	**

	S1	S2	S3	S4	S5	S6	L1	L2	L3	L4	L5
Theresa	*	-	*	//	**	*	**	//	**	**	**
Hartmut	**	**	**	**	*	**	-	**	//	**	* 4L4

Subjektorientierter Handlungstypus

	F1	F2	F3	F4	F6	P1	P2	P3	P4	H1	H2	H3	Sch1	Sch2	Sch3	Sch4
Yvonne	**	**	**	*	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**	**
Wilfried	**	**	**	**	**	**	**	**	*	**	O	**	**	-	-	**

	S1	S2	S3	S4	S5	S6	L1	L2	L3	L4
Yvonne	*	**	**	**	**	**	**	*	**	**
Wilfried	**	**	**	**	**	**	**	**	**	** 2L4

Die Erläuterungen zu dieser Tabelle befinden sich im fortlaufenden Text.

Abstraktionsniveau unterscheiden. Während bei den Portraits der Bezug zu dem betreffenden Individuum noch deutlich erkennbar ist, verschwindet das Einzelindividuum im Falle der Handlungstypen weitgehend hinter dem Bestreben, überindividuelle Muster aufzudecken. Im folgenden werden die biographischen Portraits mit dem jeweiligen Handlungstypus konfrontiert, um so Aussagen über den »Abstand« zwischen beiden machen zu können.

Die Tabelle 6 informiert über das Vorhandensein und die Ausprägung der Grundmuster der Handlungstypen bei den acht portraitierten Jugendlichen. Diese Tabelle muß in Verbindung mit den Übersichtstabellen 1–4 gelesen werden. Die Themenbereiche aus diesen Tabellen sind in Tabelle 6 mit einem Buchstaben gekennzeichnet: F steht für den Themenbereich Herkunftsfamilie und Erwachsenenwelt, P für Peers, H für Heterosexuelle Beziehungen, Sch für Schule, S für Selbstkonzept und L für Lebensplan. Die hinter dem Buchstaben stehende Ziffer bezeichnet den Rangplatz in der jeweiligen Spalte der Tabellen 1–4. Für den familienorientierten Handlungstypus bezeichnet P1 also das erstgenannte Grundmuster in der Spalte »Peers«. Die Tabelle wurde in vier Teiltabellen zerlegt, um deutlich zu machen, daß es sich bei Handlungstypen jeweils um unterschiedliche Grundmuster handelt. Mit F1 ist also für jeden Handlungstypus ein jeweils anderes Grundmuster gemeint. Zu beachten ist auch, daß dieselbe Ziffer-Buchstaben-Markierung bei den einzelnen Handlungstypen sich auf unterschiedliche Dimensionen beziehen kann.

Im Tabellenfeld stehen zwei Sterne (**), wenn das jeweilige Grundmuster im konkreten Fall »voll ausgeprägt« ist, ein Stern (*), wenn das Grundmuster »zumindest angedeutet« ist. Zwei schräge Striche (//) weisen darauf hin, daß dieses Grundmuster in diesem konkreten Fall nicht vorkommen kann. Z.B. bei einem Grundmuster, das nur bei Mädchen auftritt, wird dies bei Jungen durch dieses Zeichen gekennzeichnet. Eine kleine Null (o) zeigt, daß diese Dimension im offenen Interview mit dem/der betreffenden Jugendlichen nicht thematisiert wurde, ein Strich (-), daß dieses Grundmuster im konkreten Fall »tatsächlich« fehlt, obwohl es vorkommen kann und auch die entsprechende Dimension Gegenstand im Interview war. Eine Ziffer-Buchstaben-Ziffer-Kombination im Tabellenfeld bezeichnet ein Grundmuster aus einem anderen Handlungstypus. Die vorgestellte Ziffer steht für den Handlungstypus, und zwar entsprechend der Numerierung der Übersichtstabellen; »1« weist also auf den familienorientierten Handlungstypus hin usw. Die weitere Kombination verweist auf das jeweilige Grundmuster und ist genauso aufgebaut wie oben beschrieben.

Zuallererst macht die Tabelle 6 deutlich, daß in allen acht Fällen eine eindeutige Zuordnung zu einem Handlungstypus möglich ist. Dies trifft genauso für alle anderen 26 Jugendlichen zu, die in die dritte Forschungsphase einbezogen wurden. Es kommt zwar vor, daß ein oder mehrere Grundmuster in einem Fall fehlen oder daß Grundmuster aus einem anderen Handlungstypus vorkommen, doch insgesamt dominieren eindeutig die »voll ausgeprägten« oder »zumindest angedeuteten« Grundmuster des jeweiligen Handlungstypus.

Es ist zwar davon auszugehen, daß den Grundmustern – nicht zuletzt wegen der unterschiedlichen Komplexität – ein unterschiedlicher Stellenwert für die Ausformung der Handlungstypen zukommt. Läßt man diesen unterschiedlichen Stellenwert außer acht – vor allem auch, weil ein Gewichtungssystem schwer begründbar ist – dann kann ein einfacher Koeffizient für die Zuordnung zu dem jeweiligen Handlungstypus bestimmt werden, indem die Anzahl der voll ausgeprägten bzw. zumindest angedeuteten Grundmuster auf die möglichen Grundmuster bezogen wird. Je größer der Anteil der vorhandenen Grundmuster, desto genauer entspricht der Einzelfall dem Handlungstypus. In Spalte 6 der Tabelle 7 sind die Ergebnisse der Berechnung dieses einfachen Koeffizienten für alle acht Fallbeispiele zusammengefaßt. In sieben der acht Fälle sind über 90% aller Grundmuster voll ausgeprägt oder zumindest angedeutet, lediglich bei Susanne liegt dieser Koeffizient knapp unter 90%.

Eine weitere Information über den Abstand zwischen biographischem Portrait und Handlungstypus bekommt man, wenn die Falldarstellungen der Jugendlichen betrachtet werden in bezug auf die beiden Gradabstufungen des Vorhandenseins der Grundmuster (vgl. Spalte 1 und 2 der Tabelle 7). Je mehr voll ausgeprägte Grundmuster sich aufweisen lassen, desto geringer ist der Abstand. Bei Wilfried sind 21 der 22 vorhandenen Grundmuster voll ausgeprägt. Dagegen halten sich die Gradabstufungen bei Ernst mit 12 zu 12 die Waage. Unabhängig vom Anteil der vorhandenen Grundmuster betrachtet, »entspricht« Wilfried also in einem höheren Maße dem subjektorientierten Handlungstypus als Ernst dem familienorientierten Handlungstypus.

Betrachten wir im folgenden die Abweichungen zwischen den biographischen Portraits und den Handlungstypen näher. Die erste Form von Abweichung sind fehlende Grundmuster. Außer Betracht bleibt hier ein Fehlen von Grundmustern, die z.B. aufgrund des Geschlechts des/der Jugendlichen nicht eintreffen können (z.B. Jürgen, S4 in Tab. 6), und ein Fehlen, das dadurch hervorgerufen wurde, daß die betreffende Dimension im Interview nicht thematisiert wurde (z.B. Konstanze, Sch1 in Tab. 6). Diese beiden Sonderfälle wurden auch bei der Ermittlung der Anzahl der möglichen Grundmuster (vgl. Spalte 5 der Tab. 7) nicht berücksichtigt. Die Gesamtzahl der »tatsächlich« fehlenden Grundmuster – also ohne diese beiden genannten Sonderfälle – ist für jede/n der portraitierten Jugendlichen in Spalte 3 der Tabelle 7 aufgeführt. (In der Tabelle 6 sind die »tatsächlich« fehlenden Grundmuster mit einem Strich (-) gekennzeichnet.)

Bei Susanne fehlen drei Grundmuster: sie betont keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern, ihre Eltern haben keinen Einfluß auf ihre Berufswahl ausgeübt, und es fehlen auch die für den familienorientierten Handlungstypus typi-

Tabelle 7: Ausprägung der Grundmuster im Überblick

	(1) Voll ausge- prägte Grund- muster	(2) Zumindest angedeutete Grundmuster	(3) Fehlende Grundmuster	(4) Handlungs- typus-fremde Grundmuster	(5) Anzahl der möglichen Grundmuster ¹	(6) Anteil der vorhandenen Grundmuster ²
Susanne	14	7	3	3	24	88%
Ernst	12	12	1	2	25	96%
Konstanze	17	4	2	1	23	91%
Jürgen	19	2	2	3	23	91%
Theresa	13	10	1	1	24	96%
Hartmut	18	7	1	1	26	96%
Yvonne	22	3	-	-	25	100%
Wilfried	21	1	2	1	24	92%

1) Bei der Anzahl der möglichen Grundmuster bleiben die Grundmuster, die aufgrund des Geschlechts nicht vorkommen können (in Tabelle 6 mit zwei schrägen Strichen gekennzeichnet), sowie die, die im Interview nicht thematisiert wurden (in Tabelle 6 mit einer kleinen Null markiert), außer Betracht.

2) Der Anteil der vorhandenen Grundmuster wird errechnet, indem die Summe der voll ausgeprägten und zumindest angedeuteten Grundmuster auf die Anzahl der möglichen Grundmuster bezogen wird.

schen Motive der Berufswahl. Bei Wilfried fehlen zwei Grundmuster im Handlungsfeld Schule: Aufgrund einer Kumulation negativer Erfahrungen im letzten Schuljahr – er ist durchgefallen und mußte vom Gymnasium auf die Realschule wechseln – überrascht es nicht, daß er kein Interesse an Lehrinhalten wie auch an persönlichen Beziehungen zu Lehrkräften zeigt. Bei Jürgen fehlen die beiden Grundmuster für die Selbstverortung im Lebenslauf (»Fiktion eines/einer Erwachsenen«, »Erwachsensein in Verbindung gebracht mit Erfahrungen haben und kompetent handeln können«). Bei Ernst fehlt das Grundmuster »Jugend als Moratorium« und bei Theresa ein Grundmuster im Selbstkonzept (»Sie wollen ein Leben nach eigenem Zuschnitt führen«).

Die beiden verbleibenden Fälle (Konstanze und Hartmut) sind schwieriger: Bei Konstanze ist aus ihrer Beschreibung die Form ihrer Peer-Relationen nicht bestimmbar. Zunächst scheint es sich zumindest bei ihrem Münchner Kreis um einen »Peer-Kreis« zu handeln: er umfaßt eine größere Anzahl von Personen, die sich untereinander unterschiedlich intensiv kennen. Aber es fehlt ein kommerzieller Raum als Anlaufpunkt, auch sind alle bereits deutlich älter. Ihr zweiter Freundeskreis bestand ursprünglich aus Freundschaften zwischen Jungen, aber es ist keine Clique, es handelt sich nicht um eine feste Gruppe, auch ist es kein Kumpel-Netz, da sich offensichtlich alle untereinander kennen. Ein Peer-Kreis kann es nicht sein, da wiederum ein kommerzieller Anlaufpunkt fehlt. Auch Hinweise auf Konkurrenz zwischen Mädchen, die für hedonistisch-orientierte Kreise typisch erscheint, fehlen bei Konstanze.

Bei Hartmut fehlt das Grundmuster »Umschwung zu einem traditionellen Lebensplan«. Es gibt zwar einzelne Hinweise, daß er selbst Zweifel hat, ob er es verhindern kann, »spießig« zu werden. Aber vor allem betont er seinen Anspruch, seine jetzige unabhängige Lebensform fortzusetzen. Im Gegensatz zu anderen Jugendlichen dieses Handlungstypus antizipiert er sich nicht als Versorger seiner Familie. Es kann sein, daß hierin stärker noch als bei anderen maskulin-orientierten Jugendlichen eine Gegenwartsorientierung zum Ausdruck kommt, daß er sich in der Sturm- und Drangphase nicht mit der Vorstellung von dem belasten möchte, was später unvermeidlich auf ihn zukommt. Seine Zweifel deuten in diese Richtung, doch für das Grundmuster sind dies zu schwache Hinweise.

Neben den fehlenden Grundmustern gibt es noch eine zweite Form von Abweichung des Einzelfalls vom Handlungstypus: Es können in den Fallbeispielen auch Grundmuster aus einem anderen Handlungstypus auftreten. Diese handlungstypus-fremden Grundmuster sind in Tabelle 6 auf zwei verschiedene Arten verzeichnet: (1) Tritt dieses Grundmuster in einer Dimension auf, in der der Hand-

lungstypus, zu dem sich der/ die Jugendliche zuordnen läßt, auch ein Grundmuster aufweist, so wird dieses Grundmuster an derselben Stelle in Tabelle 6 mit Hinweis auf den »fremden« Handlungstypus aufgeführt. Diese handlungstypus-fremden Grundmuster können dabei anstelle von oder in Verbindung mit dem »zumindest angedeuteten« Grundmuster des jeweiligen Handlungstypus auftreten. (2) Hat der Handlungstypus für die betreffende Dimension kein Grundmuster, dann stehen handlungstypus-fremde Grundmuster neben dem zugehörigen Themenbereich. Die Gesamtzahl der handlungstypus-fremden Grundmuster ist für jedes Fallbeispiel in Spalte 4 der Tabelle 7 zusammengestellt.

Drei handlungstypus-fremde Grundmuster lassen sich bei Susanne identifizieren: Sie stellt sich als gegenkulturell orientiert dar, lehnt die Wertvorstellungen ihrer Eltern, vor allem die ihres Vaters, ab, und ihre Berufswahl scheint eher gegen ihre Eltern zustande gekommen zu sein. Alle drei Grundmuster stammen aus dem subjektorientierten Handlungstypus. In diesem Fall zeigt sich, obwohl insgesamt die Grundmuster des familienorientierten Handlungstypus deutlich überwiegen, ein leichter Einschlag in Richtung des subjektorientierten Handlungstypus.

Die gleiche Anzahl von handlungstypus-fremden Grundmustern findet sich bei Jürgen: In der Selbstverortung im Lebenslauf finden sich anstelle der Grundmuster des hedonistisch-orientierten Handlungstypus die entsprechenden Grundmuster des familienorientierten Handlungstypus. Jürgen thematisiert die Jugendphase als Moratorium und hebt die Ablösung von den Eltern als Voraussetzung für das Erwachsensein hervor. Als ein drittes handlungstypus-fremdes Grundmuster werden von Jürgen die Unterschiede zwischen den Geschlechtern betont. Auch das dritte Grundmuster stammt aus dem familienorientierten Handlungstypus, dennoch wird die Zuordnung zum hedonistisch-orientierten Handlungstypus dadurch nur unmerklich »getrübt«. Der Anteil der vorhandenen Grundmuster beträgt 91%, und vor allem sind 19 der 21 vorhandenen Grundmuster »voll ausgeprägt«.

Zwei Grundmuster aus einem anderen Handlungstypus, und zwar aus dem subjektorientierten, finden sich bei Ernst: im Selbstkonzept kommt eine gegenkulturelle Orientierung zum Ausdruck, und Erwachsensein wird als Negativkategorie thematisiert. Die beiden handlungstypus-fremden Grundmuster weisen nur eine leichte Ausprägung auf; die eindeutige Zuordnung zum familienorientierten Handlungstypus wird dadurch nicht geschmälert. Bei vier Jugendlichen findet sich jeweils ein Grundmuster aus einem anderen Handlungstypus: Konstanze gibt eine hohe Religiosität zu erkennen, die für familienorientierte Jugendliche typisch ist. Bei Theresa wird in ihrer Bezugnahme auf die Wertvorstellungen ihrer

Eltern eine Nähe zum entsprechenden Grundmuster des hedonistisch-orientierten Handlungstypus erkennbar: sie artikuliert einen weitreichenden Konsens. Für Wilfried ist die räumliche Trennung von den Eltern – wie beim hedonistisch-orientierten Handlungstypus – ein rationales Nutzenkalkül und für Hartmut die Heirat ein umstrittener Fixpunkt, letzteres ein Grundmuster des subjektorientierten Handlungstypus. Auch in diesen vier Fällen bleibt die eindeutige Zuordnung zu dem jeweiligen Handlungstypus ungebrochen.

6.3. Jugendliche Handlungstypen statt »der Jugend«

Aussagen über »die Jugend« werden der Pluralität und Differenziertheit jugendlicher Lebenslagen nicht gerecht. Hauptergebnis dieser Forschungsstudie ist der empirische Nachweis, daß Jugend im Plural aufzufassen ist; statt von »der Jugend« scheint es angebracht, von jugendlichen Handlungstypen auszugehen. Nach der eher technischen Diskussion über Grundmuster, Handlungstypen und Einzelfall soll zum Abschluß die Frage aufgeworfen werden, welchen Beitrag die Unterscheidung von Jugend in jugendliche Handlungstypen leisten kann:

(1) Korrektur pauschalisierender Gesamtbilder von Jugend

In der öffentlichen Thematisierung von Jugend werden in aller Regel Teile der Jugendlichen zu einem Bild »der Jugend« verallgemeinert. Die Jugendbilder, z.B. »Null-Bock-Generation« oder »Wendejugend«, können durchaus auf vorhandene Erscheinungsformen abzielen, aber diese treffen allenfalls für einen Teil der Jugendlichen zu. Nicht immer ist das scheinbar Neue auch neu, nicht selten handelt es sich lediglich um eine »Medien-Entdeckung«. Letzteres gilt sicherlich für die sog. Wendejugend. Vor allem das medial vermittelte Bild von Jugend ist sehr stark am Auffälligen orientiert. In der Studie von Klaus Allerbeck und Wendy Hoag (1985) gaben von über 2000 befragten Jugendlichen nur fünf an, daß sie selbst zu den »Punkern« gehören. »Die 5 Punker prägen das Jugendbild der Öffentlichkeit mehr als die 37, die in der Freiwilligen Feuerwehr sind, oder die 17 Rettungsschwimmer.« (Allerbeck/Hoag 1985:46) Drei Jahre nach Erscheinen der Untersuchung von Allerbeck/Hoag ist es in den Medien ruhig geworden um Punks; das »Auffällige« hat eine kurze Konjunktur, schnell treten Gewöhnungseffekte ein. Durch eine rasche Aufeinanderfolge medial vermittelter Jugendbilder wird zugleich die Illusion geschaffen, »die Jugend« wäre innerhalb eines kurzen Zeitraums eine ganz andere geworden.

Diese Illusion permanenter Veränderung wird auch von repräsentativen Jugendstudien gefördert, wenn ihre Ergebnisse mit Jahreszahlen versehen als »Jugend '81«, »Mädchen '82« oder »Jugendliche + Erwachsene '85« erscheinen und damit suggeriert wird, »die Jugend« sei quasi jährlich anders. Unbestritten hat auch die Jugendforschung zu unzulässigen Verallgemeinerungen beigetragen und trägt auch weiterhin dazu bei, indem Ergebnisse »auf griffige Formeln und zusammenfassende »Sätze« gebracht werden.« (Hornstein 1985:358) Mehr noch, die Vorstellung von Jugend als einer einheitlichen Jugend ist in der Wissenschaft weit verbreitet. Verbreitet in der Jugendforschung ist auch eine Essayistik, in der oftmals scharfsinnig neuere Tendenzen unter Jugendlichen aufgegriffen werden, die aber immer auch in Gefahr steht, diese Tendenzen für die Gesamtheit der Jugendlichen zu verallgemeinern.

Die Differenzierung in jugendliche Handlungstypen scheint geeignet, diese Gefahren unzulässiger Verallgemeinerung zu vermeiden, indem gerade auf die Bandbreite möglicher Verarbeitungs- und Bewältigungsmuster in den Alltagswelten von Jugendlichen verwiesen und zugleich ein Raster vorgegeben wird für die Benennbarkeit von Grundtypen innerhalb dieser Bandbreite. Statt einer ausschließlichen Fixierung auf Wandlungstendenzen ermöglicht das Konzept der jugendlichen Handlungstypen in Verbindung mit dem vorgestellten theoretischen Modell, Konstanz und Wandel in einem ausgewogenen Verhältnis zu erfassen.

(2) Anstöße für Einzelfragestellungen der Jugendforschung

Die Differenzierung in jugendliche Handlungstypen kann auch einen Beitrag für einzelne Fragestellungen innerhalb der Jugendforschung leisten. Dies soll an einem Beispiel illustriert werden: Das Verhältnis von Eltern und Jugendlichen ist in der Jugendforschung eine Endlos-Debatte. Auf der einen Seite ist die Rede von »Generationenkonflikt« oder »Generationenkluft«, auf der anderen Seite ist es ein durchgehendes Ergebnis nahezu aller empirischen Jugendstudien, daß die Jugendlichen ihre Beziehung zu den Eltern positiv beurteilen und daß eine emotionale Nähe vorhanden ist. Wird Jugend im Plural aufgefaßt, dann wird deutlich, daß diese Gegenpositionen gleichzeitig Gültigkeit beanspruchen können, jeweils bezogen auf einen Teil der Jugend. Bei einem Teil der Jugendlichen besteht ein Wertedissens, die Vorstellungswelt ihrer Eltern dient ihnen primär als Kontrastfolie für die eigenen Lebensideale; zudem berichten diese – als subjektorientiert bezeichneten – Jugendlichen einen massiven Familienkonflikt. Es läßt sich auch bestätigen, daß die Mehrzahl der Jugendlichen ihre Beziehung zu ihren Eltern als positiv darstellt. Allerdings verbergen sich – und damit wird die Polarität dieser Kontroverse verlassen – hinter der positiven Beurteilung der Beziehung zu den

Eltern »unterschiedliche Wirklichkeiten«: Ein gutes Verhältnis kann eine nahezu vollständige Unterordnung unter die Autorität der Eltern sein, hergestellt vor allem durch hohe Anpassungsleistungen der Jugendlichen. Positive Urteile können auch hervorgehen aus einer weitgehend eigenständigen Ausweitung der Handlungsfreiräume durch die Jugendlichen, die die Eltern weitgehend machtlos hinnehmen, oder auch aus einer weitgehend symmetrischen Beziehung.

(3) Anregungen für die Jugendarbeit und Jugendpolitik

In ihrem Anspruch zielt die Jugendarbeit auf die Gesamtheit der Jugendlichen, aber nur Teile der Jugendlichen werden auch erreicht. Die Differenzierung in jugendliche Handlungstypen macht es möglich, Wirkungschancen einzuschätzen und Anforderungen an Jugendarbeit und Jugendpolitik aufzuzeigen (vgl. auch Becker u.a. 1984b). Die traditionelle Jugendarbeit, wie sie z.B. in kirchlichen Jugendverbänden zu finden ist, erreicht fast ausschließlich familienorientierte Jugendliche; lediglich jüngere subjektorientierte Jugendliche sind z.T. auch in kirchlichen Jugendverbänden, aber offensichtlich nur, sofern und solange sie sich innerhalb dieser Jugendverbände einen Freiraum schaffen können. Für familienorientierte haben diese Jugendverbände/-vereine eine besondere Bedeutung dahingehend, den Peer-Kontext als Lernfeld zu eröffnen. Dieser pädagogischen Aufgabe sollten auch Jugendverbände/-vereine, die eher leistungs- oder sachorientiert sind (wie z.B. Sportvereine oder humanitäre Vereine), verstärkt Rechnung tragen. Jugendzentren – oder alle Einrichtungen der offenen Jugendarbeit – haben sowohl für subjektorientierte wie auch für maskulin-orientierte Jugendliche eine hohe Relevanz. Für Subjektorientierte ist das Jugendzentrum ein wichtiger Treffpunkt, wenn dieses – was offensichtlich nicht in jeder Stadt der Fall ist – in die progressive Szene einbezogen ist, was immer auch Auswirkungen auf die Programmgestaltung im Jugendzentrum hat. Kreativität, gegenkulturelle Inhalte und vor allem das Miteinander-reden stehen im Vordergrund, was sich meist auch mit den Idealvorstellungen der Pädagogen/Pädagoginnen deckt. Schwierigkeiten können sich dagegen mit politischen Entscheidungsträgern ergeben, zu denen die subjektorientierten Jugendlichen oftmals in Opposition stehen. Maskulin-orientierte Jugendliche sind nicht primär an der Programmgestaltung interessiert; für sie ist das Jugendzentrum vorrangig ein Raumangebot, das vor allem für die Phasen des Nichtstuns genutzt wird, während das Actionmachen auf Räume außerhalb des Jugendzentrums verlegt wird. Aufgrund ihrer sozialen und materiellen Lage sind sie oftmals in besonderer Weise auf öffentlich bereitgestellte Jugendräume angewiesen. Maskulin-orientierte Jugendliche sind das traditionelle Objekt der außerschulischen Jugendbildung (vgl. auch die Entstehungsgeschichte des Begriffs des

Jugendlichen: Roth 1983), und maskulin-orientierte Jugendliche bedürfen auch der besonderen Aufmerksamkeit und Unterstützung durch Pädagogen/Pädagoginnen, da bei ihrer Suche nach Abenteuer und Aufregung immer auch die Gefahr eines Abdriftens in »deviante Karrieren« gegeben ist. Pädagogen/Pädagoginnen in Jugendzentren sind durch diese Aufgaben oftmals überfordert, Formen der street work erscheinen vielfach effektiver (vgl. auch Bienewald/Homuth 1983). Der hedonistisch-orientierte Handlungstypus entzieht sich weitgehend dem pädagogischen Zugriff. Praktiker/innen der Jugendarbeit lassen vielfach auch wenig »Empathie« für diesen »Teil der Jugend« erkennen, was nicht zuletzt damit zusammenhängen dürfte, daß es eine Affinität gibt zwischen »bestimmten« Jugendlichen und der Jugendarbeit als Beruf, wodurch auch Verständigungsschwierigkeiten geschaffen werden. Unerlässlich ist es, wegzukommen von der Vorstellung, hedonistisch-orientierte Jugendliche seien nur das manipulierte Produkt der Kulturindustrie. Pädagogische Bemühungen in Hinblick auf hedonistisch-orientierte Jugendliche, etwa durch den Zugang zu Diskotheken, dürften nur bedingt Erfolgchancen haben. Statt sie zum Klientel der Jugendarbeit zu machen, erscheinen jugendpolitische Initiativen in Richtung auf ein ausreichendes und pädagogisch vertretbares kommerzielles Angebot wichtiger.

Die Differenzierung in jugendliche Handlungstypen gibt die Möglichkeit der Reflexion, welche Jugendlichen mit den vorgegebenen »Angeboten« erreicht werden können. Programme in der Jugendarbeit haben eine hohe Selektionswirkung; mit ihrer Formulierung werden unvermeidlich von vornherein bestimmte Gruppen von Jugendlichen ausgeschlossen. Programme der Jugendarbeit sollten nicht den (aussichtslosen) Versuch machen, für alle Jugendlichen etwas anzubieten. Zweckmäßig erscheint vielmehr eine breite Streuung von Angeboten für jeweils bestimmte Jugendliche, getragen von unterschiedlichen Einrichtungen und dezentral verteilt über das ganze Einzugsgebiet. Eine Jugendpolitik hätte dann die Aufgabe, die Angebote – sowohl pädagogisch betreute wie auch kommerzielle – zu koordinieren, durch Bedarfsanalysen Defizite aufzuzeigen und Initiativen zu deren Behebung zu ergreifen bzw. anzuregen.

Anhang: Aufenthaltsorte von Jugendlichen

Jugendheim/Jugendzentrum

Das Jugendzentrum – von den Jugendlichen meist Jugendheim genannt – ist 1981 nach umfangreichen Umbaumaßnahmen aus dem »Haus der Jugend« entstanden und ist räumlich großzügig ausgestattet. Das Jugendzentrum ist außer Sonntag, Montag und einem Samstag im Monat täglich geöffnet, und zwar von 18 bis 22 Uhr, am Freitag und Samstag bis 23.30 Uhr. Am besten besucht werden die drei Diskothekenabende, für die jeweils ein anderer Arbeitskreis zuständig ist. Für die Disko wird ein großer, dunkler Kellerraum genutzt, ausgestattet mit einer Musikanlage und einer Theke für den Verkauf von Getränken. Außer ein paar Stufen an einer Wand gibt es keine Sitzgelegenheiten. Die meisten Besucher/innen stehen während der Disko, die freibleibende Tanzfläche ist relativ klein.

Das Musikangebot der *Dienstags-Disko* umfaßt primär Funk und Soul, die Besucher/innen der Dienstags-Disko sind sehr jung, vor allem die Mädchen. Innerhalb des Jugendzentrums hat die Dienstags-Disko eine Randstellung. Die Mitarbeiter/innen des Arbeitskreises müssen sich sehr häufig gegen Angriffe von Jugendlichen und auch Hauptamtlichen wehren, daß nur konsumiert wird und kein Interesse an Angelegenheiten des Jugendzentrums vorhanden ist.

Am *Freitag- und Samstagabend* wird eine Disko mit Formen »progressiver Musik« (Rock, Reggae, Softrock, Jazzrock, Punk, New Wave, Heavy Metal usw.) angeboten. Mit Ausnahme von Punk und Heavy Metal wird diese Musik von den Jugendlichen im Jugendzentrum häufig als »Öko-Musik« bezeichnet.

Der offene Betrieb umfaßt noch eine Cafeteria und eine Teestube. Die *Cafeteria* ist gleich am Haupteingang und stellt einen beliebten Treffpunkt dar. In der Cafeteria wird eine relativ leise Hintergrundmusik gespielt, die Jugendlichen sitzen meist zu zweit oder in kleinen Gruppen zusammen, reden oder machen Spiele.

Die *Teestube* befindet sich im ausgebauten Dachgeschoß des Jugendzentrums. Der für die Teestube zuständige Arbeitskreis weist eine hohe Fluktuation und eine geringe Integration in das Jugendzentrum auf. Für manche Jugendliche ist die Mitarbeit in diesem Arbeitskreis ein Sprungbrett, sich überhaupt im Jugendzentrum zu engagieren, für die anderen Jugendlichen stellt sie scheinbar den einzigen Bereich dar, in dem sie sich selbst im diesem Haus heimisch fühlen können. Auch die Besucher/innen der Teestube nehmen von den anderen Angeboten allenfalls noch die Cafeteria in Anspruch.

Daneben gibt es weitere Arbeitskreise, einen AK Töpfern, AK Politik, AK Zeitung, AK Fußball, AK Video/ Film, AK Foto, in denen sich interessierte Jugendliche zusammengeschlossen haben.

Movie

Das Movie ist eine Kneipe, die ausschließlich von jungen Leuten besucht wird. Die Kneipe hat bereits vormittags auf und ist bis zur Sperrstunde geöffnet. Im Movie gibt es keinen Kaufzwang; so kommt es immer auch vor, daß Jugendliche nichts trinken oder essen oder sich ein Getränk gemeinsam bestellen. Daneben gibt es im Movie ab und zu auch Ausstellungen oder Dichterlesungen. Ende der 70er Jahre, als das Movie aufmachte, war es in der Stadt stark umstritten. Das Movie war Tagesordnungspunkt im Stadtrat, und in einer lokalen Zeitung wurde es als »Schandfleck« der Stadt bezeichnet. Es wurde auch die Behauptung aufgestellt, das Movie sei ein Umschlagplatz für Drogen. Zum Zeitpunkt der Untersuchung hatten sich die Wogen wieder geglättet.

Number One

Das Number One gehört zu einem Tanzstudio, jeden Samstag ist dort die Diskothek geöffnet. Gespielt wird vor allem Funk- und Soulmusik, nur ab und zu wird auch die Gelegenheit zu Standardtänzen geboten. Nahezu alle Besucher/innen sind Gymnasiast/inn/en.

Titanic

Das Titanic ist eine Diskothek in einem Dorf nahe der Stadt; es wurde während der Feldphase meiner Untersuchung eröffnet. Zunächst war das Musikangebot etwas unspezifisch, relativ bald entwickelte sich die Musik in Richtung des Musikstils der Freitags- und Samstags-Disko des Jugendzentrums, so daß das Publikum auch weitgehend dasselbe ist wie dort und im Movie.

Jugendtreff

Der Jugendtreff ist aus Privatinitiative eines Sozialarbeiters entstanden. Der Jugendtreff hat dreimal in der Woche auf und besteht aus zwei durch einen schmalen Durchgang verbundenen Räumen. Im ersten Raum steht ein Kicker und eine Theke für den Getränkeverkauf. Im zweiten Raum ist die Musikanlage, dort ist auch eine Tanzfläche, aber getanzt wird im Jugendtreff fast nie. Die Jungen sind im Jugendtreff deutlich in der Überzahl. Die meisten Besucher/innen des Jugendtreffs haben die Schule schon verlassen, darunter sind auch viele arbeitslos.

Bibliographie

- Alheit, Peter/Christian Glaß (1987), Beschädigtes Leben. Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt: Campus
- Allerbeck, Klaus/Wendy Hoag (1985), Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München: Piper
- Baacke, Dieter (1987), Jugend und Jugendkulturen. Weinheim: Juventa
- Baethge, Martin (1985), Individualisierung als Hoffnung und als Verhängnis. In: Soziale Welt 36: 299–312.
- Baethge, Martin u.a. (1987), Jugend und Krise. Eine empirische Untersuchung zur Bedeutung von krisenhaften Arbeitsmarktentwicklungen für Arbeitsbewußtsein, Arbeitsverhalten und Interessenorientierungen von Jugendlichen/jungen Erwachsenen. Göttingen: Sofi
- Beck, Ulrich/Michael Brater/Hansjürgen Daheim (1980), Soziologie der Arbeit und der Berufe. Reinbek: Rowohlt
- Becker, Helmut/Jörg Eigenbrodt/Michael May (1984), Pfadfinderheim, Teestube, Straßenleben. Jugendliche Cliques und ihre Sozialräume. Frankfurt: Extrabuch
- Becker, Helmut/Jörg Eigenbrodt/Michael May (1984b), Unterschiedliche Sozialräume von Jugendlichen in ihrer Bedeutung für pädagogisches Handeln. In: Zeitschrift für Pädagogik 30: 499–517
- Becker, Helmut/Michael May (1985), Unterschiedliche soziale Milieus von Jugendlichen in ihrer Konstitution von Sozialräumen. Zur Entwicklung einer dialektisch-materialistischen Perspektive innerhalb der sozialökologischen Jugendforschung. In: P. Cohen/M. Baethge u.a., Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage, Frankfurt: 154–183
- Berger, Peter L./Brigitte Berger/Hansfried Kellner (1987), Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt: Campus (orig. 1973)
- Berger, Peter L./Thomas Luckmann (1980), Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt: Fischer (orig. 1966)
- Bertram, Hans (1987), Jugend heute. München: Beck
- Bienewald, Erwin/Karl Homuth (1983), Ein Mädchen fürs Bett kannst du leicht haben. Frankfurt: Extrabuch
- Bilden, Helga (1980), Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: 777–812
- Breckner, Ingrid (1987), Mediale Sozialisation von Kindern und Jugendlichen: Mediale Angebote, Rezeptionsweisen und medienpädagogische Zukunftsperspektiven. In: I. Breckner/F. Herrath, Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen. Materialien zum 7. Jugendbericht, Bd. 5. München: 7–180
- Bruder-Bezzel, Almuth/Klaus-Jürgen Bruder (1984), Jugend. Psychologie einer Kultur. München: Urban & Schwarzenberg

- Brunkhorst, Hauke (1978), Interpersonelle Beziehungen in der Familie. Empirische Befunde über Auszubildende, Konstanz: Universität Konstanz, Zentrum I Bildungsforschung, Arbeitsbericht 9
- Clarke, John u.a. (1979), Jugendkultur als Widerstand. Frankfurt: Syndikat
- Conger, John J. (1979), Eltern-Kind-Beziehungen und Sozialisation im Jugendalter. In: L. Montada (Hg.), Brennpunkte der Entwicklungspsychologie. Stuttgart: 324–336
- Corrigan, Paul (1979), Nichtstun. In: J. Clarke u.a., Jugendkultur als Widerstand, Frankfurt: 176–180 (orig. 1975)
- Dittmann-Kohli, Freya/Norbert Schreiber/Frauke Möller (1982), Lebenswelt und Lebensbewältigung. Theoretische Grundlagen und empirische Untersuchung am Beispiel von Lehrlingen. Forschungsbericht des Zentrums I der Bildungsforschung, Sonderforschungsbericht 23 der Universität Konstanz
- Döbert, Rainer/Gertrud Nunner-Winkler (1975), Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in modernen Gesellschaften. Frankfurt: Suhrkamp
- Douglas, Jack D. (Hg.) (1980), Introduction to the Sociologies of Everyday Life. Boston: Allyn and Bacon
- Dreher, Eva/Michael Dreher (1985), Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter. Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In: R. Oerter (Hg.), Lebensbewältigung im Jugendalter, Weinheim: 30–61
- Erikson, Erik H. (1981), Jugend und Krise. Stuttgart: Klett-Cotta (orig. 1968)
- Ferchhoff, Wilfried (1985), Zur Pluralisierung und Differenzierung von Lebenszusammenhängen bei Jugendlichen. In: D. Baacke/W. Heitmeyer (Hg.), Neue Widersprüche. Weinheim: 46–85
- Filipp, Sigrun-Heide (Hg.) (1979), Selbstkonzeptforschung. Stuttgart: Klett-Cotta
- Frey, Hans-Peter/Karl Haußer (1987), Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: H.-P. Frey/K. Haußer (Hg.), Identität. Stuttgart: 3–25
- Friebel, Harry u.a. (1983), Hamburger Jugendstudie: Jugend beim Übergang von der Schule in den Beruf. In: H. Friebel (Hg.), Von der Schule in den Beruf. Opladen: 39–146
- Fuchs, Werner (1981), Jugendbiographie. In: Jugend '81, Bd. 1, Hamburg: 124–345
- Fuchs, Werner (1983), Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? In: Soziale Welt 34: 341–371
- Fuchs, Werner (1984), Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Fuchs, Werner (1985), Jugend als Lebenslaufphase. In: Jugendliche + Erwachsene '85, Bd. 1, Opladen: 195–264
- Furtner-Kallmünzer, Maria/Sabine Sardai-Biermann (1982), Schüler: Leistung, Lehrer und Mitschüler. In: H.G. Beisenherz u.a., Schule in der Kritik der Betroffenen, München: 21–62
- Garfinkel, Harold (1967), Common Sense Knowledge of Social Structures: The Documentary Method of Interpretation in Lay and Professional Fact Finding. In: H. Garfinkel, Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: 76–115 (orig. 1962)
- Gecas, Viktor (1981), Context of Socialization. In: M. Rosenberg/R. Turner (Hg.), Social Psychology. Sociological Perspectives. New York: 185–199
- Goffman, Erving (1971a), Wo was los ist – wo es action gibt. In: E. Goffman, Interaktionsrituale, Frankfurt: 164–292 (orig. 1967)
- Goffman, Erving (1971b), Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gütersloh: Bertelsmann (orig. 1963)
- Goffman, Erving (1977), Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt: Suhrkamp (orig. 1974)
- Hartup, Willard W. (1983), Peer-Relations. In: P. H. Mussen/E.M. Hetherington (Hg.), Handbook of Child Psychology. Bd. 4, New York: 103–196
- Havighurst, Robert J. (1972), Developmental Tasks and Education. 3. Aufl. New York: McKay
- Heinz, Walter R. u.a. (1985), »Hauptsache eine Lehrstelle«. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim: Beltz
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1986), Interdisziplinäre Jugendforschung, Weinheim: Juventa
- Hettlage-Varjas, Andrea/Robert Hettlage (1984), Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeiter – eine Ethnie? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 10: 357–404
- Hollingshead, August B. (1949), Elmtown's Youth. New York: Science Editions
- Hornstein, Walter (1985), Jugendforschung – kennt sie die Jugend? In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Immer diese Jugend! München: 351–362
- Hornstein, Walter u.a. (1975), Lernen im Jugendalter. Stuttgart: Klett
- Hurrelmann, Klaus (1983), Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts in der Sozialisationsforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 3: 91–103
- Hurrelmann, Klaus/Bernd Rosewitz/Hartmut K. Wolf (1985), Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim/München: Juventa
- Hurrelmann, Klaus/Martin Mürmann/Jochen Wissinger (1986), Persönlichkeitsentwicklung als produktive Realitätsverarbeitung. Die interaktions- und handlungstheoretische Perspektive in der Sozialisationsforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Entwicklungssoziologie 6: 91–109
- Hurrelmann, Klaus (1987), The Limits and Potential of Social Intervention in Adolescence: An Exemplary Analysis. In: K. Hurrelmann u.a. (Hg.), Social Intervention: Potential and Constraints. Berlin: 219–258
- Jugend '81 (1981), Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell. 3 Bde, Hamburg
- Jugendliche + Erwachsene '85 (1985), Generationen im Vergleich. Hg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, 5 Bde, Leverkusen: Leske + Budrich
- Kandel, Denise B./Gerald S. Lesser (1972), Youth in Two Worlds. San Francisco: Jossey Bass
- Kärtner, Georg u.a. (1984), Berufliche Sozialisation im Zeitverlauf. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4: 211–224
- Keddi, Barbara/Eva-Maria Otto (1985), Lehrlinge – Erfahrungen mit dem Ernst des Lebens. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Immer diese Jugend! München: 211–224
- Leiter, Kenneth C. (1980), A Primer on Ethnomethodology. New York: University Press
- Lenz, Karl (1986), Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt: Campus
- Luckmann, Thomas (1979), Phänomenologie und Soziologie. In: W.M. Sprondel/R. Grathoff (Hg.), Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: 196–206
- Mannheim, Karl (1968), Das Problem der Generationen. In: K. Mannheim, Wissenssoziologie, hg. v. K.H. Wolff, Neuwied: 509–565 (orig. 1928)
- Mitterauer, Michael (1986), Sozialgeschichte der Jugend. Frankfurt: Suhrkamp
- Mühlfeld, Claus (1987), Jugend als zentrale Kategorie der Statusbiographie. Zum Erwerb des beruflichen Habitus. In: H. Reimann/H. Reimann (Hg.), Die Jugend. 2. neu bearb. Aufl., Opladen: 69–91
- Oerter, Rolf (1987), Jugendalter. In: R. Oerter/L. Montada u.a., Entwicklungspsychologie, 2. neu bearb. Aufl., München: 265–338
- Oerter, Rolf (1986), Developmental Task through the Life-span: A New Approach to An Old Concept. In: D.L. Featherman/R.M. Lerner (Hg.), Life-span Development and Behavior. Vol. 7, New York: 233–271
- Olbrich, Erhard (1983), Jugendalter – Zeit der Krise oder der produktiven Anpassung. In: E. Olbrich/E. Todt (Hg.), Probleme des Jugendalters. Heidelberg: 1–47
- Olbrich, Erhard (1985), Konstruktive Auseinandersetzung im Jugendalter: Entwicklung, Förderung und Verhaltenseffekte. In: R. Oerter (Hg.), Lebensbewältigung im Jugendalter, Weinheim: 7–29

Olk, Thomas (1985), Jugend und gesellschaftliche Differenzierung – zur Entstrukturierung der Jugendphase. In: H. Heid/W. Klafki (Hg.), Arbeit – Bildung – Arbeitslosigkeit. 19. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik. Weinheim: 290–301

Oswald, Hans (1980), Abdankung der Eltern? Weinheim: Beltz

Pettinger, Rudolf (1985), Familie – Autorität und Autonomie. In: Deutsches Jugendinstitut (Hg.), Immer diese Jugend! München: 265–274

Pöggeler, Franz (1984), Jugend und Zukunft. Erkenntnisse und Hoffnungen. Salzburg: Otto Müller

Projektgruppe Jugendbüro und Hauptschülerarbeit (1975), Die Lebenswelt von Hauptschülern. München: Juventa

Reimann, Helga (1987), Familienbeziehungen Jugendlicher. In: H. Reimann/H. Reimann (Hg.), Die Jugend. 2. neu bearb. Aufl., Opladen: 53–68

Rosenmayr, Leopold (1976), Schwerpunkte der Jugendsoziologie. In: R. König (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, Stuttgart: dtv-Enke

Roth, Lutz (1983), Die Erfindung des Jugendlichen. München: Juventa

Schallberger, Urs u.a. (1984), Zur reziproken Beziehung von Berufsausbildung und Persönlichkeit. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4: 197–210

Schmerl, Christiane (1982), Einige Gedanken zur Sozialisation von Frauen. In: G. Mohr u.a. (Hg.), Frauen, München: 20–37

Schober, Karin (1985), Jugend im Wartestand: Zur aktuellen Situation der Jugendlichen auf dem Arbeits- und Ausbildungsstellenmarkt. In: Mitteilungen aus Arbeitsmarkt und Berufsforschung 18: 247–264

Schütz, Alfred (1971a), Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: A. Schütz, Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Den Haag: 3–54 (orig. 1954)

Schütz, Alfred (1971b), Das Problem der transzendentalen Intersubjektivität bei Husserl. In: A. Schütz, Gesammelte Aufsätze, Bd. 3, Den Haag: 86–118 (orig. 1957)

Schütz, Alfred/Thomas Luckmann (1975), Strukturen der Lebenswelt. Neuwied, Darmstadt: Luchterhand

Schütze, Fritz (1981), Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: J. Matthes u.a. (Hg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: 67–156

Scott, Marvin B./Stanford M. Lyman (1976), Praktische Erklärungen. In: M. Auwärter u.a. (Hg.), Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt: 73–114

6. Jugendbericht (1984), Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland. Drucksache 10/1007 des Bundestages

Seidenspinner, Gerlinde/Angelika Burger (1982), Mädchen '82. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Lebensgefühl 15- bis 19jähriger Mädchen in der Bundesrepublik, durchgeführt vom Deutschen Jugendinstitut München im Auftrag der Zeitschrift Brigitte, Hamburg: Gruner & Jahr

Sielert, Uwe (1987), Sexualerziehung in der Jugendarbeit. In: G. Presting/U. Sielert/R. Westphal, Erziehungskonflikte und Beratung. Materialien zum 7. Jugendbericht, Bd. 7, München: 169–300

Silbereisen, Rainer K. (1986a), Entwicklung als Handlung im Kontext. Entwicklungsprobleme und Problemverhalten. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Entwicklungssoziologie 6: 29–46

Silbereisen, Rainer K./Peter Kastner (1986b), Neue Orientierungen in der psychologischen Jugendforschung. In: W. Heitmeyer (Hg.), Interdisziplinäre Jugendforschung. Weinheim: 63–75

Simmel, Georg (1958), Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot (orig. 1908)

Straver, Cornelius J. (1984), Lernziel: Partnerschaft. Probleme von Jugendlichen beim Aufbau sexueller Beziehungen. München: DJI-Verlag

Ulrich, Klaus (1980), Schulische Sozialisation. In: K. Hurrelmann/D. Ulich (Hg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: 469–498

Wahl, Klaus/Michael-Sebastian Honig/Lerke Gravenhorst (1982), Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung, Frankfurt: Suhrkamp

Watzlawick, Paul/Janet H. Beavin/Don D. Jackson (1969), Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern, Stuttgart: Huber (orig. 1967)

Weber, Max (1976), Wirtschaft und Gesellschaft, 5. Aufl., Tübingen: Mohr

Wilson, Thomas P. (1973), Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek: 54–79

Youniss, James (1982), Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen. In: W. Edelstein/M. Keller (Hg.), Perspektivität und Interpretation. Frankfurt: 78–109

Zinnecker, Jürgen (1981), Die Gesellschaft der Altersgleichen. In: Jugend '81. Bd. 1, Hamburg: 422–673

Zinnecker, Jürgen (1985), Kindheit, Erziehung, Familie. In: Jugendliche + Erwachsene '85, Bd. 3, Opladen: 97–292

Zinnecker, Jürgen (1987), Jugendkultur 1940–1985, Opladen: Leske + Budrich

Karl Lenz

Alltagswelten von Jugendlichen

Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen

Campus Forschung Band 475

1986. 458 Seiten. ISBN 3-593-33596-4

Martin Baethge, Harald Schomburg, Ulrich Voskamp

Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung

Forschungsbericht des SOFI Göttingen

Campus Forschung Band 340

1983. 250 Seiten. ISBN 3-593-33217-5

Peter Alheit, Christian Glaß

Beschädigtes Leben

Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher

Ein soziologischer Versuch über die »Entdeckung« neuer Fragestellungen

Unter Mitarbeit von Chr. Biesinger, B. Dausien und A. Reger

1986. 364 Seiten. ISBN 3-593-33606-5

Projektgruppe »Frankfurter Berg«

»Eigentlich hatten wir null Bock...«

Politische Jugendbildung im Stadtteil

Ein Praxisbericht

1981. 180 Seiten. ISBN 3-593-32806-2

Raoul Wortmann, Regina Berg

Gratwanderungen

Erfahrungen in der offenen Jugendhilfe

1983. 200 Seiten. ISBN 3-593-33177-2

Dieter Baumhoff, Heidi Depil

Projektträume

Geschichte und Alltag eines sozialpädagogischen Mädchenwohngemeinschafts

Mit einem Vorwort von Manfred Liebel

1982. 256 Seiten. ISBN 3-593-33081-4

Georg Auernheimer

Der sogenannte Kulturkonflikt

Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher

1988. 232 Seiten. ISBN 3-593-33996-X

Uli Bielefeld

Inländische Ausländer

Zum gesellschaftlichen Bewußtsein türkischer Jugendlicher

in der Bundesrepublik

1988. Ca. 220 Seiten. ISBN 3-593-33991-9

Helmut Mair

Situationsorientierte Jugendarbeit

Verständigungs- und Lernprozesse in einem offenen Rahmen

Campus Forschung Band 455

1985. 213 Seiten. ISBN 3-593-33537-9

Christine Morgenroth

Zwischen Selbstorganisation und Selbstzerstörung

Identitätsprobleme jugendlicher Arbeitsloser

Campus Forschung Band 416

1984. 291 Seiten. ISBN 3-593-33409-7

Jürgen Münch

Jugendberatungsstelle zwischen Anspruch und Anpassung

Probleme der Entwicklung eines Modellversuchs

Eine empirische Analyse

Campus Forschung Band 321

1983. 284 Seiten. ISBN 3-593-33194-2

ISBN 3-593-34003-8